Novellen.

Aus dem Französischen

von

A. d. Franz.

* * *

(= Herzog Max in Bayern)

München, 1868.
Gg. Franz'sche Buch- und Kunsthandlung.
(Ed. Lotzbeck.)

Vier Monate im Gefängniß.

Die Glocke verkündete den Schluß der Vesper. Vor der Kirchthüre harrten die Burschen der Mädchen, die alsbald aus der Kirche kamen, Jedes ihr Gebetbuch in der Hand haltend. Als Jeanny Nesles die Reihe der jungen Leute durchschritt, empfing sie ein freudiges Gemurmel. Sie hatte schelmische blaue Augen, die schönsten schwarzen Haare, deren Fülle das schneeweiße Häubchen von Mousselin kaum zu fassen vermochte. Dabei lachte sie, wodurch sich auf ihren rosigen Wangen zwei allerliebste Grübchen bildeten, und eine Perlenreihe der schönsten Zähne sich blicken ließ. Jetzt senkte sie das Köpfchen, ein wenig erröthend wegen des schmeichelhaften Empfanges; als sie aber an Alphonse Quentin vorüber ging, einem schmucken Blondkopf, von blühender Gesichtsfarbe, rosigen Wangen und biedern Aussehens, da schielte die kleine Spitzbübin verstohlen zu ihm hinüber.

„Wie doch der Jeanny Nesles die Haube übel zu Gesicht steht", bemerkte ziemlich laut Josephine Lallemand zu einigen der Mädchen. Josephine war nämlich eifersüchtig auf Jeanny, welche Alphonse Quentin liebte. Obgleich sie das reichste Mädchen im kleinen Flecken V . . . war, so hatte sie doch mehr wie Einmal das Glück ihrer Nebenbuhlerin beneidet, die nur ein armes Fabrikmädchen war.

Als die Glocke schwieg, zerstreuten sich die Gruppen. Anstatt, wie die andern Mädchen, mit ihrem Liebhaber noch einen Spaziergang zu machen, ging Jeanny Nesles raschen Schrittes ihres Wegs, als ob sie es gar nicht bemerkt hätte, wie sehnsüchtig ihr Alphonse nachblickte. Sie bog in eine kleine Gasse, an deren Ende eine ärmliche Hütte stand, Jeanny öffnete die Thüre und trat hinein. Trotz der spärlichen Einrichtung im Innern der Wohnung, ruhte doch das Auge wohlgefällig auf derselben; denn es herrschte die musterhafteste Reinlichkeit.

„Gott sei gelobt, daß du wieder da bist", sagte, die Augen aufschlagend, eine alte Frau, auf dem einzigen Stuhle sitzend, der sich in der Stube befand, und einen Rosenkranz zwischen den Fingern haltend. Es war Louison, die alte Großmutter des Mädchens, ihre einzige lebende Anverwandte. „Aber warum bist du so bald nach Hause zurückgekommen, mein Kind?" fragte die Alte. „Es ist heute so schönes Wetter. Du hättest, wie deine Kameradinnen, spazieren gehen sollen. In deinem Alter soll man sich zerstreuen." „Du hättest dich ohne mich gelangweilt." „Nein, ich habe indessen für dich gebetet", sagte die alte Großmutter und warf dem Mädchen einen liebevollen Blick zu. „Es ist doch mehr als billig, daß ich dir am Sonntage wenigstens Gesellschaft leiste, unter der Woche bist du ja ohnehin immer allein. Uebrigens liebe ich das Herumgehen nicht," meinte Jeanny und umarmte ihr altes Mütterchen; dann fing sie zu singen an, während sie die Haube vom Kopfe löste und in den Schrank that, damit sie für morgen ja noch sauber bliebe. Sie sah mit ihren so dichten schwarzen Haaren, ohne die Haube, noch viel

schöner aus. Plötzlich trat ein Mann herein und auf die Alte zugehend, sprach er: „Mutter Louison, eure Enkelin ist nichts weiter als eine Kokette.“ „Erkläre mir warum, mein Sohn?“ entgegnete die Alte lächelnd. „Hat dich die Jeanny geplagt?“ „Ich bin in sie verliebt wie ein Narr“, zürnte der junge Mann. „Sie unterhält es Einen verliebt zu machen und dann . . . . und dann thut sie wieder, als kenne sie Einem nicht. So hat sie sich beim Ausgang aus der Kirche nach der Vesper so gestellt, als hätte sie mich gar nicht gesehen“. „Alphonse Quentin“, unterbrach ihn Jeanny, „ich bin keine Kokette, und wenn du dir den Anschein gibst, als hätte zwischen uns jemals ein eigentliches Verhältniß bestanden, so bist du ein eitler Lügner.“

Der junge Mann erröthete und stotterte. Jeanny mit ihren herabhängenden schwarzen Locken kam ihm reizender wie je vor. „Ich . . . gewiß . . . ich wiederhole es . . .“ Jeanny zuckte die Achseln. „Warum liebst du mich denn?“ fragte sie. „Habe ich dich jemals aufgefordert, mit mir zu sprechen?“

„Nein, und das ist es, was mich zur Verzweiflung bringt“, entgegnete Alphonse seufzend; dann sich zu der alten Großmutter wendend, welche lächelnd zugehört hatte und den guten Ruf des Alphons kannte, daher es ihr auch Freude gewährte, daß er ihre Enkelin liebte; „Mutter Louison“, rief der arme Liebende, dessen Augen sich mit Thränen füllten, „wie schade, daß Jeanny so schön ist, aber kein Herz hat!“ „Was das betrifft, schweige“, fiel ihm die Alte in die Rede. „Jeanny hätte kein Herz? Pflegt sie nicht ihre alte Großmutter? Sie hätte kein Herz! Jeden Abend, obschon müde von der Arbeit, strickt

sie noch für mich oder bessert meine schadhaften Sachen aus. Daß ich nicht zerrissen daher gehe, ist nur ihr Verdienst. Oh du weißt nicht, was du sprichst, Alphonse." „Ihr habt vollkommen Recht, Großmutter. Ich begehe ein großes Unrecht an ihr, wenn ich so von ihr rede, aber, fuhr er schluchzend fort, „ich fühle es, ich habe keine Kraft zur Arbeit mehr, wenn sie fortfährt mich zur Verzweiflung zu bringen. Ich schlafe nicht mehr, ich kann nicht mehr essen . . . Wenn sie mir nur sagen würde, Alphonse, du mißfällst mir recht . . ." Jeanny war ergriffen, hatte jedoch Kraft genug, ihre Rührung zu verbergen. „Nun denn", begann sie, „wenn ich dir auch eingestehen würde, daß du mir nicht mißfällst, was würde es dir nützen, da wir uns doch nicht heirathen können?" „Und warum denn nicht? Glaubst du, ich würde dich unglücklich machen? Dazu wäre ich nicht fähig. Erkundige dich über mich in der ganzen Nachbarschaft. Alle Leute können es mir bezeugen, daß ich kein böser Junge bin. Ist es nicht so, Großmutter?" Ich habe immer nur Gutes von dir gehört", versetzte die Alte. „Wenn aber Jeanny nicht deine Frau werden will, so wird sie wohl ihre Gründe dafür haben." „So soll sie sich gegen mich erklären," meinte Alphonse. „Oh Jeanny! antworte mir, ich beschwöre dich! Wirst du in der ganzen Welt einen Menschen finden, der dich treuer und inniger lieben könnte als ich?" Er zitterte und in seinen bleichen Zügen offenbarte sich der innere Seelenschmerz, so daß Jeanny ihre scheinbare Kälte nicht länger mehr behaupten konnte. „Höre, Alphonse Quentin," erwiderte sie mit bewegter Stimme, „ich schwöre dir daß, hätte ich mir einen Mann zu erwählen,

kein anderer als du es sein würde; aber ich will nicht heirathen." „Du bist viel zu schön, um ledig zu bleiben. Du hast einen anderen Grund, den du mir nicht sagen willst." Jeanny schwieg. „Ich verstehe dich," rief er plötzlich und freudig. „Du willst die Großmutter nicht verlassen, die nur dich allein auf der Welt hat," und er drückte der Alten einen Kuß auf die Wange. „Gebt euere Zustimmung, Mutter Louison, denn ihr müßt mit uns gehen. Ich werde euch eben so lieb haben, wie sie, so wahr ich ein ehrlicher Junge bin!" Er sah Jeanny an, in der Erwartung, sie werde ihm einen Kuß gestatten, als sie jedoch keine Miene dazu machte, so beehrte er die Alte mit einem zweiten Kusse.

Das Mädchen war ernster geworden. „Alphonse", sagte sie, „verstehe mich recht. Ich singe und lache den ganzen Tag, das ist wahr. Dies hält mich jedoch nicht ab, reiflich zu überlegen. Du hast ohne Zweifel die redlichste Absicht; allein du bist ein närrischer Mensch. Du verlangst, daß ich dich heirathen soll, du schlägst mir vor, die Großmutter mitzunehmen. Bedenke doch nur, welch' trauriges Hauswesen wir führen würden, ich die ich mir täglich blos acht Sous durch meine Handarbeit verdiene und du, welcher sich als Schreiner nicht einmal alle Tage auf dreißig zu stehen kömmt. Wenn ich nur eine Aussteuer und ein wenig Geld besäße mir einen kleinen Krämerladen im Orte zu errichten. Ich hätte Freude an so einem Geschäft; auch bin ich gewiß, ich würde mich fortbringen. Wenn du auch etwas Vermögen hättest, wenn wir nicht alle Beide so arm wären, so würde ich eine Heirath zwischen uns begreiflich finden; so aber, siehst du, blos

um sich zu heirathen und dann im Elend zu verschmachten oder dienen zu müssen, nein, das wäre nichts. Ich sage, eine Frau muß sich in ihrem Haushalt behaupten können, so aber müßte ich den Morgen nach der Hochzeit wieder in die Fabrik zur Arbeit gehen. Nochmals nein, denke nicht mehr an mich, Alphonse. Was du von mir verlangst, ist unmöglich. Ich werde niemals einwilligen." Diese entschiedene Erklärung des Mädchens entmuthigte den verliebten Burschen keineswegs. „Und wieviel Geld brauchtest du, um den Kramladen einzurichten und zu deiner Aussteuer?" fragte er sie. Jeanny entgegnete mit bezauberndem Lächeln: „Ich brauchte eine Summe, mein lieber Alphonse, wie du nie eine derartige besitzen wirst. Ich glaube, dazu brauchte ich wenigstens tausend Francs." „Verspreche mir Geduld zu haben und ich verschaffe sie dir." Das junge Mädchen zuckte ungläubig die Achseln. „Ich will sie haben," erwiederte sie; „aber ich werde lange warten müssen, glaube ich."

Peter Lamoureux, der Werkführer in der Fabrik zu V... hatte ein sanftes aber heuchlerisches Aussehen. Seine dicken Lippen, sein zeitweise leuchtendes Auge, verriethen die sinnliche Natur des Mannes.

Mehr als Eine der Arbeiterinnen, welche unter seiner Aufsicht standen, wußte, daß es ein Unglück für sie war, diesem Manne zu gefallen, ja daß es eine Sache auf Leben und Tod war, nämlich eine Existenz-Frage; denn es stand in seiner Macht, diejenige aus der Fabrik zu entlassen,

welche ihm Widerstand oder Verachtung zeigte, was er nie verziehen hätte. Der Eigenthümer der Fabrik wohnte in der Stadt. Er bekümmerte sich wenig um das Sittlichkeitsgefühl seines Werkführers, der, was sein Geschäft betraf, ein tüchtiger und streng redlicher Mann war. Niemand hätte es daher wagen dürfen, ihn bei dem Besitzer der Anstalt zu verdächtigen, einem Manne, der zugleich den großen Herrn spielte, stets in eleganter Equipage nach der Fabrik fuhr, sich jedoch nie länger als einen halben Tag dortselbst aufhielt. Unter allen Ständen ist Koketterie und Eitelkeit das Unglück der Frauen.

Diejenige, welche gerade von dem flatterhaften Peter bevorzugt wurde, genoß beinahe königliche Rechte über ihre Colleginnen, weßhalb auch die Meisten sich dieses vorübergehenden Triumphes zu erfreuen suchten. Jede schmeichelte sich insgeheim, den unbeständigen Werkführer dauernd fesseln zu können. Rose Frochard, ein Mädchen von üppigem Körperbau, zog seit einiger Zeit die Blicke Peters auf sich, als plötzlich Jeanny Nesles im ganzen Ort eine Art von Berühmtheit erhielt, indem sie die Heldin einer Begebenheit wurde, die auch dem Werkführer zu Ohren kam.

Ein armer Tischler, Alphonse Quentin, hatte aus Liebe zu ihr sich eine Aufgabe gestellt, welche Jedermann für unausführbar erklärte.

Er war nach Paris gegangen, in der Hoffnung, tausend Francs zurückzubringen; denn Jeanny hatte dies zur Bedingung ihrer künftigen Heirath gemacht. Und um diesen Weg zurückzulegen, einen Weg von mehr als achtzig Stunden, standen Alphonse nur seine beiden Füße und zwei Stücke von hundert Sous zu Gebot.

Man erfuhr bald noch eine Geschichte, welche den Verliebten in den Augen der Mädchen noch interessanter machte. Josephine Lallemand, die einzige Tochter eines kleinen, aber sehr wohlhabenden Pächters, hatte sich, während er auf dem Pachthofe mit Arbeit beschäftigt war, so sehr in den armen Tischler verliebt, daß sie ihren Vater überredet hatte, ihn ihr zum Manne zu geben. Da sie ihrem Vater erklärt hatte, daß sie aus Gram sterben würde, wenn Alphonse die Gegend verließe, so hatte dieser seine Tochter dem jungen Manne selbst angetragen. Aber Alphonse's Herz war nicht mehr frei. Er lehnte den Antrag ab, obgleich sie ihm ein hübsches Vermögen zugebracht hätte, das der Vater freiwillig noch um zweitausend Francs vermehrt hätte. Mißmuth und Gram warfen das getäuschte Mädchen auf das Krankenlager.

Peter Lamoureux kam nun auf den Gedanken, seine Gunst der im Orte nunmehr so berühmten Jeanny Nesles zuzuwenden, woran er bisher noch nicht gedacht hatte. Sie hatte auch stets, so viel wie möglich, seine Nähe sorgsam vermieden, im Gegensatz ihrer Genossinnen. Peter war ganz überrascht von Jeanny's Schönheit, die er seither nicht so beobachtet hatte. Er wunderte sich über sich selbst, daß er nicht schon früher diese Entdeckung gemacht hatte. Allein Peter, der in verliebten Händeln nichts weniger als unerfahren war, merkte bald, daß er bei diesem Mädchen mit Geduld und Schlauheit zu Werke gehen müsse. Er fing nun an, ihr auf die feinste Manier den Hof zu machen. Jeanny, die wohl wußte, welcher Gefahr sie sich aussetzte, wenn sie ihn schnöde abwiese, stellte sich einstweilen so, als verstehe sie seine Schmeiche-

leien nicht. Das dauerte einen Monat. Endlich konnte sie doch nicht umhin, die entschiedenen Liebeserklärungen anhören zu müssen. Da sie eben so fein als hübsch war, so gab sie stets ausweichende Antworten, nahm es auf die scherzhafte Seite und verfehlte nicht, schelmisch dabei lächelnd, ihre schönen Zähne zu zeigen.

Peter Lamoureux war bald so in sie verliebt, daß er gar nicht daran dachte, sie aus der Fabrik zu entlassen; denn er fühlte, daß er ohne ihre Nähe sich unglücklich fühlen würde. Fast ein Jahr lang hielt ihn Jeanny auf diese Weise hin. Im ganzen Orte wunderte man sich über die Aenderung im Charakter des Lamoureux und man hielt Jeanny Nesles für eine kleine Hexenmeisterin. Jeanny, ohne dem Werkführer die geringste Gunstbezeugung zu erweisen, genoß viele Begünstigungen in der Fabrik. Alles was sie sagte, war gut gesagt, alles was sie that, war recht gethan. Es war aber ein Mädchen da, welches vor Eifersucht vergehen wollte. Dies war Rosa Frochard. Die arme Jeanny fing endlich an einzusehen, daß es mit ihren seitherigen Ausflüchten zu Ende ginge und daß Lamoureux immer zudringlicher werde. Sie war überzeugt, der Tag sei nicht ferne, wo ihr die Wahl zwischen Nahrungssorgen oder Schande beschieden würde, wo sie außer Stand wäre, selbst die alte Großmutter ernähren zu können.

Glücklicherweise gab ihr ein Brief von Alphonse Quentin wieder Muth. „Es gibt schöne Frauen in Paris schrieb er ihr, „aber keine Einzige, die so schön ist wie Du, namentlich Keine, welche mein Herz besitzt. Meine Jeanny, wir werden nächstens das Ziel unserer Wünsche erreicht

haben. Ich habe so fleißig gearbeitet, ich habe so viel gelernt und so viel erspart, daß ich bald die nöthigen tausend Francs beisammen haben werde, die mir den süßesten Lohn gewähren sollen."

Jeanny, wenn gleich mit ihrem Alphonse sehr zufrieden, gab ihm dennoch keine Antwort. Sie konnte nämlich nicht schreiben. Sie hatte es deßhalb schon im Voraus mit ihm verabredet, daß sie sich nie an Eines der jungen Mädchen wenden würde, das in diesem Punkt gelehriger als sie wäre. Auch dünkte ihr Keine unter ihnen ihres Vertrauens werth.

Eines Tages sagte ihr Lamoureux: „Heute ist Samstag, also Zahltag. Nachdem Du ausgezahlt sein wirst, bleibst Du noch da. Ich habe mit Dir Einiges zu sprechen in Betreff Deiner Arbeit in der Fabrik." Das junge Mädchen erbebte innerlich, doch hoffte sie noch immer dem Versucher zu entschlüpfen. Die Arbeiterinnen sahen sich einander an. Sie wußten, was das Besprechen über Arbeitsgegenstände zu bedeuten hatte. Einige beneideten ihr Loos. Arme Kinder. Rose Frochard glühte vor Zorn.

Als es Abend geworden, befand sich Jeanny im Comptoir des Werkführers.

Dieser saß noch immer an seinem Schreibpult. „Jeanny," sagte er, ohne sich zu erheben. Das Mädchen sah ihn an. Er war bleich geworden; seine kleinen Augen blitzten unheimlich. Jeanny erzitterte im Innersten. Er gebot ihr doch nicht, noch näher an ihn heranzutreten, sondern öffnete eine Schublade, nahm eine Banknote von tausend Francs heraus und legte sie auf das Schreibpult. „Ich habe erfahren", fing er an, „Du träumst von tausend

Franken. Hier hast Du sie. Du kannst, wenn Du willst, dieses Papier auf der französischen Bank gegen Geld austauschen. Nimm es mit, ich schenke es Dir, unter einer einzigen Bedingung jedoch. Morgen nach dem Hochamte, begieb Dich nach la Feuillée. Du wirst mich dort finden. Ich werde Dich mit einem Cabriolet dort erwarten. Wir wollen in der Stadt spazieren gehen und ein gutes Diner einnehmen. Ich verspreche Dir einen fröhlichen Tag, wie Du noch keinen erlebt hast. Mein Entschluß ist unerschütterlich. Sage ja oder nein. Sagst Du aber nein, so kannst Du Dir die Folgen selbst denken. Nun lebe wohl, auf morgen. Ich erwarte für diesen Abend den Besitzer der Fabrik. Ich muß mich einrichten, ihn zu empfangen." Er hatte kaum ausgesprochen, so sah man durch das Fenster eine herrliche Equipage rasch vorfahren. „Da ist er schon," rief der nichtswürdige Werkführer. Er sprang schnell auf und eilte seinem Vorstand entgegen. Eine Stunde darauf kehrte er ganz verstört in das Comptoir zurück; denn er erinnerte sich, daß er in Folge der Zerstreuung über Jeanny's Schönheit und durch die plötzliche Ankunft seines Herrn es vergessen hatte, den Schlüssel der Schublade einzustecken. Er öffnete sie, um sich zu überzeugen, ob nichts fehle. Dann athmete er beruhigt auf. Nichts fehlte, als das Billet mit den tausend Franken. „Jeanny," dachte er, „hat es mitgenommen. Also gibt Jeanny das Rendezvous. Diese Eroberung kömmt mir doch ein wenig theuer zu stehen" murmelte er zwischen den Zähnen. „Bah!" Das Mädchen ist gar so schön."

Zwei Tage darauf, nämlich am Montag, kleidete sich Jeanny an, um sich in die Fabrik zu begeben. Sie zitterte und war so bleich, daß die Großmutter sie ängstlich fragte: „Ist Dir unwohl, mein Kind?“ „Nein Großmutter.“ „Dann verschweigst Du mir etwas,“ entgegnete ihr die Alte mit sanftem Vorwurf. „Nun denn,“ sagte Jeanny. „Ja, ich wollte Dich nicht beunruhigen. Längeres Schweigen würde mir das Herz brechen; ich will Dir Alles mittheilen.“

In diesem Augenblick erschienen zwei Gendarmen unter der Thüre. Jeanny und die Großmutter erbebten. „Im Namen des Gesetzes befehle ich Ihnen, Jeanny Nesles, mir zu folgen,“ erklärte der Eine von ihnen. „Ich?“ fragte sie und erbleichte. „Ja, Sie müssen vor Gericht erscheinen, als des Diebstahls einer Banknote im Werthe von tausend Francs angeklagt, deren Besitzer der Werkführer der Fabrik in V..., Herr Peter Lamoureux ist.“

„Ach! mein Gott!“ jammerte Jeanny und rang verzweifelnd die Hände.

Sie sank ohnmächtig nieder.

Anfangs hatte der Auftritt die alte Louison in eine Art von Stumpfheit versetzt, als sie aber die geliebte Enkelin blaß und regungslos, wie eine Todte auf dem Boden liegen sah, da bemächtigte sich ihrer für den Augenblick eine überraschende Selbstbeherrschung. Sie warf den vom Alter gesenkten Kopf mit einem Anflug von Würde kräftig und stolz empor, blickte die beiden Gendarmen an und sprach im Tone der festen Ueberzeugung: „Sie irren sich sicherlich, meine Herren. Die Nesles waren immer so ehrbare Leute, daß nie der Verdacht selbst die Letzte der Familie

nicht zu erreichen vermag. Entfernen Sie sich und lassen Sie mich mit dem armen Kinde allein, denn Ihre verhaßte Gegenwart könnte es tödten." Beide Männer kannten Mutter Louison schon seit mehreren Jahren, da sie geraume Zeit schon im Orte stationirt waren. Sie kannten die Alte als eine allgemein geachtete Frau. Es that ihnen um so weher, ihr gegenüber ihre traurige Pflicht erfüllen zu müssen.

„Nur mit schwerem Herzen erfüllen wir unsere Pflicht," sagten die Gendarmen. Unterdessen hatten sich einige Bewohnerinnen des Ortes vor der Thüre gesammelt. Eine von ihnen trat herein, um Jeanny beizustehen und ihr Wasser in das Gesicht zu spritzen. Endlich schlug sie die Augen auf, verwirrt um sich blickend. Auf einmal stieß sie einen Schrei aus und warf sich den Gendarmen zu Füßen. „Schleppen Sie mich nicht fort," bat sie in herzzerreißendem Ton. „Ich habe Niemand etwas zu Leid gethan, meine Herren. Was wird aus meiner Großmutter werden, wenn Sie mich von ihr trennen?"

Die Unglückliche hätte die härtesten Herzen erweichen müssen. Den Gendarmen füllten sich die Augen mit Thränen. Allein das Gesetz, das sie vertraten, ist unerbittlich. „Verzweifeln Sie nicht," sagten sie. „Es ist am Ende doch nur eine Förmlichkeit, die Sie zu erfüllen haben. Sie werden bald wieder freigelassen werden; denn Sie sind gewiß unschuldig. Aber Sie müssen uns folgen. Wir haben nicht das Recht, Sie freizusprechen."

Jeanny verstand von Allem nur so viel, daß sie, einer Verbrecherin gleich, von Gendarmen fortgeführt würde. Diese Voraussicht war so schauderhaft, so gräßlich, daß der bloße Gedanke daran sie tödtlich vernichtete. Dem Gesetz

mußte Folge geleistet werden. Zwei Nachbarinnen faßten die Unglückliche bei den Armen, um sie im Gehen zu unterstützen, während die Gendarmen aus Mitleid und Schonung in geringer Entfernung nachfolgten, ohne jedoch ihre Gefangene aus den Augen zu verlieren. So schritt man durch den Ort. Die schönen Züge der Gefangenen waren krampfhaft zusammengezogen. Man mußte weinen, wenn man sie nur ansah. Ihr bleiches Antlitz beugte sich vor Scham, ihre Hände zogen sich krampfhaft zusammen; schwankend schritt sie einher und ihre Augen starrten vor sich hin. Es war ein Bild der Verzweiflung. Obschon die Bewohner von V... sie bemitleideten und von ihrer Schuldlosigkeit überzeugt waren, so trieb sie doch die Neugierde unter die Hausthüre, um sie vorüberführen zu sehen.

Diese Neugierde verletzte Jeanny noch mehr und steigerte ihren Schmerz bis zur Verzweiflung.

Die Großmutter, der man ihre einzige Stütze entrissen, obgleich sie im ersten Augenblicke große Geistesgegenwart bewiesen hatte, verlor doch bald darauf die moralische Stärke. Sie begann laut zu jammern und zu weinen, daß einem das Herz hätte brechen mögen. Wenn sie sich erinnerte, wie vernichtet Jeanny sich zeigte, wie sie ihr noch ein Geständniß machen wollte, was durch die Dazwischenkunft der Gendarmen vereitelt wurde, da stieg ihr ein schrecklicher Verdacht auf und sie stellte sich selbst die Frage: „Sollte Jeanny wirklich schuldig sein?“

Drei Tage lag die Alte im Bett, gepflegt von einigen mitleidigen Nachbarinnen.

Das Gericht veranstaltete eine Hausuntersuchung in ihrer Wohnung. Es wurde in dem alten Schrank, unter

der Wäsche versteckt, ein zerknittertes Stück Papier gefunden. Dies Papier war eine Banknote von tausend Francs.

Hierauf wurde der alten Frau bedeutet, ihre Enkelin werde so lange im Gefängniß bleiben, bis der Gerichtshof versammelt sein würde, um über sie das Urtheil zu fällen. Sonderbar, diese fürchterliche Kunde vernichtete die Alte nicht mit Einem Schlag, im Gegentheil, sie vermochte aufzustehen und schien selbst wieder gestärkter zu werden. Aber sie wurde düster und wollte Niemand mehr bei sich sehen. Sie sperrte sich ein. Das greise Haupt beugte sich unter der Last der Schande, die über sie hereingebrochen war. Keine Klage kam mehr über ihre Lippen. Je mehr sie sich beschimpft fühlte, um so weniger wollte sie ihr herbes Geschick laut beklagen oder bei Andern um Hülfe nachsuchen. Vergebens boten die mitleidsvollen Nachbarinnen Alles auf, ihr Beistand zu leisten; die Alte wies sie zurück und zuletzt so barsch, daß selbst die so theilnehmenden Frauen entmuthigt wurden.

„Niemals habe ich das Brod der Armuth gegessen,“ dachte sie, „ich werde es nicht mit siebenzig Jahren annehmen, um damit ein Leben voll Elend und Schande zu fristen.“

Da sie nicht mehr gut sah und daher auch die Handarbeit aufgeben mußte, so verkaufte sie nach und nach das Wenige, was sie besaß. Zuletzt blieb ihr nichts mehr, als das Stroh von ihrem Bette. Und Jeanny wurde immer noch nicht frei. Sie legte sich auf das Stroh und nahm den Rosenkranz zur Hand, als gelte es das letzte Gebet.

Aber kehren wir zu Jeanny zurück. Sie hatte sich an jenem Sonntag nicht zu dem Stelldichein eingefunden,

wie es Peter Lamoureux gewünscht hatte. „Ah! das Geld hat sie einstecken können,“ sagte er zornig zu sich selbst; „aber sie will die Waare nicht hergeben. Die tausend Francs waren ihr schon recht, meine Liebe aber verachtet sie. Das soll sie bereuen und kostet es mir meine Anstellung.“ Er wußte nur zu gut, daß kein Einwohner von V..., mochte er mehr oder weniger bei der Fabrik betheiligt sein, gegen ihn zeugen würde. Er begab sich daher sogleich auf das Gericht und zeigte daselbst den Vorfall in folgender Weise an:

„Jeanny Nesles,“ sagte er, „blieb noch einige Minuten nach Auszahlung des Wochenlohnes bei mir. Sie beschwor mich, ihr einen Zuschuß für ihre Großmutter zu geben, die sie nicht mehr unterstützen könnte, indem ihr Arbeitslohn nicht ausreiche. Ich öffnete die Schublade, um einige Geldstücke herauszunehmen, als mich ein Zwischenfall nöthigte, für wenige Augenblicke das Comptoir zu verlassen. Ich ließ die Schublade offen. Dies muß sie benützt haben, mir die Banknote von tausend Francs zu entwenden.“

Es ist einleuchtend, so eine schwere Anklage war geeignet, das arme Mädchen zu verderben und es zum Opfer niedriger Rachsucht zu machen. Ueberdieß war die Banknote in Jeanny's Behausung gefunden worden, Verdachtgründe genug, um des Werkführers Anklage zu bekräftigen. Der Gerichtsbeamte, welcher die Untersuchung leitete, vermochte nur Worte der Verwirrung aus dem Mädchen herauszuforschen. Er hielt ihr verzweifeltes Benehmen für den Beweis ihrer Schuld und befahl, sie bis zur entscheidenden Gerichtssitzung gefangen zu halten.

Nahe an vier Monaten waren verflossen. Die Geschäfte des Gerichtshofes hatten sich gerade zu dieser Zeit dergestalt angehäuft, so daß die Verhandlung gegen Jeanny verschoben werden mußte.

Eine Frau, welche sie hatte besuchen dürfen, berichtete, das arme Kind wäre nicht mehr zu erkennen. Vor Kummer und Elend sei sie zu Haut und Knochen abgemagert. Alle Leute in V... bedauerten die Unglückliche. War auch der Schein gegen sie, so wollte sie doch Niemand für strafbar halten. Josephine Lallemand war die Einzige, welche niemals ein Wort des Mitleids über Jeanny's trauriges Schicksal verlor. Josephine liebte eben den Alphonse Quentin. Die Eifersucht machte sie grausam.

Der Pachthof ihres Vaters lag an der großen Straße, eine Viertelstunde vom Flecken V... entfernt. Eines Tags saß Josephine im Hofraum des Pachthofes, welcher das Haus von der Heerstraße trennte. Die Handarbeit lag auf ihrem Schoos, während sie trüben Gedanken nachhing.

Der Hufschlag zweier Pferde und das Rasseln von zwei Rädern ließen sie aus ihren Träumereien erwachen. Es war der Wagen, der für die Reisenden, welche von S... nach der nächsten Stadt fahren wollten, den öffentlichen Dienst versah und der täglich durch den Flecken V... kam. Die Straße war an diesem Punkt sehr abschüßig. Der Condukteur, der unterwegs in verschiedenen Wirthshäusern dem Wein fleißig zugesprochen hatte, war ein wenig benebelt. Am Abhang angelangt, hatte er das Rad zu sperren vergessen, die Pferde stürzten, ein Wagenrad zerbrach und die Reisenden flogen zur Erde. Der Eine von ihnen, welcher neben dem Condukteur saß, wurde so heftig

zu Boden geschleudert und am Kopfe erschüttert, daß er besinnungslos liegen blieb.

Josephine, welche den Hergang beobachtet hatte, stieß einen Schrei des Schreckens aus und eilte, gefolgt von einigen Leuten des Pachthofes, an die Stätte des Unglücks. Sie beugte sich zu dem verwundeten Reisenden, der noch immer regungslos dalag.

Aber beim Anblick desselben durchzuckte sie unendliches Weh, so daß sie fast selbst ohnmächtig hingesunken wäre. Es war Alphonse Quentin, der schöne junge Mann, obgleich blaß wie der Tod, der noch schöner geworden war, als er es früher gewesen.

Man trug ihn in den Pachthof.

Während Josephine, verwirrt und zitternd, die Pflege des Verwundeten überwachte, begaben sich die andern Reisenden, nachdem sie sich vom ersten Schrecken erholt hatten, zu Fuß nach dem Flecken, wo der Wagen zu halten pflegte. Der Wagner der Nachbarschaft reparirte unterdessen das gebrochene Rad.

Alphonse blieb noch ziemlich lange bewußtlos. Trotz der Unruhe, welche Josephine über seinen Zustand empfand, bemächtigte sich ihrer dennoch ein leises Gefühl der Hoffnung, es könnte sich dieses zufällige Ereigniß für ihre Liebe günstig gestalten. Allein Alphonse kehrte wieder mit seiner treuen und heißen Liebe für Jeanny Nesles; denn als er die Augen aufschlug, glaubte er, daß sie es sei, die ihn pflege. „Liebe Jeanny," stammelte er. Josephine erbebte bei diesem Namen. Der Zorn stieg in ihr auf. „Jeanny," sagte sie mit zitternder Stimme, „sie ist es nicht, Gott sei Dank! Ihr habt es nicht mit einer Diebin zu thun. Jeanny

Nesles sitzt im Kerker, wußtet Ihr das nicht?" Alphonse erhob sich staunend. „Wie? Jeanny Nesles befände sich im Gefängniß? Was sagt Ihr da?" „Die Wahrheit," erwiederte Josephine. Alphonse vergaß seiner Wunde. Mit stierem Blicke sah er das Mädchen an und wiederholte: „Jeanny Nesles im Gefängniß? O! Ihr seid grausam, Josephine Lallemand." „Ist es meine Schuld, daß sie eine Banknote zu tausend Francs entwendet hat?" unterbrach ihn das junge Mädchen in bitterem Tone. „Fragt nur meinen Vater." Alphonse ergriff des Pächters Arm und drückte ihn, als ob er ihn brechen wollte. „Es ist nicht wahr, was Eure Tochter da spricht, Vater Lallemand. Antwortet." „Beim Teufel," entgegnete dieser, im Grunde seines Herzens froh, den Schimpf, den Alphonse seiner Tochter angethan, ihm wieder zurückgeben zu können, „ein Mann von Ehre kann nicht an Jeanny Nesles denken, die wegen eines Diebstahls im Kerker sitzt." Da sprang Alphonse empor, seine Umgebung von sich stoßend, die ihn zurückhalten wollte. Obschon ihm neuerdings das Blut aus der Wunde herabfloß, so lief er dennoch hinaus in's Freie und ruhte nicht eher, bis er den Flecken erreicht hatte. Als er den Platz vor der Kirche überschritt und in die kleine Straße einbiegen wollte, die zu Mutter Louison's Häuschen führte, begegnete er einem Leichenzug. Vier Männer trugen den Sarg, ein laut betender Priester schritt voran. Kaum ein halbes Dutzend von Menschen schloß sich an. Darunter befand sich ein junges Mädchen, welches mit herzzerreißendem Jammer und laut schluchzend der Bahre folgte. Alphonse hatte sie erkannt; er hielt sie an und fragte sie, nicht ohne ein Gefühl banger Ahnung: „Wer

ist's denn, welchen Du so beweinst, Rose Frochard? Sollte es Deine Mutter sein?" „Nein," entgegnete Rose schluchzend, „es ist die alte Mutter Louison." Und noch ärger weinend folgte sie dem Zuge nach der Kirche.

Alphonse stand wie versteinert. Er fragte abermals einen Vorübergehenden, der ihm berichtete: „Diese arme Louison," sagte er seufzend, „wurde wie närrisch, seit Jeanny Nesles in's Gefängniß gesetzt wurde. Man hat sie todt auf dem Stroh liegend gefunden. Der Arzt hat erklärt, sie sei vor Hunger gestorben."

Jeanny also, die er so treu, so heiß und innig geliebt hatte, sie war eine nichtswürdige Creatur, welche gemeine Habsucht zu Schanden gebracht hatte. Alphonse blieb kein Zweifel mehr übrig; Alle sagten es. Einige Minuten lang glaubte er von Sinnen zu sein, als er den Wagen erblickte, mit dem er gekommen und der wieder nach der nächsten Stadt zurückzufahren im Begriffe war. Plötzlich blitzte ein Gedanken in seinem Kopf. Er wußte zufällig, das Regiment, welches dermalen in jener Stadt garnisonirt war, sei beordert worden, sich demnächst nach Afrika zu begeben. Er nahm sich wieder einen Sitz auf dem Wagen, mit dem Vorsatz, sich als Soldat anwerben zu lassen.

Einige Tage später wurde er nach Algier eingeschifft.

Zur selben Zeit kehrte Jeanny bleich, abgezehrt, todtmüde nach V... zurück. Sie war entlassen worden, freigesprochen von dem Verbrechen des Diebstahls, das unschuldig auf ihr gelastet hatte.

Folgendes war der Hergang der Freisprechung des armen Mädchens: Rose Frochard, welche bei dem Begräbniß der alten Louison Nesles so bitterlich geweint hatte,

wie der Leser sich erinnern wird, hatte ihr Augenmerk auf den Werkführer Lamoureux gerichtet, um sich dessen Gunst zu erwerben. Sie zürnte Jeanny, die unschuldiger Weise Ursache ihres verunglückten Plans war. Am selben Abend, als er Jeanny befohlen hatte, nach der Ausbezahlung des Lohnes noch bei ihm zu bleiben, hatte sich Rose in einen Winkel versteckt und das Gespräch belauscht.

Während Lamoureux sich schnell entfernt hatte, um seinem Fabrikherrn entgegenzueilen, dessen unerwartete Ankunft ihn unlieb überrascht hatte, war Jeanny ganz bestürzt entflohen, die Banknote unberührt lassend, die der Versucher in der Eile auf dem Pulte hatte liegen lassen.

Rose hatte sich in ihrem Versteck nicht gerührt. Sie war ein Mädchen von neidischem und verstocktem Charakter. Da kam ihr ein Gedanke grausamer Rache. Sie nahm die Banknote, steckte sie in ihre Rocktasche und schlich sich aus der Fabrik, ohne von Jemand gesehen zu werden. Des andern Tags begab sie sich zur Mutter Louison, sich ganz herzlich und unbefangen stellend. Sie benützte den Augenblick, als Jeanny und die Alte aus der Stube gegangen waren, um rasch den alten Schrank zu öffnen, der nie verschlossen wurde, und versteckte die Banknote in der schändlichen Absicht, Jeanny's guten Ruf zu vernichten, als habe sie Geld vom Werkführer angenommen. Als sie aber zu spät die Folgen ihrer Rachsucht erkannte, da kam ihr die Reue. Aus falscher Scham konnte sie sich nicht entschließen, ihre schändliche That anzuzeigen. Zudem fürchtete sie sich vor der Strafe, welche die arme Jeanny unschuldig erdulden mußte.

Der Tod der alten Louison vermehrte ihre Gewissensbisse. Endlich, nach vier Monaten, begann das Gericht die Verhandlung gegen Jeanny. Rose mußte als Zeugin erscheinen. Sie verwirrte sich in ihren Aussagen. Der Richter schöpfte alsbald Verdacht gegen sie. Einige verfängliche Fragen, die er ihr stellte, reichten hin, ihr ein offenes Geständniß zu entlocken. Nun wurde Jeanny freigesprochen. Sie verließ das Gefängniß, krank an Leib und Seele, mit zerrissenen Kleidern, ohne Aussicht auf künftigen Erwerb. Das Gericht hatte sie für schuldlos erklärt. Mehr konnte es für das arme Schlachtopfer nicht thun.

Jeanny, als sie nach V... heimkehrte, gedrückt von geistigem und körperlichem Elend, traf ihre Wohnung verödet und die gute alte Großmutter war todt. Aus dem Munde der Leute erfuhr sie, Alphonse Quentin habe sich bei der Armee anwerben lassen. Das war des Unglücks zu viel. Sie fühlte ihre Sinne schwinden, ihr gebrochenes Herz krampfhaft toben.

Ein heftiges Fieber warf sie darnieder. Sie wurde in das Krankenhaus der nächsten Stadt gebracht. Während eines Monats schwebte sie zwischen Leben und Tod! Unglücklicherweise konnte sie nicht sterben; denn als sie genesen, war sie eine Wahnsinnige.

Armes Opfer menschlicher Bosheit! Alphonse Quentin erhielt die traurige Kunde. Einige Tage lang erlag er fast der Heftigkeit seines Kummers. Er machte sich die schwersten Vorwürfe, Jeanny voreilig mißtraut zu haben. Wäre er in V... gewesen, meinte er, zur Zeit als Jeanny aus dem Gefängniß entlassen wurde, sie wäre sicher nicht in ihren jetzigen unglücklichen Zustand verfallen.

Ein letzter Hoffnungsstrahl leuchtete dem braven Jungen. Die tausend Franken, welche er sich in Paris verdient hatte, setzten ihn in Stand, seine arme Braut in eine Pariser Heilanstalt bringen zu lassen. Er blieb bei seinem Regiment in Algier.

Die freie Zeit, die ihm sein militärischer Dienst gestattete, benützte er, um unermüdlich bei einem Tischlermeister zu arbeiten. Er war ein Muster der Sparsamkeit für seine Compagnie. Täglich schloß er Jeanny in sein Gebet. Er hoffte zuversichtlich, daß sie wieder genesen werde. Dann wollte er sie heirathen, wenn er seine sieben Dienstjahre überstanden haben würde.

Wünschen wir, das arme Mädchen werde wieder genesen. Von treuer Liebe und von der Jugend läßt sich alles Gute hoffen.

Und Jeanny ist ja jung und wird so geliebt!

29

Mentor im schwarzen Frack.

Will man irgendwo jene feine Eleganz finden, jene geistreiche Sorgfalt, welche der Ausdruck des achtzehnten Jahrhunderts war, jene Kunst, aus scheinbaren Bagatellen etwas geltend zu machen, in einem zweckmäßig eingerichteten Salon das Kleinste selbst schön und dem Auge wohlthuend aufgestellt zu finden, das anderswo geringgeschätzt würde, so ist es nur wieder Paris, wo dies Alles zu finden ist. Paris, sage man, was man wolle, ist die Stadt des feinsten Geschmacks geblieben. London besitzt mehr Reichthum, Paris mehr Geschmack. Allein in Paris selbst gibt es, so zu sagen, ein mannigfaltiges Paris von ganz unter sich verschiedenen und in ihrem Treiben abweichenden Stadttheilen.

Die eigentliche Hauptstadt in der Hauptstadt ist seit geraumer Zeit die Chaussée d'Antin geworden. Hier ist es, wo wir den Leser einladen, uns folgen zu wollen nach einem kleinen, auf das eleganteste und auf das bequemste eingerichteten Hôtel.

Die Balkons sind nicht mit Verzierungen überladen; keine übertriebenen Goldverzierungen, wie es neuester Zeit Geschmack ist, fesseln das Auge auf prahlerische Weise. Desto zierlicher zeigt sich jedoch die schöne steinerne Treppe, die Stufen derselben mit wundervollen Teppichen belegt;

das Geländer, mit Sammt eingefaßt, und die herrlichsten Blumen überallhin vertheilt. Alles dieß ließ den feinen Geschmack des Besitzers errathen.

In einem Boudoir, am Ende der übrigen Gemächer gelegen, welche wir der Kürze wegen nicht ausführlicher beschreiben wollen, uns begnügend zu sagen, daß sie ebenfalls wunderhübsch eingerichtet waren, saß eine junge Frau auf einer himmelblauen seidenen Causeuse. Es war eine jener Pariser Schönheiten, geboren nur für Bälle, für das freudige und brausende Getümmel der großen Welt, geschaffen mehr für nächtliche Feste, als für stille häusliche Freuden. Glänzen, schnell vorüberrauschen, verblüffen, rechts und links mit blitzenden Augen umherblickend oder ein flüchtiges Witzwort spendend, die Herzen erobernd oder verwirrend, einen Moment ihres Sieges sich rühmend, dann eilig einen Neuen versuchend, das ist die Existenz dieser Frauen, welche keine Entschädigung mehr finden können, sobald sie aufgehört haben, zu gefallen. Bleich und ermüdet aussehend beim Sonnenlicht, erlangen sie ihre Lebenskraft und Lebendigkeit im Feuerlicht der Kerzen, in der berauschenden Atmosphäre der Bälle und der Soupers wieder.

Gegenüber dieser Frau saß ein junger Mann, ängstlich und schüchtern. Er schien unter die Gewalt eines Zaubers gebannt zu sein. Gefühle des Schmerzes und des Glücks durchströmten seine Brust. Sein Aeußeres war von großem Anstand, seine Kleidung ausgewählt fein. Er liebte, das war ausgemacht. Alles verrieth es, sein Benehmen, seine Aufregung, der Ton seiner Stimme. Und doch kämpfte er in seinem Innern und bemühte er sich, eine Liebe zu

beherrschen, die schon zur heftigsten Leidenschaft geworden war. Dieser Kampf entging keineswegs der gewandten Circe. Alles, was Leopold von Hautefort dachte, das dachte auch Celine zu gleicher Zeit und ihr Blick war bald ermuthigend, bald vorwurfsvoll und fast eine nahe Trennung verkündend.

„Werden sie mich denn immer mit unbeugsamer Härte behandeln?“ rief er nach einigen Minuten des Schweigens. „Sie sind frei und können nach Belieben über ihre Handlungsweise verfügen. Kein Vormund, kein Verwandter belästigt sie und mengt sich in ihre Angelegenheiten. Sie können mich mit voller Freiheit lieben, mich, der sie so innig liebt, der sie nur zu sehr liebt, nnd Sie halten sich von mir zurück. Oh Celine! Warum habe ich Sie kennen lernen müssen?“ Celine lächelte ironisch. Ihr Blick sagte Leopold sehr deutlich, daß er sich irre und daß sie ihn liebe. Sich verbessernd, entgegnete sie ihm: „Mein Gott! Immer von der Liebe! Immer dieses fade Wort, diesen Refrain aller Romane! Wenn ich nun ihrer kindischen Leidenschaft nachgeben würde; denn sie sind noch ein Kind, mein Herr Leopold.“

„Ich bin vier und zwanzig Jahre alt,“ unterbrach er sie. „Und ich fünf und zwanzig,“ entgegnete sie. „Ich bin also die ältere. Doch um wieder zurückzukommen, wohin würde es führen?“ „Zum höchsten Glück, für mich wenigstens,“ rief der junge Mann. „Ah! der Egoismus? Ich wußte es. Aber merken Sie, was meine Erfahrung zu Ihnen spricht. Kaum nach acht Tagen näheren Zusammenlebens, trotz tausenden von Schwüren, würden Sie anfangen meiner satt zu bekommen. Eine Woche spä-

ter würden Sie den Weg zu meiner Wohnung vergessen haben," entgegnete Celine. „Können Sie so sprechen, Celine? Das heißt mich beleidigen." „Nein, Leopold, das heißt blos Ihnen sagen, was immer geschieht." „Sie glauben also nicht mehr an die Liebe?" fragte Leopold. „Vielleicht unter gewissen Voraussetzungen." „Erklären Sie sich," bat er sie. Celine gerieth ihrerseits in Verlegenheit. Ihre blassen Wangen überflog ein leichtes Roth. Sie spielte mit den Schnüren ihres kaschmirnen Schlafrockes. Leopold wurde beherzter und dringlicher. „Nun dann," begann endlich Celine, „ich will offen sein. Ich habe die Liebe gekannt, ich habe gelitten. Um nicht mehr daran denken zu müssen, stürzte ich mich in den Strudel der Welt, ohne mich jedoch wie so viele unglückliche und tolle Geschöpfe, mich der Oeffentlichkeit preiszugeben oder mich zu binden. Jetzt bin ich für mich allein, kann Aufwand entfalten, habe Freunde, lebe in eleganten Verhältnissen; es fehlt mir nichts als ein Mann, der mich heirathen würde." Leopold senkte den Kopf und schwieg. Er fühlte sich schmerzlich niedergedrückt. „Was ist Ihnen, Leopold?" fragte Celine, ohne aus der Fassung zu gerathen. „Ich habe Ihnen nichts gesagt, was sie persönlich berührt hätte, oder was sie kränken oder beleidigen könnte. Sie öffnen mir Ihr Herz und nöthigen mich ein Gleiches zu thun. Das habe ich gethan. Sie haben mir gesagt, was Sie wünschen, ich Ihnen, was ich verlange, das ist Alles," und indem sie ihm die zierlich geformte kleine Hand reichte, fügte sie hinzu: „Wir werden doch, hoffe ich, die besten Freunde bleiben?" Leopold drückte erbebend die niedliche Hand, ja er preßte sie sogar an seine Lippen und benetzte

sie mit seinen Thränen. „Grausame Celine!“ flüsterte er. „Was für ein kindischer Mensch sind Sie,“ sprach sie. „Immer diese Bezeichnung!“ klagte er. „Sie verdienen sie,“ sagte sie. „Nun denn .... nun ... Sie wissen nicht.“ .. „So reden Sie,“ sagte Celine und beugte sich zu ihm. „Ich bin nicht mein eigener Herr.“ „Ah! Vorurtheile .... die Familie.“ .. meinte Celine. „Mein Vater, der General von Hautefort, ist sehr skrupulös, sehr streng.“ „Wie das gewöhnlich ist,“ entgegnete sie. „Es hat mir viele Mühe gekostet, reisen zu dürfen.“ „Ich glaube es, besonders wenn der Vater in der Provinz lebt.“ „Er verläßt niemals sein Schloß, das in der Nähe von Poitiers gelegen ist.“ „Und er hat sich einbilden können, daß Sie im Stande gewesen wären, ihre Jugendzeit stets auf dem Schlosse mit Whist und Boston zubringen zu können?“

„Lachen Sie nicht, Celine, mein Vater ist ein Ehrenmann.“ „Ungeachtet seiner Strenge? Sie fürchten ihn.“ „Ich habe mich ihm doch widersetzt.“ „Nicht möglich.“ „Er wollte mich durchaus mit meiner Cousine Lucie verheirathen, einem sehr sanften Mädchen, aber höchst unbedeutend. Deßhalb bin ich fort.“ „Ich hätte mich wirklich gewundert, wenn in der ganzen Geschichte nicht eine Cousine mit im Spiel gewesen wäre,“ sagte Celine und streckte das Köpfchen graziös in die Höhe. „Uebrigens kränken Sie nicht den guten General, da er nun einmal diese Verbindung vollzogen haben möchte. Geben Sie nach.“ „Sie befehlen es,“ rief Leopold schmerzlich aus. „Ich? Mir fällt es nicht ein, Jemand befehlen zu wollen, ebensowenig als ich mir von Andern befehlen lasse.“ „Oh!

Celine, Celine, Sie bringen mich zur Verzweiflung!" „Jetzt gehen Sie, Leopold, Sie fangen an tragisch zu werden." „In wie fern?" fragte er. „Es ist schon spät," begann Celine. „Es ist Zeit mich anzukleiden, um auszugehen. Kommen Sie diesen Abend um acht Uhr, um bei mir Thee zu trinken. Ich werde sie mit einem sehr artigen Herrn bekannt machen, der mir gestern vorgestellt wurde." . . Leopold erwiederte mit einem Gefühle der Eifersucht: „Ich danke. Ich werde pünktlich erscheinen. Sie sprachen mir niemals von . . . Aber Celine hatte geschellt, es war das Kammermädchen eingetreten und Leopold mußte sich entfernen.

Es ist drei Uhr. Die Equipagen durchschneiden im raschen Laufe die Alleen des Boulogner Wäldchens, indeß die Reiter, sich bis auf den Hals ihrer Pferde vorneigend, in den niedlichen Coupés die eleganten und koketten Besitzerinnen derselben zu entdecken suchen.

Ein Dandy zeichnete sich unter denselben durch die geschmackvolle Wahl seines Anzugs und durch die Gewandtheit aus, mit der er seinen feurigen Fuchs umher tummelte. Ein sehr schöner Brougham, bespannt mit zwei wundervollen Pferden zu hohem Preise, fuhr eben an ihm vorüber. Er grüßte angelegentlichst. Der Wagen hielt an. Der Reiter ebenfalls.

„Herr von Richemont!" rief ihm Celine freundlich entgegen. „Ich bin nicht verwundert," erwiederte der Marquis Albert von Richemont, „Sie hier zu begegnen, Sie, die zarte Blume der Auen, Eine der Heldinnen der Fashion

der Königinnen des Sport. Hier sind Sie in ihrem Reich.“ „Mir scheinen auch Sie in dem Ihrigen zu sein,“ bemerkte Celine und bewunderte den edlen Fuchsen, der vor Ungeduld stampfte. „Was wollen Sie“, sagte der Marquis. „Ich, ein Provinzbewohner, muß doch trachten, mich auf der Höhe der feinen Welt zu erhalten. Wie gern möchte ich mit Ihnen ein wenig länger sprechen; aber ich halte Sie auf.“ „Uebergeben Sie das Pferd ihrem Diener und steigen Sie zu mir in den Wagen,“ sagte Celine. „Sehr gern,“ entgegnete er.

Der Marquis gab ein Zeichen. John eilte herbei, Herr von Richemont stieg vom Pferde, ertheilte dem Diener einige Befehle und setzte sich alsdann an die Seite der liebenswürdigen Celine.

Albert zählte über dreißig Jahre. Er stand in einem Lebensalter, wo die Schönheit das Gepräge der Männlichkeit an sich trägt, wo Welterfahrung und Sicherheit der Haltung dem Gesichts-Ausdruck etwas stolzes, der Tournüre etwas edles und Achtung gebietendes verleihen. Er war, wie man es zu bezeichnen pflegt, ein vollendeter Kavalier. Seine Züge verriethen eine eigenthümliche Ruhe; scherzte er, so blieb seine Munterkeit eine kalte, sein Lachen war nie mehr als ein Lächeln. Es war leicht zu errathen, daß er entweder die düstere Seite des Lebens kennen gelernt, oder daß er sich der werthvollen Kunstfertigkeit beflissen hatte, sich zu fassen, sich zu beherrschen, über seine Gefühle einen Schleier fallen zu lassen. Eben so sehr wie Leopold, der Verliebte des heutigen Morgens, seiner Leidenschaft nicht Herr zu werden vermochte und sie zur Schau trug, in eben dem Maaße schien Albert ruhig und unverletzbar. Leopold

war ein Neuling in allen Dingen, während Albert mit seltenem Scharfblick und großer Vorsicht ausgestattet und fern jedweder Selbsttäuschung war. Bisweilen glüht dennoch ein vulkanisches Feuer unter dem Schnee; ohne Zweifel ahnte es Celine, sonst hätte sie diese neue Eroberung nicht unternommen. Hätte ein scharfer Beobachter die gewandte Koketterie Celinens belauschen können, er wäre bald überzeugt worden, daß sie um jeden Preis den Sieg erringen wollte, indeß der Blick des Marquis, obgleich er stets liebenswürdig war, ruhig und kalt blieb. Man kann sich leicht vorstellen, daß Celine das Gespräch bald auf das Capitel der Liebe brachte, der Liebe, dieser ewigen Geschichte, die aus dem Munde Ovid's in Jenen aller Dichter übergegangen ist, diese Liebe, welche selbst Poesie ist. „Sie sind also fest entschlossen, mich nicht mehr zu lieben," sagte Celine. „Ich? Das behaupte ich nicht; das wäre zu vermessen. Jeder hat übrigens seine eigene Manier zu lieben. Meine kann die richtige sein. Es war zwar nicht immer die Meinige; aber ich habe die Methode gewechselt und ich befinde mich gut dabei." „Das heißt," entgegnete Celine, „daß Sie sich geflüchtet, eingesperrt, verbarrikadirt haben in Gleichgültigkeit, Gleichmuth und Kälte. Und das heißen Sie leben?" Der Marquis konnte nicht umhin, zu lächeln. „Ah? Sie lachen. Ist doch wenigstens Etwas erreicht," meinte Celine. „Bei Gott? liebe kleine Dame," sagte Albert, „wenn ich denn auch mein Herz gepanzert habe, glauben Sie, ich hätte einen Nebel vor den Augen, oder ich beachtete zum Beispiel nicht, wie liebreizend Sie sind? Glauben Sie, ich hätte ihre schönen, lebhaften und schmachtenden braunen Augen mit den fei-

nen, seidenen Augenbrauen nicht bemerkt oder die beiden Reihen der Perlenzähne und ihre schlanke Taille übersehen, die man leicht mit vier Fingern umfassen könnte? Ich habe dies Alles sehr wohl bemerkt. Deshalb werde ich gegen Sie mehr auf der Hut sein, als gegen die meisten Andern. Ich würde mich sehr ärgern, Sie zu lieben. Es bliebe mir vielleicht kein anderes Mittel übrig, als sie eines Tags zu hassen. Ich ziehe es daher vor, ihr Freund zu bleiben." „Sie sind ein Mann der Vorsicht," sagte Celine, nicht ohne einen leichten Anflug von Bitterkeit. „Nein, ich bin ein Reisender, und die Touristen wollen schon im Voraus ihren Reiseweg kennen und lieben es nicht, sich dem Zufall preiszugeben, und dann sehen Sie, meine Theuerste, diese Teufel von Reisenden haben in allen möglichen Sprachformen diese nämliche Geschichte von der Liebe gehört. Sie kennen sich in den Eidschwüren eben so gut aus, als wie in den großen Städten. Ueberall, einige Variationen in der Physiognomie oder in der Redeweise ausgenommen, sind ihre Verheerungen dieselben. Man kann darin in Petersburg, in London, in Florenz vollständige Experimente anstellen, zuletzt auch noch im eignen Land, um völlig enttäuscht und geheilt zu werden." „Herr Marquis, nehmen Sie sich in Acht. Es gibt nichts Gefährlicheres, als sich ganz sicher zu glauben," meinte Celine. Albert wurde nachdenkend. An was mochte er wohl denken?

Celinens feines und ausdrucksvolles Gesicht strahlte im Gefühle innerer Genugthuung. Ohne Zweifel hoffte Sie zu triumphiren. War auch der Sieg ein schwer zu erringender, so war er ein desto glorreicherer. Man war

an dem Thor Maillot angelangt. Hier traf der Marquis wieder seinen Diener und sein Pferd. Er verabschiedete sich von Celine, mit dem Versprechen, ihrer Einladung zum Thee für den Abend Folge zu leisten.

Die häufigsten Stürme entstehen durch Liebe und Eifersucht. Die Eifersucht versetzt die Menschen, mögen sie im Uebrigen noch so vernünftig sein, in eine Art von Delirium. Diese Narrheit hat auch noch das Besondere an sich, daß man, ist es gelungen, sie zu besiegen, nachher über sie lacht, sich selbst bedauert, und es gar nicht begreifen kann, wie man ihr verfallen konnte. Der Zustand selbst ist ein fürchterlicher. Er gibt sich in Schauder, Zuckungen und Klagen kund, was dem nüchternen Zuschauer das Herz brechen möchte.

In dieser Stimmung befand sich unser armer Leopold, als er am Abend am Theetische saß, ihm gegenüber Celine und Herr von Richemont. Und dennoch erforderte es der Anstand, zu sprechen und Thee zu trinken. Noch niemals hatte Celinens Witz frischer gesprudelt als wie diesen Abend. Nie war ihre Toilette graziöser gewesen. „Wem sucht sie zu gefallen?" Das war der Gedanke, der, immer wiederkehrend, sich in Leopold's Kopf herum drehte, ohne daß er das Räthsel zu lösen vermochte, aus Furcht, er könnte es am Ende nur zu gut errathen. Er suchte sich selbst zu täuschen; wie er sich jedoch eingestehen mußte, ein gefährlicher Nebenbuhler sitze ihm gegenüber, da bemächtigte sich seiner bald tiefe Entmuthigung, bald furchtbare Wuth, die um so ärger war, weil er sie unterdrücken

mußte und ihm nichts übrig blieb, als in den Schnurrbart zu beißen und an seinen Handschuhen zu zerren.

Mochte wirklich der Marquis nichts merken, oder wollte er es nicht, genug, er war von bewunderungswürdiger Heiterkeit. Man vermochte es kaum zu glauben, daß er die Hauptstadt erst seit Kurzem bewohnte, so eingeweiht war er schon in die kleinsten Details des Pariser Lebens. Er wußte die gesellige Unterhaltung durch pikante Anekdoten, feinen Witz und durch sarkastische Bemerkungen zu würzen. Man hätte ihm gern, wie der Pariser zu sagen pflegt, zehn Jahre hinter den Coulissen der großen Oper zugetraut. Seine Art zu sein gefiel Celinen außerordentlich, die in seinem Umgang ganz in ihrem Elemente war.

Dies vermehrte Leopold's Kummer, der bisher blos seinen amtlichen Geschäften obgelegen und es versäumt hatte, die sogenannten Lions und den Clubb zu besuchen. Seine Leidenschaft für Celine war um so mächtiger, da sie ihn aus seinem früheren Geschäftsleben heraus riß und ihn in neue Verhältnisse einweihte. Leopold richtete bisweilen einige Worte an den Marquis, die seine gereizte Stimmung ziemlich deutlich verriethen.

Letzterer blieb gefaßt und höflich. Er ging sogar in der Artigkeit eines gut erzogenen Mannes soweit, ihm seine und seiner Freunde Dienste anzubieten, wogegen ihm Leopold versicherte, er brauche von Niemand dergleichen Gefälligkeiten; sein Vater besitze Vermögen genug, so daß er keiner Protektion benöthigt sei. „Es gibt Fälle,“ entgegnete Albert, „wo das väterliche Vermögen aufhören

könnte, wenn man sich zum Beispiel wegen einer mißliebigen Heirath mit seiner Familie entzweien würde.“ Celine und Leopold wechselten ganz erstaunt die Blicke, nicht ahnend, daß ihre Unterredung wegen einer Heirath verrathen sein könnte. Der Marquis hielt seine Tasse entgegen, die Celine füllte und ihm mit zitternder Hand wieder reichte. Leopold war es erwünscht, seinem Unmuth freien Lauf zu lassen.

Die Gelegenheit dazu schien ihm jetzt geboten. „Ich verstehe nicht den Sinn ihrer Worte,“ begann er; „wollten Sie so gütig sein, mir ihn deutlicher mitzutheilen?“ „Wenn meine Worte keinen Sinn für Sie haben, mein Herr,“ entgegnete der Marquis mit Ruhe,“ dann ist es unnöthig, daß ich einen Commentar dazu liefere. Es waren nur allgemein gesprochene Worte, ohne nähere Beziehung, wie man deren so viele im Leben spricht. Sollten sie jedoch etwas im Bereiche der Wirklichkeit bestehendes berührt haben, so wollen wir diskret sein und den ganzen Vorfall als nicht geschehen betrachten.“ Herr von Hautefort wollte sich nicht beruhigen. Um die Unterredung abzuschneiden, bat Celine Herrn von Richemont, ihr das zierlich gebundene Album zu holen, das sie ihm zeigen wolle, während dessen flüsterte sie mit bittender Stimme und seelenvollem Blick Leopold in's Ohr: „Oh! mein Theuerer! wenn Sie mich lieben. . .“ Leopold glaubte sich in den Himmel erhoben. Das Ende des Abends verlief für ihn in der seligsten Stimmung. Der Marquis war sich gleich geblieben, er war nicht mehr und nicht minder heiter, stets artig und gemessen. Celine war wüthend.

Es schlug Mitternacht, als man sich trennte. Am Thore des Hotels grüßten sich die beiden Herren ziemlich kalt. Der Marquis bestieg seine Equipage, Leopold den Fiaker, mit dem er gekommen war.

Die Liebe, welche die irdischen Geschöpfe unter sich einigen sollte, die bestimmt ist, sie in ihren Leiden zu trösten, sie zu bessern, sie dem Throne der Gottheit zu nähern, deren Ausfluß sie ist, diese Liebe, Dank sei es unserem bösen Sinn, der uns alle Dinge verderben läßt, scheint nur zu häufig in eine Art von Krieg auszuarten. Wie dieser feiert sie Triumphe, aber erleidet sie auch Niederlagen. Bald erhebt sie sich mit Stolz, bald erduldet sie herbe Demüthigungen. Wie der Krieg hat sie ihre eigene Taktik, ihre Ueberraschungen, ihre List, ihre Gewaltthätigkeiten und endlich, wie dieser auch, ihre schlaflosen Nächte, ihre Qualen und ihre Thränen.

Ein voller Monat, ein langer Monat war verstrichen, während dessen für Leopold und Albert der Krieg und die Liebe nicht getrennt waren, ein Monat gegenseitigen Beobachtens, von Märschen und Contremärschen. Celinens Hotel war gleichsam ein Terrain, das erobert werden sollte und die beiden Nebenbuhler wurden nicht müde, dies Terrain zu unterminiren. Nur wurde immer die Arbeit des Einen vom Andern wieder zerstört, dergestalt, daß man andern Tags nicht weiter vorgerückt war wie am vorhergehenden.

Die gewandte Celine, genöthigt, das Gleichgewicht zu erhalten, übertraf sich selbst in der Kunst, sich nicht zu

sehr einzulassen, ein wenig zu versprechen, doch nicht zu viel; durch ein holdes Lächeln Hoffnung zu erwecken, ein zärtliches Wörtchen einfließen zu lassen und schienen ihr die beiden Nebenbuhler ein wenig ermüden zu wollen, in ihnen die Lust zum Kampfe von Neuem anzufachen. Es war Diplomatie und Erhaltung des politischen Gleichgewichts in ihrem Verfahren.

In der Komödie, welche von diesen drei Personen gespielt wurde, war es das Merkwürdige, daß Herr von Richemont fortfuhr, sich zu beherrschen, sich selbst zu beobachten, und wenn er auch bisweilen die Macht Celinens zu fühlen begann, beeilte er sich, ihrem Einflusse zu entrinnen und den Vortheil sich wieder zu verschaffen, den nur die Kaltblütigkeit verleiht.

Wir brauchen nicht zu erwähnen, was Leopold erduldete. Er verhehlte es sich nicht, daß, um die Pläne seines Gegners zu durchkreuzen, er nur Celinens Wunsch, ihr seine Hand zu reichen, erfüllen dürfte; allein was kostete ihm der Entschluß, den Zorn des Vaters heraufzubeschwören, eine völlig ungleiche Verbindung einzugehen und der Mißachtung der Welt zu verfallen? Dann suchte er wieder die Sache vor sich selbst zu beschönigen. Er sagte sich, daß er ohne Celine nicht leben könne, daß die Hauptaufgabe des Lebens darin bestehe, es sich so einzurichten, daß man zufrieden und glücklich sei. So schwankte Leopold hin und her, sich bald anklagend, bald entschuldigend; denn es ist selten, daß man nicht ein wenig zur Nachsicht hinneigt, wenn man sein eigner Richter ist.

Ein Abend, den Celine in Gesellschaft des Herrn von Richemont in der großen Oper zubrachte, reifte in Leopold

den Entschluß, Celinens Bedingungen einzugehen. Denn er hatte vom Hintergrund einer Parterre-Loge aus das eifrige Gespräch Beider beobachtet. Er wollte vor Eifersucht verzweifeln. Celine hatte ihn sehr wohl bemerkt, ohne sich jedoch etwas merken zu lassen. Sie sagte blos zum Marquis: „Ich wette, längstens bis morgen wird mir Leopold schreiben, um mir seine Hand anzubieten." Herr von Richemont war nachdenkend geworden. Celine war innerlich mit sich selbst zufrieden. Sie schmeichelte sich, einen zweifachen Sieg zu erringen.

„Sicherlich," sagte sie zu sich selbst, „bringe ich auch diesen herum. Schon habe ich seine Gleichgültigkeit, seine Blasirtheit besiegt. Er war theilnahmslos, er langweilte sich, und ich weiß ihn zu unterhalten. Der erste Schritt ist gethan. Jetzt wird er glauben, ich wäre seinem Nebenbuhler günstiger gestimmt und" . . . . „Geben Sie acht", bemerkte Albert, „gleich wird das herrliche Duo zwischen Raoul und Valentine beginnen." Aber weder er noch Celine und Leopold hatten auf die kleinste Note achtgegeben.

Am andern Morgen, bald nach ihrem Erwachen, erhielt Celine einen Brief folgenden Inhalts:

„Ich war gestern in der großen Oper. Die Hölle selbst kann nicht ärgere Qualen bieten, als welche ich empfunden habe. Ich kann nicht mehr widerstehen. Werden Sie meine Gattin und lieben Sie ein wenig den unglücklichen

„Leopold von Hautefort."

Celine klatschte in die Hände. Sie hatte gewonnenes Spiel. Fast im nämlichen Augenblick wurde ihr gemeldet, der Marquis sei da und warte ihrer. Die Koquette erzitterte. Sie hatte sich so sehr bemüht, Herrn von Richemont zu unterjochen, daß sie zuletzt sich selbst gefesselt hatte. Sie hätte nöthigenfalls Leopold lieben können, Albert aber bewunderte sie. Ersterer interessirte sie, Letzterer beherrschte sie.

Was ging zwischen Celine und dem Marquis vor? Ihre Unterredung war lang, lebhaft und entscheidend. Nachfolgender Brief, gleich darauf an Leopold gerichtet, wird das Geheimniß aufhellen.

„Mein Freund!"

„Wie vermag ich es, Ihnen meinen Dank auszudrücken? Sie haben mir die größte Ehre erzeigt, die man einer Frau angedeihen lassen kann, Sie, der so vortreffliche Eigenschaften besitzt; der durch Geburt, gute Erziehung und liebenswürdiges Benehmen Anspruch auf das beneidenswertheste Loos zu machen berechtigt ist, Sie haben es nicht verschmäht, mir ihre Hand anzubieten. Doch was bin ich in den Augen der Welt? Eine Frau, die man sehr streng beurtheilen würde; denn mein Leben war nicht ganz frei von menschlicher Schwäche, indeß Ihres erst beginnt und fleckenlos ist. Alles dies habe ich bei mir selbst überlegt, als ich ihren Brief wiederholt durchgelesen hatte, und noch vieles Andere habe ich mir dabei gesagt. Soll ich es Ihnen bekennen, Leopold? Ich habe mir vorgeworfen, daß ich es war, welche Sie dahin brachte, mir dies

Anerbieten und dies Opfer zu bringen; denn für Sie ist dadurch eine fürchterliche Gefahr herauf beschworen. Mehr als Einmal sprachen Sie mir von der Strenge Ihres Vaters. Ich zittere bei dem Gedanken, welch' Ungemach Sie meinetwegen zu erdulden hätten. Nein, mein Freund, an mir ist es, ihnen das Beispiel der Entsagung zu geben, ich muß mich ihrem Glück zum Opfer darbringen; dies ist der größte Beweis meiner Zuneigung für Sie. Sie werden mich nicht weniger lieben, hoffe ich, aber um desto mehr achten. Geben Sie sich keinen unnöthigen Klagen hin. Da ich eine Feindin heftiger Auftritte bin und dergleichen fürchte, so habe ich mich entschlossen, heute noch nach meinem Badeort abzureisen. Sie werden einsehen, daß ich nicht allein dahin gehen kann, weßhalb auch der Herr Marquis die außerordentliche Gefälligkeit hat, mich zu begleiten. Leben Sie wohl, mein theurer Leopold, mein bester Freund. Seien Sie überzeugt, daß ich Sie nie vergessen werde."

„Celine."

Dieser Brief, der die Doppelzüngigkeit und die Tücke einer Frau verrieth, die es gewöhnt und deren Geschäft es ist, zu verführen und die Herzen zu beherrschen, berührte Leopold auf das Schmerzlichste und es ergriff ihn tiefe Verachtung. Längere Zeit hindurch verfiel er in dumpfes Brüten; denn er glaubte noch immer bisweilen, den rechten Sinn des Briefs nicht richtig aufgefaßt zu haben, obgleich er ihn leider, nur zu wohl verstanden hatte. Kein Zweifel blieb mehr übrig, ein anderer hatte Celinens Gunst errun=

gen, ein anderer über ihn den Sieg davon getragen, und dieser glückliche und triumphirende, dieser verhaßte Nebenbuhler war Herr von Richemont. Die erste Sorge Leopold's war es, zwei ihm ergebene Freunde aufzusuchen, die ihm bereitwillig als Sekundanten beistehen würden, nicht achtend des strengen Verbots gegen den Zweikampf. Er bestieg mit ihnen einen Wagen und fuhr nach der Wohnung des Marquis. Dieser war zu Hause und empfing die vom Diener angemeldeten Herren. „Mein Herr!" rief ihm Leopold in höchster Aufregung zu, „Sie sind also der . . ." Eine artige aber entschiedene Bewegung des Marquis unterbrach die drohende Rede Leopold's. Zugleich begann er: „Ich ersuche Sie, mein Herr, kein Aufsehen zu machen. Vorwürfe oder Beleidigungen ziemen sich nicht für Leute von Bildung. Sie glauben sich über mich beklagen zu müssen, ich dagegen glaube, Sie dürften sich eher bei mir bedanken." „Mein Herr, dieser Spott ist nur eine neue Beleidigung." „Ich werde es nicht versuchen, mich deutlicher auszudrücken, weil ich zu weitläufig werden müßte. Uebrigens sind Sie für eine nähere Erklärung zu aufgeregt," entgegnete der Marquis. „Ich brauche keine, ich bin ihretwegen beleidigt und verrathen worden und will weiter nichts, als mich schlagen," rief Leopold. „Das ist nicht mehr als billig. Ich war auch darauf gefaßt; deßwegen blieb ich zu Hause," erwiederte der Marquis mit größter Seelenruhe. „Bestimmen Sie nach Gutdünken."

„Morgen um sechs Uhr in der Frühe, im Gehölz von Saint-Mandé." „Morgen?" sagte der Marquis. „Nein, ich ziehe es vor, daß wir die Angelegenheit noch heute ab-

machen und zwar sogleich.“ „Wirklich?“ rief Leopold, erstaunt über diese seltene Kaltblütigkeit seines Gegners.

„Nun denn! sehr gerne, da entgehe ich der Langeweile des Wartens.“ „Das dachte ich mir,“ erwiederte Albert seinerseits. „Meine Zeugen wohnen in der Nähe. Gehen wir. Haben Sie Degen?“ „Nein.“ „Wenn Sie damit einverstanden sind, so werde ich die meinigen mitbringen,“ bemerkte der Marquis. „Es sei,“ entgegnete Leopold.

Eine Stunde nach dieser Unterredung standen sich die beiden Gegner an einer versteckten Stelle des Hölzchens kampfbereit gegenüber. Leopold, von Zorn und Wuth getrieben, deckte sich nicht und suchte nur immerwährend zu treffen. Sein Gegner, außerordentlich ruhig und ihm in Führung der Waffe weit überlegen, begnügte sich zu pariren, während er sagte: „Geben Sie doch acht, mein Herr, Sie schützen sich nicht genug.“

Allein Leopold, außer sich, fuhr immer fort, seine Brust bloß zu geben. Man mußte der Sache ein Ende machen. Der Marquis drang vor, maß mit dem Auge die Stelle, wo er treffen wollte, ohne jedoch den Gegner tödtlich zu verletzen. Dieser sank nieder, indem er zornig murrte: „Alles Unglück kömmt über mich.“ Der Marquis half den Zeugen den Verwundeten aufzuheben, ihm einen Verband anzulegen und ihn zu einem Wundarzte der Nachbarschaft zu bringen. Nachdem ihn dieser untersucht hatte, beruhigte er Leopold. „Es wird keine üblen Folgen haben. Sie brauchen blos Ruhe. Enthalten Sie sich nur jeder Gemüthsbewegung. In vierzehn Tagen wird die Wunde geheilt sein.“ „Vierzehn Tage? Gut, das ist gerade die

Zeit, die ich brauche," sagte der Marquis und entfernte sich, nachdem er vorher dem Arzt die größte Sorgfalt für den Verwundeten anempfohlen hatte.

Nach vierzehn Tagen, wie es der Arzt vorhergesagt hatte, war Leopold von seiner Wunde geheilt. Es war ihm nur eine interessante Bläße zurückgeblieben. Während der Körper sich erholt hatte, blieb seine geistige Stimmung eine gedrückte. Es drängte ihn in's Freie, und auf diesen einsamen Spaziergängen gedachte er der glücklichen Stunden, die er in der Nähe jener Zauberin verlebt hatte. Dann trat ihm sogleich wieder die Erinnerung an ihre Treulosigkeit vor die Seele, mit der sie seine aufrichtige Liebe vergolten hatte.

Alsdann überwältigte ihn der Zorn und er wollte der Untreuen nachreisen, sie aufsuchen und mit Verwünschungen überschütten. Aber wohin sollte er ihr folgen? Absichtlich hatte Celine das Ziel ihrer Reise verschwiegen. Es war daher nicht leicht möglich, sie zu treffen. „Ohne Zweifel ist jetzt der Marquis bei ihr," dachte er mit einem Gefühl von Demüthigung. „Sie wird ihn anhören, wie sie es bei mir that, mich aber wird sie ganz vergessen haben. Wozu soll ich vor Beide hintreten? Nein, meine Rache soll mir durch Celinen's Unbeständigkeit selbst zu Theil werden; denn vielleicht kömmt der Tag, wo auch der stolze Albert den Stachel fühlen wird, den weibliche Untreue dem Mann in's Herz bohrt."

Während er eines Tags ähnlichen Gedanken nachhing, erhielt er einen Brief von seinem Vater. Der General

machte ihm nicht den geringsten Vorwurf wegen seines fortgesetzten Verbleibens in Paris. Er beabsichtigte nur, seinem Sohn ein frohes Familienereigniß mitzutheilen, nämlich die nahe bevorstehende Heirath seiner Cousine Lucie. „Du hast,“ schrieb ihm der General, „Deine Cousine stets wie ein Kind behandelt. Du bist dem theuern Wunsch meines Herzens nicht nachgekommen, da ich euch vereinigen wollte. Lucie's einfaches, naives Wesen ließ sie Dir immer als ein ungraziöses und unbedeutendes Landmädchen erscheinen. Ich lasse Dir volle Freiheit, mein Sohn. Aber ein Anderer war weniger heikel als Du. Es ist dies ein sehr ausgezeichneter, reicher, mit einem vornehmen Titel versehener Mann, der unlängst ein in unserer Nachbarschaft gelegenes Schloß Septeuil gekauft hat. Er hatte kaum Lucie kennen gelernt, als er auch schon die innigste Zuneigung für sie empfand. Ich habe ihm nicht das geringste Hinderniß in den Weg gelegt und ihm mit Freuden die Hand unserer lieben kleinen Waise zugesagt. Am Dienstag, den neunzehnten dieses Monats, wird der Ehekontrakt unterzeichnet; am Dienstag also wird meine Lucie die Frau Marquise von Richemont. Das heißt so viel, als Dir sagen, daß ich und wir Alle auf Deine Gegenwart bei diesem Familienfest rechnen.“

Hätte Leopold der Blitz getroffen, so hätte er ihn nicht ärger niederschmettern können. Er traute seinen Augen nicht. Und doch waren es die Schriftzüge seines Vaters, eines Mannes, der niemals zu spaßen pflegte. Wie vereinte sich diese Heirath mit dem Abenteuer mit Celinen und dem Aufenthalte des Marquis in irgend einem Badeort und im Schloße zu Hautefort? In einem

früheren Jahrhundert hätte Leopold vielleicht an Hexerei gedacht; allein in unserem Zeitalter ist man weniger abergläubig, daher er in dem ganzen Ereigniß nichts anderes sah und sehen wollte, als eine neue Intrigue des verwünschten Marquis, um ihn abermals in Wuth zu versetzen. Dieser Mann war sein böser Dämon geworden. Er haßte, er verabscheute ihn; doch in Hinsicht Lucien's trat eine plötzliche veränderte Ansicht ein. Bisher hatte er sich sehr gleichgiltig gegen seine Cousine verhalten. Obgleich sie die vortrefflichsten Eigenschaften besaß, so hatte er ihr von jeher wenig Aufmerksamkeit geschenkt.

Nun erkannte er mit Einemmale ihre vortrefflichen Eigenschaften, die er bisher geringgeschätzt hatte. Weil er sie zu verlieren fürchtete, wurde sie ihm erst theuer und ihr Bild trat ihm so lieblich vor die Seele, wie es noch nie der Fall war. Er gedachte der fröhlichen Spiele der Jugend, der Stunden am traulichen Kamin, der kindlichen Gemeinschaft im elterlichen Hause. Er fing an zu weinen, er überhäufte sich mit Vorwürfen, klagte sich der Herzlosigkeit an und beschloß, zu Lucien's Füßen sie um Vergebung zu bitten und dann sterben zu wollen. Wenn er sich nur an diesem Albert rächen könnte! Ja, er beschloß zu erscheinen, doch nur um seinem Feind drohend unter die Augen zu treten.

Zitternd vor Aufregung, getrieben von Zorn und Eifersucht, beeilte er sich, die nöthigen Anstalten zu der Abreise anzuordnen.

Wollen Sie sich in einigen flüchtigen Zügen das Bild einer reizend schönen Landschaft vorstellen, so denken Sie sich einen jener alten Parks, nur zu selten heutigen Tags, welche aber, wenn es ihnen vergönnt ist, die verschiedenartigen Stürme der Zeiten glücklich zu überdauern, um so majestätischer dem Auge erscheinen. Fügen Sie dazu noch eine Perspektive, hervorgebracht durch Alleen von Eichen und Akazien, im Hintergrund von üppigen Wiesenflächen begränzt und im Vordergrunde ein Schloß im italienischen Style. So sah die Besitzung aus, welche der alte General von Hautefort im Jahre achtzehnhundertfünfundvierzig mit seiner Nichte und einer zahlreichen Dienerschaft bewohnte. Zu ebener Erde befand sich der Saal mit kunstvollen Verzierungen. Einige zwanzig Personen waren darin versammelt, um den Ehekontrakt zu unterzeichnen. Es wurde leise gesprochen, beinahe geheimnißvoll Man wartete auf Jemand.

Der General stieß einen Freudenschrei aus. Leopold erschien unter der Thüre des Saales. Alles drängte sich um den jungen Mann, der von seinem Vater wiederholte Umarmungen, aber nicht den leisesten Vorwurf erhielt. Er wurde von Jedem der Anwesenden auf das herzlichste begrüßt. Dennoch war Leopold bleich, niedergeschlagen; sein Anzug war bestaubt von der Reise und stach merklich ab von der feinen Toilette der übrigen Gesellschaft.

Er näherte sich seiner Cousine. Lucie hatte sich erhoben, in ihrem Innern vielleicht ergriffen, doch äußerlich scheinbar ruhig, und ihn mit einem himmlischen Lächeln anblickend. Sie wechselten einige Worte. Leopold war über ihre Liebenswürdigkeit und die freundliche Nachsicht entzückt, mit welcher sie ihm entgegen kam.

„Welches Kleinod verliere ich," dachte er, „und durch meine eigene Schuld." Einige Augenblicke darauf wurde der Marquis von Richemont angemeldet. Zornröthe überflog Leopold's Wangen; das Herz wollte ihm zerreißen.

Sie grüßten sich auf eine bezeichnende Weise.

„Wie," sagte der General, „Sie kennen sich zufälligerweise?" „Gewiß," versetzte Albert, „ich habe Ihren Herrn Sohn sehr oft getroffen bei ..." „Das ist unnöthig," rief Leopold. „Wozu an diesem Orte eine Erinnerung..." „Herr Notar," unterbrach der General, „da wir jetzt Alle beisammen sind, so haben Sie die Güte, ihre Papiere herzurichten."

Leopold hatte durch ein leises Zeichen dem Marquis angedeutet, mit ihm seitwärts zu treten und flüsterte ihm in's Ohr: „So verfolgen Sie mich überall!" „Ich?" entgegnete Albert lächelnd. „Welcher Irrthum!" „Immer nur Spott," meinte Leopold. „Haben Sie mich nicht bei einer gewissen Person lächerlich gemacht und mir ihr Herz geraubt?" „Ganz und gar nicht," erwiederte Albert. „Im Gegentheil, ich bin es, der jene Person überlistet hat. Sie wartete auf mich, um mit mir nach dem Badeort zu reisen..." „Wirklich?" fiel ihm Leopold in die Rede. „Aber das Duell?" „Ich habe es nicht veranlaßt," sagte Albert. „Und wenn ich Sie auch verwundet habe, so müssen Sie mir doch zugeben, daß ich, wenn ich es gewollt, Sie hätte tödten können." „Aber meine Cousine?" „Sie liebten Sie nicht, so sagte mir Ihr Herr Vater." „Kannten Sie denn meinen Vater?" fragte Leopold. „Ich war drei Monate lang sein Gast." „Ist das möglich?" Der Marquis überließ Leopold seinem Gefühle der Ver-

wunderung und gesellte sich wieder zu den übrigen Anwesenden.

Der Notar begann soeben den Ehekontrakt zu verlesen. Leopold war mehr todt als lebendig. Plötzlich that er einen Schrei der Freude. Nicht des Marquis Name, nein, der Seinige wurde genannt. Alles wurde ihm nun klar.

„Nun," fragte ihn Herr von Richemont, „war ich Ihr Feind, ihr Verfolger?" Leopold ergriff in freudiger Aufregung dessen Hand und entgegnete: „Sie waren mein Beschützer, mein Schutzgeist, mein Mentor!" „Ja," versetzte der Marquis, von ganzem Herzen lachend, „ein Mentor im schwarzen Frack."

Die Schuld einer Mutter.

Eine Kalesche bewegte sich langsam entlang des prächtigen Boulevards von Sebastopol in Paris. Als der Wagen die Höhe der Passage Bourg-l'Abbé erreicht hatte, hielt er dicht am Trottoir inne. „Hier Bourgeois!" sagte der Kutscher und richtete sich auf seinem Sitz zum schlafen her.

Drei Personen stiegen aus, eine graziöse junge Frau, ein schöner junger Mann, ihr Gemahl, in elegantem Reiseanzug, und ein robuster junger Mensch, ihr Freund, in einem Jagdcostüme, in dessen Gesichtszügen sich immer Zufriedenheit erkennen ließ. Sie gingen zu Fuß bis in die Straße Ponceau. In dem Augenblick, als sie in dieselbe eintraten, erscholl der Ruf: „Achtung! Achtung!" und einige Stadt-Sergeanten hielten sie zurück. Das Quartier war im Abreißen begriffen. Man erblickte durch die Lücken der noch halb erhaltenen Mauern das Gitter des Conservatoriums der Künste und der Gewerbe. Im Hintergrunde stand noch ein Haus, jedoch ohne Fenster, und starrte die Arbeitsleute an, wie ein Riese ohne Augen. Aber als wollte er sich noch einmal beleben, um sich zu vertheidigen, ließ sich ein fürchterliches Gekrache vernehmen, das Gebäude begann zu schwanken und stürzte bis auf den Grund zusammen. Die Masse der Arbeiter hatte gerade noch Zeit, sich zu entfernen. Das Gemäuer spaltete sich von

Oben bis nach Unten in zwei Theile und brach mit furchtbarem Getöse hinter ihnen nieder. Als die dichte Staubwolke, die aus den Trümmern aufwirbelte, sich verflüchtigt hatte, gewahrte man noch in jenem Theil, der stehen blieb, die Wohnungen von Unten bis hinauf in den sechsten Stock.

„Ist es hier, Romanel?" fragte der Mann, der die junge Frau am Arme führte. „Sieh," sagte der bei diesem Namen gefragte, „wir kommen eben recht, um unsere arme Mansarde fallen zu sehen." „Die mit der blauen Papiertapete?" fragte die junge Frau mit sichtlicher Rührung. „Oh! nein Madame," entgegnete Romanel, „diese hat hundert Franken gekostet. Sehen Sie höher hinauf, dort zwischen den Schornsteinen, da ist sie." „Gehen wir jetzt nach der Brücke der Invaliden." „Dort ist es noch schlimmer, Georges. Die Säule am mittleren Bogen, wo Du immer saßest mit der blechernen Büchse, ist nicht mehr. Sonst gingen nur Leute hinüber, welche die Passage bezahlen konnten, jetzt ist es eine Zwangsbrücke, die ihren Blinden nicht mehr ernähren kann." Die junge Frau zog aus ihrer Ceintüre eine mit Edelsteinen besetzte Uhr hervor und als sie nach der Zeit gesehen, sagte sie mit Thränen in den Augen: „Wir haben Zeit, um in das Hotel zurückzukehren, unser Gepäck zu ordnen und noch vor der Abfahrtsstunde in den Eisenbahn-Hof zu gelangen. Dieser Pilgergang, für welchen ich mich kräftig genug fühlte, hat mir sehr wehe gethan." Und die drei Freunde, ohne ein Wort zu verlieren, erreichten wieder ihren Wagen. „Meine arme Laurence," sagte ihr Mann, „wir haben Unrecht gehabt; allein erinnere Dich, daß nicht ich es war, der es so wollte." „Komme, komme," entgegnete Laurence

und drückte sich an ihn. Nicht ganz eine Stunde später fuhr der nämliche Wagen mit eben denselben Personen im gestreckten Trabe durch die Rivoli-Straße nach dem Lyoner Bahnhof. Als sie am Ende des Boulevard Sebastopol vorüberfuhren, blickten die drei Reisenden zu gleicher Zeit, wie von einem Gedanken beseelt, nach den Häuser-Ruinen, die sie soeben besucht hatten. Eine neue Staubwolke wirbelte wieder empor, wie der Rauch eines Vulkans. „Das ist der letzte Ueberrest, der einstürzt,“ sagte Romanel. „Es ist die Vergangenheit, welche ihren Weg geht,“ versetzte Georges. „Nun denn!“ sagte die junge Frau, ihren Mann mit einem Blick unendlicher Liebe ansehend, „die Vergangenheit ist todt, es lebe die Zukunft!“

Wer waren diese Reisenden, welche zu den pariser Ruinen pilgerten? Welches mochten die frommen und melancholischen Erinnerungen sein, die sich in diese Trümmerhaufen und diese Staubwolken begaben? Nachfolgende Geschichte wird es sagen. Diese Erzählung, treu dem wirklichen Leben entnommen, ist die eines braven Kindes des Volks, das die Vortrefflichkeit seines Herzens bis zur Unwahrscheinlichkeit gesteigert hat.

Am Morgen eines Markttags zu Chatillon-sur-Loing, trat der Feldmesser des Orts, ein junger Mann von zwei- bis vierundzwanzig Jahren, in sammtenem Paletot, kurzen Beinkleidern und hoch heraufgehenden Ledergamaschen, eine herkulische Gestalt, raschen Schrittes in das Zimmer eines der Notare der Stadt, ging, wie Jemand der im Hause wohlbekannt ist, durch die Stube der Schreiber, um sich in das Cabinet des Patrons zu begeben, der, als er ihn gewahrte, den

Kopf vom Arbeitstische erhob und ihm zurief: „Romanel, es sind Leute da!" „Wird es lang dauern, Loiseau?" „Oh nein!" „Ist mein Bauer gekommen?" „Ist es wirklich wahr," fragte der Notar, „daß Du Geld ausleihest?" Und bei diesen Worten maß er den Feldmesser mit spöttischem Blick. „Ja wohl", erwiederte ihm dieser, „auf erste Hypothek, fünf für hundert. Das wundert Dich? Es ist auch eines Theils zum verwundern. Bin ich nicht der Sohn der Mutter Sans-le-sou, ein Tölpel, ein armer Teufel, den eine Menge von Meistern, ein Krämer, ein Buchbinder, ein Friseur auf die Gasse hinaus gejagt haben, weil er zur Arbeit nicht getaugt hat? Wenn ich mich recht entsinne, so war der Letzte ein Maurer, der mich durchprügelte, weil ich nicht schnell die schweren Steine tragen lernte. Dennoch habe ich tausend Franken gewonnen. Sieh her." Und indem er seine breite Hand in die Hosentasche steckte, zog er die Goldstücke daraus hervor und ließ sie auf den Tisch rollen. „Woher, beim Teufel! hast Du das genommen, Romanel?" „Wie so genommen? Dies Geld habe ich mir auf den Feldern gewonnen, mit einer Kette zu dreißig Sous und einem Winkelmaß für drei Franken. Oh! wenn meine arme Mutter noch lebte!" Eine Wolke der Trauer lagerte sich auf dem breiten Antlitz des jungen Mannes. „Arme Mutter Sans-le-sou!" fuhr er fort, „ich werde ihr ein Grabmal aus Marmor setzen lassen, das schönste auf dem Kirchhof. Du sagst, mein Bauer sei noch nicht gekommen?" „Noch nicht." „Jedenfalls ist dies die versprochene Summe. Sie ist der Anfang meiner Million. Habe ich Dir's gesagt,

daß ich nicht nachlassen werde, bis ich meine kleine Million beisammen habe? Ja, nicht wahr, ich muß es Dir schon gesagt haben. Nun denn, ich werde sie bekommen, mein Freund. So eine Million Franken ist gar nichts; nur das erste Tausend kostet Mühe und die habe ich, wie Du siehst."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre des Zimmers und es erschien eine blondhaarige Figur mit rothem Gesicht und einem breiten schwarzen Hut auf dem Kopfe. „Das ist dein Mann," sagte der Notar. „Nur herein, Landsmann," rief ihm der Feldmesser mit ernster Miene zu, „der Zettel mit den tausend Franken hat warten müssen." Der Bauer begriff nur Eins, daß sich nämlich der Darleiher und das Geld Rendezvous gegeben hatten. „Ich habe zwei Säcke mit Haber auf den Markt zu bringen," sagte der Bauer; „wenn Sie mir noch eine kleine halbe Stunde Zeit ließen, so würden Sie mir einen großen Dienst erweisen." „Geht nur zu, Landsmann," entgegnete der Feldmesser. „Aber nicht mehr wie eine halbe Stunde. Ich habe noch andere Geschäfte; ich muß alsbald nach Melleroz." „Sie sollen einen Platz in meinem Wägelchen haben." „Angenommen," sagte der Feldmesser. „Komme doch herein Romanel," rief ihm der Notar zu, der einen jungen Mann in Romanel's Alter hinausführte. Der Client, der heraustrat, war sehr elegant gekleidet. Sein ganzes Wesen verrieth etwas aristokratisches. Demungeachtet trat er sehr unzufrieden und sehr betrübt aus dem Kabinet des Notars Pinçard. Er drückte im Vorübergehen des Feldmessers Hand, der den Kopf respectvoll entblößte, ohne ein Wort finden zu können. „Komme doch herein," sagte der Notar nochmals. Romanel steckte sein

Gold wieder in die Tasche und trat in das Kabinet. „Stelle Dir vor," begann Pinçard mit einiger Aufgeregtheit, „stelle Dir nur vor, dieser kleine Edelmann ist zu Grunde gerichtet und er hält mich für einen so schlechten Notar, daß er sich einbildet, ich würde ihm Geld leihen." „Wenn er aber genügende Sicherheit leistet?" „Die Sicherheitsmaßregeln sind schon verspeist. Er hat sich an einem verunglückten Unternehmen betheiligt. Ist dein Mann gekommen?" „Ja, aber ich habe nachgedacht . . . . ich borge nicht mehr." „Hast Du das Geld nicht?" „Verzeihung, da ist es." „Also dann!" „Ich habe es mir überlegt." „Aber der Vertrag ist gemacht." „Was kostet er?" „Zehn Franken." „Da sind sie," sagte der Feldmesser und warf einen Louis auf die Marmorplatte des Kamins. „Geben Sie mir zurück, was darüber ist." Der Notar wollte einige Bemerkungen machen und einige Rathschläge ertheilen; doch gedachte er vor Allem des Dringendsten, nämlich die zwanzig Franken einzukassiren, wovon er dem Feldmesser zehn zurückgab.

Als er nun zu sprechen anfangen wollte, bemerkte er, daß Romanel verschwunden war. Der Notar, da Niemand zugegen war, mit dem er sich hätte unterhalten können, ging frühstücken. Gegen seine Gewohnheit war er mürrisch und hätte sich zudem beinahe in den Finger geschnitten.

Niemals hatte sich der Notar so übler Laune gezeigt. Seiner Tochter, die ihm gegenüber saß, entging des Vaters Mißmuth, denn sie sah, in Gedanken versunken, auf ihren Teller. Aus ihren Träumen erwachend, seufzte sie tief auf. Erschrocken schaute sie den Vater an und erröthete. „Ich habe die Musik gefunden, von welcher Du

mir sprachst, Vater," begann sie zögernd. „Ich hätte Dir von Musik gesprochen?" „Die Romanze" .... „Pah!" erwiederte der Notar, „mit Deiner Romanze" ... „Hat Herr Georges von" .... Der Notar zwickte die Lippen zusammen und ließ der Tochter keine Zeit, den begonnenen Satz auszusprechen. „Georges von Verchette?" unterbrach er sie, dabei eine tragische Stellung annehmend. „Merke es Dir wohl, Laurence, was ich Dir sagen werde. Wenn ich in den Garten gehe, so betrachte ich am Baume nur die gesunden Früchte, die an dessen Zweigen reifen. Das abgefallene Obst gehört dem Diener. Der Vicomte, Laurence, ist so eine herabgefallene Frucht." „Herr Georges?" „Der Vicomte ist ein ruinirter Mann, daher so viel wie nicht mehr auf der Welt. Nun, Du nimmst ja nichts von der guten Torte." „Ich habe keinen Hunger mehr." „Vergiß nicht, daß heute Abend Gesellschaftsball ist und daß Du dort bis zwei Uhr tanzen wirst." „Lieber Vater," ver-versetzte Laurence und strich mit der Hand die Stirne, „ich werde Dich wahrscheinlich um die Erlaubniß bitten, nicht hingehen zu müssen. Ich habe heftige Kopfschmerzen." Armes Kind! Nicht der Kopf that ihr in diesem Augenblick wehe, aber das Herz.

An einem der Tage der darauffolgenden Woche trat Romanel in das Kabinet des Notars Pinçard. Er hatte etwas Ernstes in seinem Benehmen; sein Gesicht schien zu erglänzen. „Bringst Du mir die tausend Franken?" fragte ihn der Notar. „Im Gegentheil, Pinçard." „Die-

ses Gegentheil übersteigt mein Begriffsvermögen, Romanel." „Ich komme, um von Ihnen tausend Thaler zu entlehnen." „Du?" „Ich selbst und auf meinen Namen." „Aber mein Lieber, um tausend Thaler zu entlehnen, muß man sich doch ausweisen können. Was willst Du übrigens mit dieser Summe anfangen?" „Ich muß sie durchaus haben. Ich glaube, daß Ehrenhaftigkeit und Arbeit Bürgschaft genug bieten."

„Willst Du, daß ich als Freund mit Dir rede? Ich thue als wüßte ich von Nichts; doch sind mir über Dich unglaubliche Gerüchte zu Ohren gekommen. Dir gebricht es nicht an Thätigkeit und Einsicht, und dennoch begehst Du eine Dummheit um die andere. Du könntest reich sein, Romanel, und Du hast es nicht gewollt, der Zufall hatte Dir Gelegenheit geboten, das schönste Mädchen der Stadt heirathen zu können und Du hast es nicht verstanden, Dein Glück zu benützen. Oh! mein Freund, Du bist jung, außerordentlich jung. Diese dreitausend Franken sind für den ruinirten Vicomte bestimmt." „Wenn es so wäre?" „So wäre es ein Narrenstreich." „Nein, es ist kein Narrenstreich. Es ist eine Schuld meiner Mutter, mein Herr." „Du Kindskopf, ist man denn verbunden, Schulden zu bezahlen, die man nicht gemacht hat? Uebrigens, ohne Deine kindliche Liebe verletzen zu wollen, wie konnte Deine Mutter Sans-le-sou, die ich nicht kannte, von der ich jedoch sprechen hörte, wie war sie im Stande, solch' eine Schuld zu besitzen, die man von Dir verlangt?" „Ich will Ihnen durch eine Erzählung, die Ihnen nicht bekannt ist, Herr Pinçard, Antwort ertheilen, eine Erzählung, die mit unauslöschlichen Buchstaben in mein Herz eingeprägt bleibt.

Mutter Sans-le-sou, wie sie sagen, meine für mich heilige Mutter, wohnte in einem Kämmerchen am Ende der Grabenstraße. Sie bettelte, um mich aufziehen zu können; denn sie war zur Arbeit unfähig geworden. Zugleich ernährte sie einen alten Blinden, dessen sich Niemand erbarmen wollte, einen begnadigten Galeerensklaven. Die Nachbarn sagten das Nämliche, was Sie mir soeben äußerten, nämlich daß die Mutter Sans-le-sou eine Dummheit begehe, indem sie ihr bischen Brod, das erbettelte Brod, mit einem blinden Züchtling theilte. Die Nachbarinnen waren der Mutter Sans-le-sou spinnefeind geworden und verläumdeten sie auf jegliche Weise. Eines Tags fing es in unserer Vorstadt zu brennen an. Der Thäter war nicht weit her zu suchen. Es war Mutter Sans-le-sou, die sich gerächt hatte. Es kamen zwei Gendarmen mit einer Handschelle. Sie fesselten die arme Frau. Schon befand sie sich auf der Straße, als sie um die einzige Gnade bat, nochmals in ihr Kämmerchen zurückkehren zu dürfen. In der ersten Verwirrung hatte sie es vergessen, ihr Kind noch Einmal zu umarmen. Ich erwachte durch den warmen Hauch dieses Kusses, sprang auf und folgte meiner armen Mutter, die mir die gefesselten Hände entgegenstreckte. Ich weinte. Ich sah die Mutter mit den beiden Gendarmen in den bereitstehenden Wagen einsteigen. Man hinderte mich, sie noch Einmal zu umarmen. Ich hörte, wie sie zu mir sagte: „Gedenke des Blinden, ich werde wieder kommen.“ Nicht lange nachher begann die Verhandlung in Orleans, worauf sie vor das Schwurgericht verwiesen wurde. Sie gerieth in einen Zustand der Verzweiflung; sie schrie nach ihrem Kind; doch sie

konnte sich nicht vertheidigen. Endlich erschien der Tag der Sitzung. Am selben Tag begleitete ich die irdischen Ueberreste des armen Blinden, den meine Mutter zwölf Jahre genährt, den ich sechs Wochen gepflegt hatte, nach dem Friedhof. Ein Advokat von Orleans, der in der Umgegend von Chatillon, zu Saint-Maurice, ein kleines Gut besaß und der meine Mutter kannte, weil sie oft vor seiner Thür gebettelt hatte, erklärte sich zu ihrer Vertheidigung bereit. Er bot keine übermäßige Beredsamkeit auf, er begnügte sich in einfachen Worten das bisherige Leben dieser armen aber unbescholtenen und gutmüthigen Frau zu schildern. Seine Rede rührte die versammelten Zuhörer bis zu Thränen. Selbst die Richter und die Zeugen waren tief ergriffen. Der Spruch der Geschwornen ließ nicht lang auf sich warten. Er lautete einstimmig für Freisprechung. Meine arme Mutter begriff erst jetzt die große Gefahr, in der sie geschwebt hatte. Sie rief den Namen ihres Kindes, schwankte und stürzte, wie vom Blitz getroffen, zu Boden. Ihr Advokat ließ sie auf seine Kosten hierher bringen und nachdem die Todte zur Erde bestattet worden, nahm er mich bei der Hand, führte mich an die Grube und sprach zu mir mit gerührter Stimme: Du kannst hier beten gehen; denn Deine Mutter war so schuldlos wie eine Heilige. Der Mann, der meine Mutter rettete und der mir ihr Andenken unbefleckt hinterließ, es war der Vicomte von Verchette, Georges Vater. Deshalb bin ich gekommen, um von Ihnen tausend Thaler zu leihen. Begreifen Sie es jetzt?" „Ich begreife es ganz gut, mein Lieber; aber diese edle That soll Dich deßwegen nicht zu Tollheiten verleiten. Du bist

ein wenig romanhaft." Der Feldmesser hätte gar zu gern diese zweibeinige Akten-Maschine mit der Faust niedergeschlagen, doch er hielt sich zurück, drehte sich auf den Absätzen herum und ging zur Thüre hinaus. „Sie haben ein gutes, edles Herz," sagte ihm Laurence, die nebenan Alles gehört hatte und die, wie zufällig, ihm begegnete.

Einen Monat darauf war eine Abendgesellschaft bei dem Notar Pinçard, zu welcher alle Honoratioren von Chatillon eingeladen waren. Der Notar feierte innerlich sein neuerdings erlebtes Glück. Zwei ihm befreundete Gutsbesitzer und Georges von Verchette waren total ruinirt. Er hatte in Folge dessen brillante Geschäfte gemacht. Auch war das Fest sehr glänzend; es gab sogar Schinken unter den Erfrischungen. Laurence machte die Honneurs, trotz der feinsten Weltdame, und obgleich innerlich sehr betrübt, fand sie doch noch für Jeden der Gäste ein freundliches Lächeln. Wenn man es gewußt hätte, welch' ungeheurer Kummer ihr auf dem Herzen lag, wie wäre sie darum angesehen worden. Wie hätten sich die Anwesenden einander zugeflüstert. Wie glücklich wären die alten Frauen in ihren gelben Hauben gewesen.

Der Abend verlief ohne Störung, mit der gewöhnlich plumpen Lustigkeit. Diese guten Kleinstädter zerfleischten die Abwesenden, nagten an den Pasteten, unterhielten sich dazwischen mit kleinlichen Schwäzereien, indessen einige Andere ein höchst wohlfeiles Whist spielten.

Unter den Eingeladenen bemerkte Laurence einen gewissen Herrn Victorin, einen Gutsbesitzer aus der Nachbar-

schaft. Einige Aeußerungen ihres Vaters ließen es sie errathen, daß der neue Ankömmling ein zukünftiger Schwiegersohn sein möchte. Herr Victorin besaß ein Vermögen von fünfmalhunderttausend Franken, ging mit seinem Bedienten auf die Jagd, der für ihn das Wild niederschießen mußte, fluchte wie ein Heide und wär nichts weiter als ein in Gold gefaßter dummer Mensch. Um sich den Blicken dieses Fauns zu entziehen, zog sich Laurence in eine Ecke des Saales zurück, wo die alten Damen mit den gelben Hauben saßen und wo sie das Gespräch der Spieler nicht hören konnte, die von Georges sprachen. „Er ist fort.“ „Freilich, ich habe ja sein Pferd.“ „Und ich seinen Hund.“ „Und ich seinen Wagen.“ „Und ich bekomme sein Gut,“ sagte Victorin. „Das schönste an der ganzen Geschichte ist,“ versetzte Einer der Spieler, „daß sich der einfältige Romanel, der Sohn der Sans-leson, seinetwegen zu Grund gerichtet hat. Eines Nachts wird er nach Paris davon geflogen sein. Wäre Paris nicht schon da, man müßte es für derlei Abenteurer eigens aus der Erde hervorzaubern.“ „Und für solche Romanhelden,“ bemerkte der Notar giftig. Laurence, die sich im Verlauf des Gespräches den Spielenden genähert hatte, überfiel ein heftiges Zittern. Sie zog sich leise in ihr Zimmer zurück und an ihrer Zukunft verzweifelnd, sank sie ohnmächtig auf ihr Sopha. Während dem machte der Notar Pinçard Victorin in so auffallender Weise den Hof, daß die gelben Hauben zu lächeln und gegen Einander zu flüstern begannen. Zum Glück bemerkte es der Notar, daß er sich lächerlich machte, und er blickte im Saal umher, wo denn seine Tochter wäre. Laurence war nicht

zu sehen, und da sie noch immer nicht kam, so suchte er sie im ganzen Hause. Erst zuletzt ging er in ihr Zimmer. Ein Strahl des Mondes fiel auf das Kleid des jungen Mädchens und verrieth ihm ihre Gegenwart. Er setzte sich neben sie und sagte zürnend: „Was machst du denn da?“ Laurence, bewußtlos, wie eine Todte hingestreckt, gab keine Antwort. „Mißfällt dir Herr Victorin? Du antwortest mir ja nicht? Gott! wie sind deine Hände kalt! Und dein Gesicht! Sei vernünftig meine Tochter. Du hast einen ungeeigneten Zeitpunkt gewählt, deinem Vater eine Scene zu machen. Was werden unsere Gäste dazu sagen?“ Er rüttelte die Tochter an beiden Armen, als wollte er ihr dadurch ihre romantischen Ideen aus dem Kopfe scheuchen. Sie kam zu sich, streckte die Arme und stieß einen Schrei des Schmerzes aus. Als sie ihren Vater erkannte, sank sie auf die Knie und klammerte sich an ihn. „Vater!“ sagte sie, „ich werde nicht eher aufstehen, als bis du mir das gewährt hast, um was ich dich jetzt bitten werde.“ „Was verlangst du denn?“ „In ein Kloster zu gehen“, erwiderte sie. „Wie bist du auf diesen Gedanken gerathen? Komme, umarme deinen Vater und folge mir; denn deine Abwesenheit würde am Ende auffallend und zu sonderbaren Reden Veranlassung geben.“ Der Notar verließ Laurence, indem er zwischen den Zähnen murmelte: „Oh! die Frauen! sie haben Alle den Teufel im Leibe!“

Laurence, einsehend, es rufe sie der schuldige Anstand in den Salon zurück, öffnete, um sich ein wenig zu erholen, das Fenster, das gegen den freien Platz ging und lehnte sich hinaus, um frische Luft zu schöpfen. Obgleich

von Natur furchtsam, wich sie dennoch nicht zurück, als sie im Schatten der Häuser eine Gestalt sich nähern sah, die vor ihrem Fenster stehen blieb und sprach: „Hoffnung und Muth, mein Fräulein. Ich werde ihn bald wiederfinden und ich werde ihn retten.“ „Ich danke ihnen, Herr Romanel“, erwiderte ihm Laurence, ihm beide Hände entgegen haltend. „Gehen sie und sagen sie ihm, daß nicht die ganze Welt ihn haßt.“ Romanel entfernte sich wieder. Als er die Mitte des Platzes erreicht hatte, bemerkte sie, daß er einen Reisestock in der Hand hatte und auf dem Rücken eine Art von militärischem Tornister. Wohin ging er? Romanel wußte es selbst nicht. Er hatte erfahren, daß Georges in seiner Verzweiflung Saint-Maurice verlassen hatte, um sich vor seinen Gläubigern zu retten, vor Allem um der Schande des Elends zu entgehen. Der gute Mensch machte sich auf den Weg nach Auxerre, wo er den Vicomte zu finden hoffte. Georges war nicht in Auxerre. Romanel erkundigte sich überall, schrieb nach allen Seiten, verwandte einen ganzen Monat, um den Flüchtling zu entdecken, bis er endlich entmuthigt nach Chatillon zurückkehrte. Nirgends war Georges zu finden gewesen. Er war heimlich entflohen, ohne eine Spur von sich zu hinterlassen. Romanel, der Unmöglichkeit sich beugend, versuchte es, wieder nach der Meßkette zu greifen und sein früheres Geschäft wieder zu betreiben. Allerlei Widerwärtigkeiten stellten sich ihm entgegen; zudem stockte das Geschäft so, daß der wackere junge Mann in Geldverlegenheiten gerieth. Die Leute fingen an, ihn mit scheelen Augen zu betrachten; kein Mensch bedurfte mehr der Dienste des Feldmessers. Kälte

und das Gefühl des Verlassenseins wehten ihn an. Als er noch reich war, da war er Allen ein willkommener Mann, jetzt, da er arm geworden, war er nur noch der Sohn der Sans-le-sou, ein unbrauchbarer, ein träger und nichtsnutziger Mensch. Die öffentliche Meinung war unerbittlich gegen sein Elend. Die Verachtung war so groß, daß selbst der Notar Pinçard es verschmähte, ihn wegen des letzten Billets von hundert Franken zu belangen, ein Edelmuth, der nur dazu beitrug, den Feldmesser völlig zu vernichten. Romanel fühlte es nur zu gut, daß er sich von seinem Unglück nicht mehr erholen werde. Es kam so weit, daß die Leute auf der Straße mit den Fingern auf ihn deuteten und daß die Gassenjungen, aufgereizt von den Stadtfraubasen, ihn mit Beleidigungen und Schimpfreden verfolgten. Warum war aber auch der Sohn der Bettlerin auf den Gedanken gekommen, eines Tags tausend Franken anzulegen und seiner Mutter einen Marmorstein auf das Grab setzen zu lassen.

Seine Stellung war nicht mehr haltbar. Der allgemeinen Mißachtung gegenüber, die er nicht zu besiegen vermochte, vergrub er eines Abends seine Arbeits-Geräthschaften in einem nahen Wäldchen und kehrte sodann langsamen Schrittes heim. Unterwegs setzte er sich nieder, um die Dunkelheit der Nacht abzuwarten, bevor er die Stadt betreten würde, damit er nicht, wie gewöhnlich, sich Beleidigungen aussetze. Die Hände im Schooße, mit auf die Brust herabgesenktem Kopfe verglich er in Gedanken sein glückliches Leben in der Vergangenheit mit dem Elend der Gegenwart. Was hatte er gethan, um so tief herabzusinken? Nichts als eine gute That.

Obschon ein kalter Nebel vom Thale heraufstieg, und seine Wangen netzte, so wallte ihm dennoch das Blut nach den Schläfen, sein Gesicht brannte in fieberischer Gluth und ein finsterer Gedanke wand sich wie ein Leichentuch um sein Gehirn. Er wollte sterben. Er hatte zwar nicht vollständig die Schuld seiner Mutter abgetragen, aber Georges war nicht zu finden. Romanel stand somit ganz allein in der Welt da. Sein Leben stand in keiner Beziehung zur Erde mehr; sein Tod würde keine größere Lücke verursachen als der eines herrenlosen Hundes. Man würde ihm in einem entlegenen Winkel des Friedhofs eine Grube graben, wo die Selbstmörder schliefen und damit hätte Alles sein Ende.

Während ihn dieser düstere Gedanke beschäftigte, riß er mechanisch einen Ast vom nahen Gesträuche ab und steckte ihn in das Wasser des Flusses, an welchem er saß, um gleichsam die Tiefe des Wassers zu ergründen. „Zwei Fuß tief", sagte er zu sich selbst. „Das genügt. Es heißt jetzt nur wollen und ich will."

„Wie!" sagte plötzlich ein Bauer, der von seinem Weinberg herabkam, „Du bist's, Sans-le-sou. Was machst du denn da? Wartest du wohl gar auf ein hübsches Mädchen?" Romanel sprang hastig auf, und als wollte er vor dieser Entweihung seiner Todesstunde entfliehen, eilte er nach der Stadt zurück. In einem engen, abgelegenen Gäßchen, in welches er einbog, um von den Leuten nicht gesehen zu werden, stand er unversehens Laurence gegenüber. Die Tochter des Notars, in Trauerkleidung, ging wie ein Geist langsamen Schrittes einher. Sie erkannte ihn nicht. Romanel drückte

sich an die Wand eines Hauses, um ihr Platz zu machen.

„Oh! ich bin ein Feigling", sagte er, als er in seinem Dachstübchen angelangt war. „Andere leiden eben so viel wie ich und denken doch nicht an's Sterben. Ich werde leben. Meine Mutter hat auch gelitten; sie hat betteln müssen. Das war charakterfest von ihr, da sie doch von reichen Eltern herstammte. Ich will ebenso muthig sein, wie sie es war. Wohlan denn, Verzweifelter, halte wieder fest am Leben. Zeige diesen Menschen, welche dich mit Füßen treten, daß in den Adern des Sohnes der Sans-le-sou reines Blut strömt. Mir gehört die Zukunft! Für mich blüht noch eine Million! Wenn ich reich geworden bin, dann werde ich wieder der frühere Romanel werden und die ganze Stadt wird zu meinen Füßen liegen."

Acht Tage später dachte man in Chatillon nicht mehr an den Feldmesser. Er war in aller Stille verschwunden. Niemand kam es in den Sinn, nach ihm zu fragen.

Man hatte in der Abendgesellschaft des Herrn Pinçard mit Recht gesagt, daß alle diejenigen Leute, welche durch ein widriges Geschick aus ihren früheren Verhältnissen herausgerissen worden, so zu sagen instinktmäßig nach Paris trachteten. Wir alle gelangen eines Tags dorthin, sei es auf der Imperiale einer Diligence, im Waggon einer Eisenbahn oder auf dem Verdeck eines Dampfbootes, wie es nur immer möglich ist. Alle Mittel sind gut genug; die Hauptsache bleibt immer, daß man hinkömmt.

Romanel seinerseits erreichte Paris zu Fuß. Er nützte zwar ein wenig die Sohlen seiner Schuhe ab, aber er ersparte fünf Franken, und das war viel. Es war Frühling geworden. Der Feldmesser hatte unterwegs die Knospen sich entfalten sehen, die Früchte auf den Feldern prangten in saftigem Grün und die Vögel sangen ihre muntern Lieder. Das hatte seinem Herzen wohl gethan. Er betrat fröhlich und neugestärkt die große Stadt, indessen er im Vertrauen auf eine glückliche Zukunft zu sich selbst sprach: „Du wirst dein Glück finden und deinen Freund."

Einen ganzen Monat lang suchte er vergeblich nach Georges von Verchette und um Beschäftigung; denn sein Geldbeutel war leerer geworden. Niemand empfing ihn mit jener Freundlichkeit, welche dem Entmuthigten Trost gewährt. War er den ganzen Tag in der Stadt umhergelaufen, so kehrte er jeden Abend wieder nach der Barriere von Fontainebleau zurück, den Reiseplan für den kommenden Tag überlegend. Eines Abends blieb er auf der Brücke von Austerlitz stehen. Sich auf das Geländer stützend, beobachtete er traurig den Lauf des Wassers und sagte zu sich: „Wird es da mit mir ein Ende nehmen?" „Bah!" murmelte er und schlug den Rückweg nach der Barriere ein, „ich habe noch dreißig Franken, und sechs Sous nur verzehre ich täglich. Alles genommen hundert Tage. Bis dahin werden wir schon sehen, wie es gehen wird." Während diesen hundert Tagen fand er nur sehr wenig Hülfsmittel für seine Existenz.

Ein Kaufmann hatte ihm versprochen, ihn für den Winter als Ladenjungen aufzunehmen. In einem kleinen

Bureau eröffnete man ihm Aussicht für den ersten freien Platz. Die dreißig Franken waren ausgegeben. Romanel trug seine silberne Uhr nach dem Mont-de-Piété, woselbst er zehn Franken dafür erhielt. Das langte wieder für dreiunddreißig Tage. Vorausgesetzt, daß die Mildthätigkeit der Menschen auch noch einen kleinen Beitrag liefern möchte, so hoffte er einige fünfzig Tage sich durchbringen zu können. Ein zum Tode Verurtheilter, dem man eine Frist von fünfzig Tagen ertheilte, würde sich für gerettet halten. Romanel, zum Hungertode verurtheilt, verzweifelte noch keineswegs. Er begann mit erneuertem Eifer seine Nachforschungen. Als ihm nur noch zehn Sous in der Tasche übrig blieben, fing er an, sich glorreichen Traumgebilden hinzugeben. Er meinte, daß wenn ihm die Vorsehung einen Louisd'or bescheeren würde, er damit einst ein Millionär werden könnte. So in Gedanken versunken, verzehrte er beim Sonnenlicht ein Stückchen Brod, die Quais bis zum Arsenal durchwandernd. Als er es verzehrt hatte, war auch seine Tasche völlig leer. Als er auf dem Boulevard Bourdon angelangt war, erblickte er die Säule auf dem Platze der Bastille und er fragte sich, ob er nicht recht hätte, wenn er hinauf stiege und sich von oben herabstürzen würde. Aber um die Säule besteigen zu können, muß man Geld haben, und wir haben es schon bemerkt, daß Romanel seine Tasche umgekehrt hatte, um genau zu prüfen, ob noch Etwas darin sei. Er ließ den Kopf auf die Brust sinken. In diesem Augenblick erspähte er einen blanken Sou im Staube der macadamisirten Straße. „Jetzt ist mir geholfen", sagte er zu sich. „Ich will mir doch noch die Oertlichkeiten vorher betrachten,

bevor ich meinen Entschluß fasse. Wenn ich einige Gegenstände, die ich entbehren kann, verkaufe, so verschaffe ich mir wieder 30 Sous. Damit kann ich mir für beinahe eine Woche Brod kaufen. Steigen wir die Säule hinauf!"

Er stieg hinter einigen Personen die enge Stiege hinauf und gelangte auf den Balkon. Das weit ausgebreitete Panorama von Paris versetzte ihn in fieberhaftes Erstaunen. Wie war es möglich, daß er in diesem ungeheuern Ameisenhaufen kein Unterkommen finden konnte? So ungeheurer Reichthum, so viel Pracht, so eine Menge von Restaurationen und dennoch Hungers sterben zu sollen oder sich den Kopf auf dem Asphalt zu zerschmettern. Er war dermaßen in den großartigen Anblick vertieft, daß er gar nicht bemerkt hatte, wer mit ihm heraufgestiegen war. Eine dieser Personen, ein junger, eleganter Mann, sah noch düsterer und verzweifelter wie Romanel aus. Auch er ließ seinen Blick über das üppige Babylon schweifen und schien gleichsam zu fragen, wie es käme, daß die Sonne, die mit ihren glänzenden Strahlen die große Stadt beleuchtete, es nur der Privilegirten wegen thue. Eine Thräne stand ihm im Auge. Er beugte das Knie, als wolle er ein kurzes Gebet verrichten; sodann erhob er sich und schwang sich über das Geländer. Jene, welche Säulen errichten, glauben es nicht, auch Maschinen des Selbstmords damit zu verfertigen; allein allen Ruhm bei Seite, die schönsten Säulen dienen am häufigsten für diesen Zweck. Zum Glück für den Verzweifelten war das Tuch seines Rock's ein sehr dichtes und solides. Romanel hatte ihn im Fluge noch erwischt und hielt den außerhalb des Ge-

länders hängenden, unglücklichen jungen Mann mit fester Hand zurück, so daß er über dem jähen Abgrund schwebte. Mit beiden Armen zog er ihn wieder über das Geländer herein und brachte ihn zum Stehen. „Wie? Sie sind es?“ rief er dann händeringend aus. „Mein lieber Romanel, Sie haben mir einen traurigen Dienst erwiesen“, entgegnete der Verzweifelte. „Herr Georges, ich verzeihe es Ihnen, was Sie mir da sagen. Der gute Gott hat mir soeben einen Sou zukommen lassen, wodurch es mir möglich wurde, da herauf zu kommen. Beleidigen Sie die Vorsehung nicht!“ „Wenn Sie wüßten, wie unglücklich ich bin!“ „Und ich! ich habe keine Arbeit.“ „Gerade so wie ich.“ „Mir bleiben nur fünfzig Centimes übrig.“ „Mein Herr Vicomte, da sind Sie noch fünfzigmal reicher als ich.“ „Und Sie können lächeln?“ „Hören Sie, ich habe soeben einem braven, jungen Manne das Leben gerettet. Man findet nicht alle Tage Gelegenheit, ähnliches zu vollbringen. Kommen Sie, gehen wir hinab und überlegen wir. Keiner von uns beiden hat Etwas, aber in der Algebra macht Minus mit Minus multiplizirt Plus und unser beiderseitiges Elend wird uns noch zum Reichthum führen. Kommen Sie. Haben Sie irgendwo ein Zimmer?“ „In der Straße Ponceau.“ „Erlauben Sie mir, Sie zu ersuchen, mir für diesen Abend die Hälfte desselben anbieten zu wollen. Ich habe keine zehn Centimes, um damit nur mein Strohlager bezahlen zu können.“

Die beiden jungen Leute gelangten, Arm in Arm, in eine Mansarde, die zwischen zwei Schornsteinen angebracht war, in ein Haus der Straße Ponceau. Hier wurde

Rath gehalten. Indem sie so sprachen, bemerkte Romanel auf einem Koffer einen Violin-Kasten. „Spielen Sie Violine?“ fragte er. „Sehr schlecht.“ „Lassen Sie mich etwas hören.“ „Wozu?“ „Mir fällt etwas ein. Spielen Sie mir vor, was ihnen gerade einfällt.“ Georges spielte das nächste Beste. Romanel fiel ihm um den Hals. „Herr Vicomte“, sagte er, „wollen Sie mich gewähren lassen? Wir sind reiche Nabobs. Sie werden es erleben. Würden Sie sich wohl dazu entschließen können, auf der Gasse Violine zu spielen?“ „In den Kaffeehäusern allenfalls, aber . . . .“ „Nein, nein, es lebe die Gasse, Herr Vicomte! Die Gasse ist das Herz, das Blut, die Seele von Paris. In diesem unendlichen Gewühl, das sich unaufhörlich fortwälzt, gibt es Herzen, die Mitleid fühlen, die der Bewunderung, der Brüderlichkeit fähig sind, für die Jugend, mag sie singen oder weinen.“ „Nun denn in der Straße!“ rief der Vicomte. „Oh! wie haben wir Gott um Vergebung zu bitten für die üblen Gedanken, welche wir hegten, Herr Vicomte! Nicht Sie allein wollten sterben. Die Idee des Selbstmords hatte sich auch bei mir förmlich eingenistet. Sie verfolgte mich wie ein Hund, wie ein Schatten. Wie Schade wär's, zu sterben, wenn man noch so jung ist! Hier an diesem Ort hätten Sie nicht diesen Gedanken aufkommen lassen sollen, hier, wo die Sonne Ihre Mitbewohnerin ist. Wie schön ist es doch, dieses herrliche Sonnenlicht!“ „Sie wissen eben nicht Alles, Romanel.“ „Gerade weil ich Alles weiß, so sage ich Ihnen, lassen Sie die Hoffnung nicht fahren. Man denkt an Sie auf dieser Erde.“ „Ja, wie man sich eines Traums erinnert.“ „Was machen Sie mit diesem

zweiten Koffer?“ „Nichts.“ „Ich werde ihn verkaufen. Und dies paar Pistolen?“ „Verfügen Sie darüber.“ „Herrlich!“ sagte Romanel. Er steckte die beiden Pistolen in die Seitentaschen, nahm den Koffer auf die Schulter und stieg singend die Haustreppe hinab. Eine halbe Stunde darauf kam er wieder heraufgestiegen, fünfzehn Franken in der Hand. „Und nun gehen wir essen“, sagte er. „Nachher wollen wir arbeiten.“ „Ich möchte doch lieber bis morgen warten.“ „Morgen ist Freitag,“ entgegnete Romanel. „Heute bekommen wir einen schönen Abend, daher auch eine gute Einnahme.“

Georges blickte nachdenkend vor sich hin. „Nun?“ fragte Romanel. „Ich werde niemals dazu den Muth haben,“ meinte Georges, stand auf und ergriff weinend Romanel's beide Hände. Romanel war gerade kein großer Philosoph, allein er besaß in hohem Grade einen natürlichen, gesunden Sinn, eine kostbare Gabe, die Gott nur seinen Auserwählten angedeihen läßt. Er tröstete, so gut er es vermochte, den Vicomte und sagte zu ihm: „Wir haben fünfzehn Franken, damit können wir immerhin essen. Wollen Sie mitgehen? Ich habe vor Zeiten oft bemerkt, daß ein gutes Essen auch gute Gedanken erweckt. In diesem Augenblick ist für uns ein guter Einfall von doppeltem Werthe; d'rum gehen wir.“ Sie stiegen hinab. Romanel hatte Sorge gehabt, die Violine unter seinen Paletot zu verbergen. Georges, in Gedanken vertieft, hatte es nicht bemerkt. Die beiden Ausgehungerten setzten sich zusammen nieder an dem Tische eines Restaurants in der Straße du Roule. Ohne gerade fein zu sein, waren die Speisen demungeachtet sehr wohl schmeckend und Romanel

wollte nur kräftige Weine trinken. Er hatte seinen eigenen Beweggrund, wie wir erfahren werden. Beim Nachtisch wurde Georges heiterer, seine Augen hatten sich aufgeklärt. Er plauderte, er lachte und sprach von seinen zukünftigen Debüts auf den Trottoirs.

„Sie werden nie dazu den Muth sich aneignen,“ sagte Romanel zu ihm. „Sie werden es schon sehen.“ „Ich wette meinen Kopf darauf.“ „Ich werde spielen.“ „Nein, Sie werden es nicht.“ „Oh! hätte ich nur meine Violine!“ „Was würden Sie dann thun?“ „Ich ginge auf die Straße.“

„Gut, da ist sie.“ Georges, der schon die Hand nach ihr gestreckt hatte, zog sie schnell wieder zurück, als wenn er eine Natter erblickt hätte. Die Wirkung des Weins trug dazu bei, daß er sich vornahm, sein gegebenes Wort zu halten. Romanel zahlte die Zeche und ging hinaus. Sein Plan, wie man sieht, war gut angelegt gewesen. Georges folgte seinem Gefährten und gelangte nach dem Pont-Neuf, woselbst er sein Instrument zu stimmen begann.

Nachdem die Menge einen Kreis um ihn geschlossen hatte, begann er zu spielen. „Unser Glück ist gemacht,“ flüsterte ihm Romanel zu. Nach dem ersten Stück waren drei Franken in das Käppchen des Straßenvirtuosen gefallen.

Beeilen wir uns jedoch, zu melden, daß der Vicomte durchaus kein Meister auf seinem Instrumente war, höchstens ein kleines dilettantisches Talent; aber er hatte ein so sanftes Gesicht, einen so sympathischen Blick und Ausdruck, eine so anständige Haltung, so daß die Zuhörer trotzdem mit seiner Leistung sehr zufrieden gestellt waren.

Noch zwei andere Musikstücke brachten fünf Franken Einnahme ein.

„Herr Vicomte,“ flüsterte ihm der Geschäftsführer der Gesellschaft in's Ohr, „wir dürfen auf ein jährliches Einkommen von fünfundzwanzigtausend Franken rechnen. Für den Anfang werden wir diesen Abend zwei Louisd'or gewinnen.“

Romanel irrte sich nur bis auf zwanzig Sous. Nachdem er in seiner Freude neunundreißig Franken zusammengezählt hatte, sagte er zu seinem Gefährten: „Noch so eine Produktion und wir reisen ab.“

Im Moment, als Georges wieder den Bogen ansetzte, klopfte ihm ein Stadtsergeant auf die Schulter, ihm bedeutend, er solle ihm seinen Erlaubnißschein vorzeigen.

„Was für einen Erlaubnißschein, mein Herr?“ fragte der Musiker. „Den von der Präfektur. „Ich wußte nicht, daß ein solcher nöthig sei.“ „Nun, so gehen Sie, ich will Sie nicht auf die Wache führen; aber daß ich Sie ja nicht mehr hier betreffe.“ Die beiden Freunde entfernten sich, von Zeit zu Zeit umsehend; denn sie besorgten, arretirt zu werden. „Was halten Sie vom Geschäft, Herr Georges?“ fragte Romanel ganz leise. „Wie viel haben Sie?“ „Neunundreißig.“ „Welch' ein Unglück, aufhören zu müssen. Der Anfang wäre gut gewesen.“ „Ich werde die Bewilligung herausbekommen.“ „Werden Sie auf die Präfektur gehen?“ „Gleich morgen.“ Wirklich meldete sich Romanel des andern Tags daselbst. Er wurde befragt, ob jener Künstler, sein Geschäftskompagnon, so klug wie er selbst gewesen sei, den Gebrauch seiner geraden Glieder beizubehalten. „Gott sei Dank!“ erwiederte der Exfeld-

messer mit einer Art von Stolz. „Nun wohl," bedeutete ihm der Chef des Bureaus in einem Ton, der keine Widerrede gestattete, „wo man Sie immer auf der Straße finden wird, wo Sie sich unterstehen würden, Musik zu machen, so können Sie versichert sein, daß Sie festgenommen werden. Wir unterstützen nicht die Trägheit." „Aber mein Herr ..." „Gendarm, ersuchen Sie den Herrn, sich hinaus zu begeben." Romanel wartete nicht auf die Einladung.

Die neunundbreißig Franken langten nicht sehr lange aus. Romanel, der Geschäftsführer der Gesellschaft, legte sich heldenmüthig die größten Entbehrungen auf, nur um dem Vicomte das Nöthigste zukommen zu lassen. Georges versank wieder in trübe und finstere Gedanken und hatte nicht den Muth, sein Leben gegen das Elend zu vertheidigen, ein Dasein, welches ein feindliches Geschick zu verfolgen schien. Romanel öffnete das kleine Fenster der Mansarde und wies dem Verzweifelten die Sonne und den blauen Himmel. „So lange ich noch über uns diesen schönen Sonnenschein lächeln sehe, so lange werde ich selbst lächeln," sagte Romanel.

„Wie viel bleibt uns noch?" „Ich hatte noch einen Sou, den habe ich einem Armen geschenkt." „Gut, gehen wir." Die beiden Freunde gingen Arm in Arm fort. Sie gingen bis eilf Uhr Abends spazieren. Sie gingen über den Pont-Neuf, ermüdet, sich mühsam fortschleppend

und in trüber Stimmung, die durch die Qual des Hungers noch mehr verdüstert wurde. Zu allem Unglück empfand Georges den Einfluß des Macadam-Trottoirs, denn seine Stiefelsohlen hatten Löcher bekommen. Er ging, in düstern Gedanken versunken, die Augen zum Sternenhimmel erhoben, als er auf einen Körper von ziemlichem Umfange trat. Er stolperte wohl, dachte aber doch nicht daran, nieder zu blicken. Romanel war neugierig, zu wissen, wodurch sein Kamerad beinahe das Gleichgewicht verloren hätte und bückte sich hinter seinem Rücken zur Erde. Er that nichts dergleichen, hob das Hinderniß auf, steckte es in seine Tasche und ging an der Seite seines Freundes wieder ruhig fort. Als sie in ihrer Mansarde angelangt waren, verlangte Georges Licht. „Ich brauchte Eines viel nothwendiger, als Sie," erwiederte Romanel; „allein ich besitze nur noch drei Zündhölzchen. Da sind sie. Streichen Sie das erste." Georges that es. „Ein Portefeuille!" schrie Romanel. „Sollte uns der Teufel in unserem Elend versuchen wollen?" „Oeffnen Sie es," sagte Georges, indem er das zweite Zündhölzchen strich. „Gesellschaft der Nordeisenbahn .... Bergwerke von Blanzz .... Vieille-Montagne." „Ich bitte den Teufel um Verzeihung. Ich habe ihn unrechtmäßig angeklagt. Und nun Herr Vicomte, schnell das letzte Zündhölzchen. Man sollte meinen, es seien Bankbillete." Das dritte und letzte Streichhölzchen wollte nicht anbrennen. „Das ist schlimm," sagte Romanel, „doch morgen wird es auch wieder Tag werden."

Die zwei braven Jungen warfen sich, halb verhungert und erschöpft, auf ihr Lager. Sie schliefen wie Leute, die ein gutes Gewissen sanft ruhen läßt.

Am andern Morgen war es Romanel, der zuerst erwachte, vom Hunger gepeinigt. Er verhielt sich jedoch ganz ruhig, um seinem Gefährten keine Minute des Schlummers zu rauben, obgleich er es kaum erwarten konnte, den Fund vom gestrigen Abend näher zu untersuchen. Endlich erwachte Georges. „Was werden wir diesen Morgen anfangen?“ fragte er. „Wir wollen unser Portefeuille untersuchen.“ „Welches Portefeuille?“ „Wie? Haben Sie denn vergessen, daß wir Millionäre sind?“ „Es ist wahr.“ „Gott stehe mir bei!“ rief Romanel, „es sind Banknoten!“ „Armer Mann!“ meinte Georges. „Wer denn?“ „Der Besitzer dieser Werthpapiere.“ „Und nun,“ sagte Romanel, „tragen wir es zusammen zum Kommissär.“ Sie kleideten sich an und machten sich auf den Weg.

Der Kommissär empfing sie wohlwollend und eröffnete ihnen, der Besitzer des Portefeuilles wäre soeben dagewesen und habe den Auftrag ertheilt, dem Finder, welcher das Verlorene zurückliefern würde, eine Belohnung von hundert Franken spenden zu wollen. „Reden wir nicht vom Geld,“ sagte Romanel; „ertheilen Sie uns nur die Erlaubniß“.... „Was ist Ihr Geschäft?“ fragte ihn der Kommissär. „Mein Freund spielt die Violine so gut wie Paganini. Wenn Sie sich überzeugen wollen, so....“ „Ich danke, wir wissen dahier, was Violinspielen heißt,“ entgegnete ihm der Kommissär lachend. „Und Sie wünschen wohl auf öffentlicher Straße zu spielen?“ Mein Kollege, ja. Ich möchte gerne kleine Notizbücher verkaufen dürfen.“ „Nehmen Sie vor Allem die hundert Franken in Empfang, sie gehören Ihnen,“ sagte der Kommissär. „Sodann werde ich Ihnen ein Schreiben an die Präfektur mitgeben.“ „Wir nehmen es

dankbar an," bemerkte Romanel und im Fortgehen sagte er zu Georges: „Wir nehmen an, daß Sie, anstatt ein Portefeuille gefunden zu haben, auf dem Pont-Neuf Violine gespielt haben."

Bevor sie zur Präfektur gelangten, hielten die beiden Freunde vor einem armen Krüppel still, welcher eine Drehorgel spielte und dessen beide Füße in die Straßenrinne herabhingen. „Ich wette, daß wir Einen Gedanken haben," rief Georges, der zwischen Romanel's Fingern ein Fünffrankenstück bemerkt hatte. „Es wird Ihnen Glück bringen," entgegnete Letzterer, indem er dem Greise das Geldstück hinreichte, der sich in Danksagungen erschöpfte. „Schon gut," erwiederte ihm Romanel. „Unter Kollegen ist man sich derlei Artigkeitsbezeugungen schuldig."

Die Präfektur war diesmal nicht so zähe. Der Blinde auf der Invalidenbrücke war kürzlich gestorben. Den beiden Freunden wurde die Bewilligung ertheilt, diesen privilegirten Platz einzunehmen. „Ah!" sagte Romanel unterwegs, „es ist nicht das Glück allein; aber wir gewinnen dadurch Zeit, uns zu besinnen. Was denken Sie?" „Die Vorsehung behandelt Sie wie ein verzogenes Kind," antwortete Georges.

Das Geschenk der Polizeipräfektur galt nicht so viel, wie eine Million. Die beiden Associé's thaten während des ersten Monats blos hundert Franken erspartes Geld in die Geldbüchse. Falls die Geschäfte gut gingen, so konnte man mit Wahrscheinlichkeit auf einen jährlichen Ge-

winn von zweitausend Franken rechnen. Zwanzig Jahre auf einer Brücke zuzubringen um die Summe von tausend Franken für den Mann, das war keine verlockende Aussicht. Das erste Jahr schon fiel nicht so glänzend aus, wie es in den ersten Monaten geschienen hatte. Beim Kassasturz enthielt die Geldbüchse in ihren Eingeweiden nicht mehr als achtzehnhundert und einige Franken. „Es ist doch nicht so übel," sagte Georges. „In fünf oder sechs Jahren werden wir so viel erspart haben, um damit eine Handlung zu errichten." „Ich weiß etwas Beßeres," entgegnete Romanel, mit der Hand auf eine Broschüre schlagend, die er im Verlaufe des Tags gekauft hatte. „Eine Abhandlung über die Drainage? Was ist denn das?" fragte Georges. „Etwas viel Vortheilhafteres als unsere Brücke." „Aber nochmals, was soll das sein?" „Ich werde es Ihnen sagen, sobald ich sie gelesen und verstanden habe."

„Romanel," begann Georges, „wir sind zwei Freunde, geeinigt durch gleiches Mißgeschick und durch gleichen Muth. Zwei Brüder sind ungezwungener gegen einander. Drücke mir die Hand, Romanel. „Ja, nicht wahr? dann dutzen wir uns auch?" Es war der Jahrestag ihrer Besitzergreifung der Invalidenbrücke. Die beiden Freunde machten eine kleine Landpartie, ihr bescheidenes Glück zu feiern. Andern Tags nahmen sie wieder ihren mühsamen Posten in Mitte ihrer Brücke ein.

Der Winter stellte sich mit furchtbarer Kälte ein und drohte die beiden Schildwachen der Armuth zu tödten, die sich damit trösteten, daß sie die Tage zählten, bis wann die mildere Jahreszeit sich wieder einstellen würde. Nur

so kräftige, junge Leute, wie sie beide es waren, vermochten dem Ungestüm dieses Pariser Winters zu widerstehen.

Wie man es leicht begreifen kann, gingen auch die Geschäfte sehr schlecht; denn der Vorübergehenden waren viel weniger, daher auch die Einnahmen sehr gering.

Romanel hatte Muße genug gehabt, seine Broschüre von Anfang bis zu Ende zu studiren und deren Inhalt sich einzuprägen.

Am ersten April trieb ihn die Neugierde, zu erfahren, wieviel in der Geldbüchse enthalten sei und er zerschlug sie. „Was machst Du denn?“ fragte ihn Georges. „Ich suche die Lösung eines Problems,“ entgegnete Romanel. „Oder daß wir mit unseren Erwartungen in den April geschickt sind,“ meinte Georges. Romanel sagte, nachdem er das Geld gezählt hatte: „Dein in den Aprilschicken beträgt zweitausendsiebenhundertundvierzig Franken und zehn Centimes.“ „Wozu ist es gut, das zu wissen?“ fragte Georges. „Mein theuerer Aktionär,“ sagte Romanel, „ich bescheide Dich für diesen Abend in die Generalversammlung bei unserem Restaurant in der Straße du Roule. Ich habe der Versammlung höchst wichtige Mittheilungen zu machen. Kehren wir nach der Brücke zurück, damit wir so viel einnehmen, um die Ausgaben für den Abend zu bestreiten?“ „Und ich werde vor Abend nichts erfahren?“ fragte Georges. „Keine Sylbe, ich habe mich nur vor der Generalversammlung zu äußern.“ „Nun, so gehen wir,“ sagte Georges.

Dieser erste Apriltag war einer derjenigen des Frühlings, welche mit ihrem sanften, blauen Luftzuge die Herzen der Menschen erwärmen. Die zw:i Freunde gingen fröh-

lich Arm in Arm einher, von der Zukunft sprechend und laut träumend. Bis Mittag ging das Geschäft schlecht. Romanel verkaufte nicht einmal ein Notizbüchlein für zehn Centimes; aber die Luft war so wohlthätig, der Himmel so blau, die Sonne so warm, daß die beiden Gefährten nicht daran dachten, sich zu beklagen.

Romanel nahm die Broschüre zur Hand und setzte sich auf der Brücke nieder. Georges, als er bemerkte, daß jetzt eine große Menge von Menschen sich näherte, stimmte schnell die heiterste Nummer seines Repertoirs an, als sein Spiel nach und nach langsamer wurde. Der Bogen hörte auf, die Saiten zu berühren und die beiden Arme sanken ihm auf die Knie herab. Seine Augen leuchteten vor Schrecken, er stierte nach einem Punkte, nach dem Ende der Brücke, gegen die Esplanade zu, wo er zwei Personen unter der Menge entdeckt hatte, einen Mann in reifen Jahren und eine Frau in schwarzer Kleidung. Nach einer Minute der Erstarrung kehrte sich Georges rasch zu Romanel, legte die Violine in den Schoos seines Freundes und ohne ein Wort zu verlieren, ohne ein Zeichen von sich zu geben, stürzte er wie eine Lokomotive in der Richtung nach den Champs-Elysées fort, Alles auf die Seite rennend und stoßend, was ihm in den Weg kam. „Oho!" sagte Romanel, die Augen aufreißend, „wohin geht denn mein Aktionär? Ist ihm schwindlich geworden?" „Ei, ei," sagte neben Romanel eine wohlbekannte Stimme. „Ich täusche mich nicht, es ist unser vormaliger Feldmesser." „Was steht zu Diensten?" fragte Romanel, „wer kennt mich denn hier?" Und aufblickend, erkannte er den Notar Pincard und Laurence an seinem Arme. „Was machst

Du denn auf dieser Brücke?" fragte ihn, boshaft lächelnd, der Notar. „Ich? ich suche mich noch mehr zu unterrichten." „Mit dieser Violine?" meinte der Notar. „Diese Violine..., die hat mir gewiß der Blinde hergelegt," bemerkte Romanel. „Nun, wie gehen die Geschäfte?" „Vortrefflich, mein Herr." „Du arbeitest?" „Ich habe gearbeitet, jetzt fange ich an, von meinen Renten zu leben." „Und er?" fragte Laurence leise, indessen der Notar, auf die Brüstung gelehnt, ein Dampfboot betrachtete, das soeben unter der Brücke dahinfuhr. „Und Sie, mein Fräulein oder Madame?" flüsterte ihr der Erfeldmesser zu, sie forschend ansehend. Laurence zog schnell den Handschuh aus und wies ihm ihren Finger, an dem kein goldener Ehering glänzte. Romanel hatte sie verstanden. „Muth und Hoffnung," sagte er. „Gott segnet diejenigen, welche dulden." „Auf Wiedersehen, Junge," sprach der Notar und entfernte sich. „Apropos!" sagte ihm Romanel, „trachten Sie mir in acht Tagen einen soliden Käufer auf eine erste Hypothek zu finden."

Der Notar kehrte sich lachend um. „Wie damals," antwortete er. „Dieser liebe Notar," sagte Romanel, Laurence betrachtend, „welch' rührendes Vertrauen er in mich setzt." Eine Stunde darauf, da Georges nicht wieder kam, nahm Romanel die Broschüre und die Violine unter den Arm, grüßte die Invalidenbrücke, wie Einen, den man verläßt und ging nach der Straße Ponceau.

„Es ist aus," sagte Georges, der ihm die Thüre öffnete; „in meinem Leben will ich nicht mehr dies Bettlerhandwerk treiben." „Ist das Dein Ernst?" „Ich habe es geschworen." „Dann packe Deine Violine ein, sie hat ihren Dienst verrichtet. Jetzt handelt es sich um etwas Anderes. Ich

habe meine Broschüre durchstudirt und bin im Reinen damit."

Am Abend, in der Straße des Fossés-Saint-Germain-L'Auxerrois fuhr ein Fiaker vor das Hôtel der Messagerie, der zwei Reisende absetzte, die den Wagen nach Montargis benützen wollten. Es waren zwei junge Leute mit Leder-Gamaschen bekleidet, in Paletots von Sammet, mit feinen Handschuhen und die Haare frisirt, wie die vornehmsten Leute. Unter ihrem zahlreichen Gepäck befand sich ein Violinkasten. Die Diligence war zur Abfahrt bereit.

„Wo sind die Reisenden, welche in das Coupé gehören?" rief der Kondukteur. „Hier!" antwortete der Eine der beiden Ankommenden. Neugierig wie ein Spießbürger aus der Provinz steckte der Notar Pincard, welcher mit seiner Tochter im Innern des Wagens saß, den Kopf zum Wagenfenster heraus. „Ah!" sagte er, wir haben Jäger bei uns." Laurence hörte seinen Ausruf nicht. Sie hatte Romanel bemerkt und Georges Nähe geahnt, und zurückgelegt in einen Winkel der Diligence, betete sie und dankte der Vorsehung. Der Notar Pincard setzte sich wieder auf seinen Platz nieder, zog aus der Tasche einige Lebensmittel, die in ein Papier eingewickelt waren und ließ sich's schmecken.

Die Ankunft der beiden Freunde in der kleinen Stadt Chatillon brachte die einer Bombe ähnliche Wirkung hervor, welche an einem Markttage hereinfliegt und zerplatzt. Als die erste Ueberraschung vorüber war, begannen die Spießbürger und die Stadtfraubasen, ihre giftigen Reden

und Bemerkungen über die von Paris zurückgekehrten Ankömmlinge loszulassen.

Romanel hatte es vorausgesehen. Er beeilte sich, eines der schönsten Häuser in der Stadt zu miethen und den Tapezierer kommen zu lassen. „Schöne rothe Vorhänge zu neununddreißig Sous den Meter werden uns die Achtung dieser Leute wieder gewinnen," sagte er. „Um sie uns vollends zu Füßen fallen zu lassen, will ich tausend Franken beim Notar Pincard anlegen."

Romanel kannte den kleinlichen Sinn kleiner Städte nur zu genau; denn als es bekannt wurde, daß die beiden Freunde reich seien, da drängten sich von allen Seiten die Handwerksleute herzu, und so steigerte sich auch die Achtung der Einwohnerschaft.

„Dank sei es unsern neuen Gamaschen und unsern rothen Vorhängen," sagte der wackere Romanel, „daß wir den Tarif der Feldmesserei erhöhen können. Sie werden dann noch mehr Vertrauen in uns setzen." Georges, ohne sich zu getrauen, seinem Freunde etwas davon merken zu lassen, fühlte Anfangs ein Gefühl der Demüthigung wie ein schweres Gewicht auf seinen Schultern lasten; allein der Muth und die Macht der Arbeit, welche den Menschen wohlthätig zerstreut und den Geist kräftigt, besiegten die Anwandlungen seines Stolzes. Romanel, als hätte er es errathen, daß das Geschäft eines Feldmessers für einen Vicomte eine unpassende Stellung wäre, wiederholte ihm unaufhörlich: „Geduld, Geduld, die Million ist schon unterwegs. Im ersten Jahr werden wir achttausend Franken verdienen, das ist aber nur der Anfang. Warte und Du wirst es sehen."

Am Ende dieses ersten Jahres rechneten die beiden Associés mit einander ab und theilten ihr Einkommen. „Jetzt legen wir Deinen Theil an," sagte Romanel, „so, daß wenn ich den meinigen aufzehren sollte, Deiner unberührt bleibt. Das soll unser Reservecorps sein." „Was werden wir denn thun?" „Unsere Schlacht liefern," sagte Romanel. „Du wirst deinerseits Feldmesser. Du kennst jetzt das Geschäft so gut wie ich und ich habe einen tüchtigen Burschen gefunden, der gut mit der Meßkette umzugehen versteht." „Und du?" „Ich?" Du wirst es schon sehen", entgegnete Romanel und theilte in seinem Enthusiasmus Georges einen großartigen, von ihm nicht geahnten Plan mit. Sollte das Glück sich nicht einstellen, so müßte der Teufel mit im Spiele sein.

Romanel kaufte vor Allem ein Feld in der Nähe der Stadt und ließ einen Ofen errichten. Ganz Chatillon spitzte die Ohren und fragte, was denn der Feldmesser zu unternehmen vorhabe. „Es geschieht, um mich während des Winters zu erwärmen", gab Romanel allen denen zur Antwort, die ihn deßhalb befragten. Das kleine Feld wurde mit einem hölzernen Zaun eingefaßt. Ueber den Eingang schrieb der Feldmesser mit ungeheuer großen Buchstaben: „Dem Publikum ist der Zutritt untersagt." Dies steigerte die allgemeine Neugierde in noch höherem Grade und bald hieß es in ganz Chatillon, die beiden Freunde würden in Bälde ihrem Ruin entgegen gehen. Der Notar Pincard hätte wohl auch gerne sein Scherflein zu allen diesen boshaften Schwätzereien hergegeben, wenn er nicht in seinem häuslichen Leben mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen gehabt hätte. Laurence weigerte sich hart=

näckig, zu heirathen. Der erste Bewerber war von ihr abgewiesen worden; dann ein zweiter, dann ein dritter, so daß es dem Notar zuletzt angst und bange wurde, sobald sich Einer nur von ferne sehen ließ, der Miene machte, als ob er sich um die Hand seiner Tochter bewerben wollte. Laurence bekam dann jedesmal nervöse Krämpfe und verlangte lieber in ein Kloster zu gehen, als ihre Hand darzureichen. „Ich möchte wohl wissen", klagte der Notar, „was ich verbrochen habe. Alle Mädchen verheirathen sich, ohne Krämpfe zu bekommen; ich allein bin der unglückliche Vater, dem eine so nervöse Tochter beschieden wurde. Du hast eine Heirathssumme von zwanzigtausend Franken, Fräulein Pincard", bemerkte er, „und du bist nicht für den nächsten Besten da." Das arme Kind unterdrückte seinen Kummer und seine Thränen und zog sich in sich selbst zurück, einer zarten und empfindlichen Blume gleich, die von rauher Hand berührt wird. Wie hätten nicht die meisten Bewohner der Stadt Partei für den Notar gegen seine Tochter ergriffen, wenn sie gewußt hätten, daß Laurence die Frau des Georges zu werden gedachte.

Die beiden Freunde ruinirten sich nicht nur, sie richteten sich auch in Unternehmungen zu Grunde, die man nicht kannte. Wenn die Leute den Ofen rauchen sahen, besonders wenn der röthliche Qualm zum hohen Schornstein hinauswirbelte, da meinte Jedes, die beiden Unternehmer hätten den Verstand verloren. Was ließe sich denn mit der Unzahl von gebrannten Röhren machen? Romanel sollte sie bald davon überzeugen. Er kaufte die feuchtesten Weinberge und Wiesengründe in der Umgegend,

Dann zog er mit Unterstützung einiger Arbeitsleute Gräben in den Boden und legte die Röhren der Fabrik in denselben. Es war die Drainage, die er durch sein Beispiel in der ganzen Umgegend einführte, was den Ertrag des Bodens zu nicht geahnter Höhe hinaufschwang. Die feuchten Gründe, um wohlfeilen Preis erworben, verkauften sich, nachdem die Drainage angewandt worden, um das Doppelte ihres früheren Werths. Die reichen und einsichtsvolleren Gutsbesitzer luden Romanel auf ihre Besitzungen ein und in kurzer Zeit lohnte sich das nützliche Unternehmen der beiden Freunde, welche weit und breit so wohlthätigen Einfluß auf die verbesserte Pflege des Bodens ausübten.

Eines Tags, nachdem er sein großes Buch durchgesehen hatte, stattete Romanel dem Notar Pincard einen Besuch ab, der über eine Stunde währte. Als er sich bei ihm verabschiedete, begleitete ihn der Notar, der gewöhnlich wenig Ceremonien machte, bis vor seine Hausthüre, zog das schwarze Seidenkäppchen vom Kopfe und bat Romanel ganz demüthig um die Gunst, ihm die Hand drücken zu dürfen. Erst als Romanel schon eine Strecke entfernt war, bedeckte er sich wieder. Anstatt in sein Kabinet zu gehen, begab sich Herr Pincard in das Zimmer der Tochter und sagte zu ihr, zitternd: „Laurence, du hast mich oft um die Bewilligung gebeten, dich in ein Kloster gehen zu lassen. Ich gestatte es, außer wenn . . .“ „Außer wenn . . .?“ unterbrach ihn Laurence und erblaßte. „Ich weiß nicht, wie ich es dir beibringen soll . . . weil du mit deinen Nerven zu thun hast, so oft ich das Heirathen erwähne.“ „Rede nur, Vater“, sagte das Mädchen.

„Versprichst du mir ruhig zu sein?“ „Ich schwöre es dir!“ „Es ist eine Partie, welche dir angenehm sein wird.“ „Welche denn?“ „Eine sehr schöne Partie noch dazu. Du wirst eine vornehme Dame werden.“ „Und der Name?“ „Vicomtesse Georges von Verchette“, sagte der Notar. Laurence warf sich freudetrunken in die Arme ihres Vaters.

Der Notar, welcher eine Ahnung von der Liebe seiner Tochter zu dem Vicomte hatte, gerieth in eine fürchterliche Angst. „Nur keine Scene, du kannst von mir aus in das Kloster gehen“, sagte er. Laurence, die noch immer ihren Vater umschlungen hielt, richtete ihr bleiches, mit Thränen befeuchtetes Antlitz empor und erwiederte mit bebender Stimme: „Theurer Vater, meine Trauer ist zu Ende. Ich willige ein.“ „Wirklich?“ fragte der Notar. „Sieh' her, Vater“, entgegnete sie und zerriß eine der schwarzen Spitzen ihres Kleides. „Frau Vicomtesse Georges von Verchette“, sprach der Notar in feierlichem Tone, indem er ihre Hand an die Lippen drückte, „du erfüllst, ohne es zu wissen, den Traum meines ganzen Lebens.“ Zwischen Georges und Romanel fand ein noch viel rührenderer Auftritt statt. Als der Vicomte das Beginnen seines Freundes inne wurde, fiel er ihm um den Hals, unfähig, ein Wort auszusprechen. „Bist du zufrieden, Georges?“ fragte Romanel, der sich bemühte, seine innere Bewegung zu verbergen. „Muß ich dir denn Alles verdanken?“ „Du hast mir Nichts zu verdanken“, entgegnete Romanel lächelnd. „Ich entrichte dir nur die Schuld meiner Mutter.“

Das Weib
mit dem Löwenherzen.

Es war vor der Zeit, als der König Ferdinand von Kastilien die Eroberung des Königreichs von Granada unternahm. Auf den Vegas oder weiten Ebenen, in deren Mitte die prächtigen und reichen Städte dieses Königreichs sich erhoben, so wie in Mitte der wilden Gebirge, die sie mit ihren starren Felsenmassen beherrschten, lebten die Spanier in ziemlich gutem Einvernehmen mit den Mauren. Zwischen den christlichen und muhamedanischen Heerführern, welche den Burgen und den umliegenden Gebieten vorstanden, fanden viel häufiger Fehden statt, als zwischen den Kastiliern und Muselmännern.

Wir wollen uns nicht in die Vergangenheit zurückversetzen und nach den ersten Anfängen der Kämpfe forschen, die im Namen und unter dem Vorwande der Religion von den kastilischen Herrschern gegen die schwarzen Ungläubigen geführt wurden. Was ich davon erwähnt habe, genügt, um begreiflich zu machen, weßhalb im Jahre 1475 ein junger Maure, einige Dreißig alt, in prachtvoller Rüstung und auf feurigem Rosse in den Gebirgen ritt, die Granada von Murcia scheiden. Wo immer sich eine noch so steile Anhöhe oder eine fast unerglimmbare Felsenplatte zeigte, da erkletterte sie der junge Reiter mit seinem flinken Pferde und erblickte, zufrieden lächelnd, zu seinen

Füßen eine kleine Kriegerschaar, an deren Spitze sich ein Greis von athletischem Körperbau befand, schwer bepanzert, den Helm auf dem greisen Haupte, das Schwert an der Seite und einen muthigen Hengst reitend, der lustig wieherte, so daß es in den Bergen wiederklang. Dieser kriegerisch aussehende stolze Greis war der alte König von Granada, Hamet-el-Zegri, der ausgezogen war, um Einen seiner Statthalter, welcher sich gegen ihn empört hatte, zu züchtigen und wieder zu unterwerfen.

Der junge Mann, den wir uns sich von der königlichen Kriegsschaar trennen sahen, hieß Aben-Huneia. Er war der geheimste Vertraute und Günstling des alten Königs. Ein Mann von großer Tapferkeit, gewandten, an Hinterlist grenzenden Verstandes, beredtsam, ausdauernd, herrschsüchtig, hatte er über Hamet-el-Zegri sich einen solch' mächtigen Einfluß zu verschaffen gewußt, den selbst die Tochter des alten Königs, Ayxa-la-Horra, nicht zu schwächen im Stande war. Die Schönheit Ayxas war der Stolz des Hof's von Granada, sowie die Festigkeit ihres Charakters den Mauren als Pfand der Sicherheit galt, die abergläubisch und fatalistisch, in ihr das Ebenbild ihres königlichen Vaters wiedererkannten, dessen berühmte Tapferkeit sich auf hundert Schlachtfeldern bewährt hatte. Sie nannten sie „das Weib mit dem Löwenherzen."

Ayxa-la-Horra bemerkte nicht ohne Mißtrauen die glückliche Stellung Aben-Huneia's und ahnte nichts Gutes von dessen großem Einfluß auf die Person Hamet-el-Zegris. Aben-Huneia seinerseits haßte Ayxa. Er that es aus zwei Gründen. Die Tochter des Königs war für seinen Ehrgeiz ein Hinderniß; denn sie stand immer zwischen ihm

und ihrem Vater, und dann war sie auch seiner Liebe zu Baia-la-Zegra, einer Nichte des alten Königs, hinderlich; denn sie hatte, vermöge ihres Einflusses, ihre Base mit einem jungen Edlen Namens Mahomed verlobt, einem Neffen des Königs.

Vergebens hatte Ayra ihre ganze Beredtsamkeit aufgeboten, um ihren Vater von der persönlichen Theilnahme an diesem Kriegszuge ferne zu halten, zu welchem ihn Aben-Huneia bewogen hatte; allein sobald man dem alten Könige vom Rufe der Schlachttrompete sprach oder vom Getümmel des Treffens, da wallte schon das alte Blut in seinen Adern. Aben-Huneia kannte nur zu gut die schwache Seite dieses Herzens und er hatte geschickt Tropfen auf Tropfen das edle Gift der Begeisterung und der Rückerinnerung an frühere Heldenthaten in des Königs Seele zu träufeln verstanden. Eine innere Stimme sagte es Ayra, daß ihr Vater sich durch diesen Kriegszug einer großen Gefahr aussetze. Es kam ihr vor, als habe sie im Blicke Aben-Huneia's eine wilde und tückische Freude wahrgenommen. Sie konnte es sich nicht enträthseln; doch ahnte sie nichts Gutes. Ihre Seele war von Schrecken erfüllt. Entschlossen, Hamet-el-Zegri zu retten, lud sie Aben-Huneia zu einer geheimen Unterredung ein. Ayra empfing ihn mit holdlächelnden Lippen, Flammen in den Augen. Die Frauen besitzen die Gabe, ihre Schönheit noch erhöhen zu können, wenn sie ein ernstlicher Beweggrund dazu ermahnt. Die Schönheit der jungen Fürstin erleuchtete den Saal in dem feenhaften Palaste der Alhambra, woselbst sie Aben-Huneia empfing. Und dennoch blickte er sie kalt an, obgleich sie in vollendeter Anmuth

ihm gegenüber stand. „Aben-Huneia“, begann die junge Fürstin, „wohin gedenkst du meinen Vater zu führen?“ „Nicht ich führe ihn“, entgegnete dieser, „wohin sich der König begeben will, dahin folge ich ihm.“ „Hältst du seine Gegenwart für so nöthig, da es nur gilt, einen Empörer zu züchtigen, der sich an der Spitze von nur wenigen Theilnehmern befindet?“ fragte sie ihn. „Wo es nur immer irgendwie Ruhm zu ernten gibt, da wird der König stets, und das ist sein Vorrecht, an der Spitze seiner Getreuen sich voranstellen wollen.“ „Ist es denn für Hamet-el-Zegri von so großem Ruhme, der überdieß in so hohen Jahren steht, seinen vom Alter geschwächten Arm auf einem Schlachtfelde der Gefahr auszusetzen, wo ihm seine eigenen Unterthanen als Feinde entgegen stehen werden?“ sagte die junge Fürstin. „Der Arm Hamet-el-Zegris ist noch nicht schwach geworden“, entgegnete er. „Er ist noch so kräftig wie vor zwanzig Jahren. Der Ruhm, den er von diesem Kriegszuge heimbringen wird, er wird sicher nicht Jenem nachstehen, welchen er sich auf den Ebenen Afrika's erworben hat.“

„Warum Aben-Huneia“, fragte sie, warum willst du nicht die Ehre dieses Unternehmens für dich allein in Anspruch nehmen, du, dessen Seele edler Ehrgeiz entflammt, dessen Herz von Liebe erglüht? Du entschließest dich, den zweiten Platz einzunehmen und könntest doch den ersten beanspruchen. Du begnügst dich, die Ehre einer Kriegsthat mit einem Anderen zu theilen, wo du sie für dich allein vollführen könntest. Und weißt du nicht, welches der Preis sein dürfte für den errungenen Sieg, dessen alleiniger Held du sein würdest?“

Aben-Huneia hatte Ayra's Rede mit Ruhe und Gleichgültigkeit angehört, wie er es sich vorgenommen hatte, als er sich zur jungen Fürstin auf den Weg machte; allein als er ihre letzten Worte vernommen, durchschnitt es wie eine Stichwunde sein Herz, weil er es nur zu gut fühlte, sie habe auf seine Liebe zu Baia-la-Zegra angespielt, für welche bis jetzt sein Herz hoffnungslos geschlagen hatte. In diesem Augenblicke richtete er sein Auge lebhaft empor, das er bis jetzt absichtlich zu Boden gesenkt hatte. Er heftete einen feurigen Blick auf Ayra, deren Schönheit ihn einen Augenblick übermannte. Wie ein Blitzstrahl durchzuckte es sein Gehirn. Er wollte zu ihren Füßen niedersinken; doch nach kurzem Ringen mit sich selbst erlangte er wieder Ruhe und Fassung.

Der Ehrgeiz, der Aben-Huneia's Seele verzehrte, war grenzenlos. Was galt es ihm, an der Spitze einer geringen Kriegsschaar eine Handvoll von Aufrührern zu bekämpfen? Er verstand es in hohem Grade, seine Leidenschaften zu beherrschen, sich zu verstellen und sich den äußern Schein von Bescheidenheit zu geben, womit die meisten Menschen seines Charakters ihre Umgebung zu täuschen verstehen. Nachdem er einen Moment überlegt hatte, den Blick zu Boden gesenkt, begann er:

„Um keinen Preis würde ich meinem Gebieter es rathen, von diesem Unternehmen abzustehen, von dem ich auch für mich Ruhm und Ehre erwarte. Ich würde als ein Elender erscheinen, wenn ich anders sprechen würde.“ Ayra biß sich zornig die Lippen und erbleichte. Unmuth und Schrecken drückten sich auf ihrem Antlitze aus. Der Unmuth, weil sie seinen Starrsinn nicht zu überwältigen

vermochte, der Schrecken, weil sie nur zu gut die Gefühle seines Herzens errieth. Sie hatte darauf gerechnet, ihn dahin zu bringen, daß er den alten König bewegen würde, von seinem Vorhaben, in das Feld zu ziehen, abzulassen. Ihre Furcht wurde durch das Mißtrauen hervorgerufen, welches ihr Aben-Huneia einflößte. Sie hatte ihn im Verdacht, er strebe nach dem Leben Hamet-el-Zegris. Der Widerstand des jungen Günstlings vereitelte alle ihre Hoffnungen und Vorsichtsmaßregeln. Ayxa fühlte es, daß der Einfluß ihres schrecklichen Feindes bei dem König obsiegen werde, zumal wenn es einen Krieg galt. So ergab sie sich in ihr Schicksal; allein bitterer Groll und düstere Rachegedanken erfüllten ihre Brust.

Tags darauf, nach dieser Unterredung, hatte sich Hamet-el-Zegri an der Spitze seiner kleinen Kriegerschaar aufgemacht, der wir in den Schluchten der Gebirge an der Grenze von Murcia begegnet sind.

Aben-Huneia war vorausgeritten, wie wir gesehen haben, umherspähend, nicht um des Waffen-Ruhmes des Königs wegen, der in jugendlicher Ungeduld des Zusammentreffens mit dem Feinde harrte, sondern um die Ausführung eines schändlichen Verrathes vorzubereiten.

Die kleine Schaar des Königs zog eben durch die letzte Schlucht des Gebirges und begann sich in der Ebene zu entfalten, die mit Orangen- und Citronen-Bäumen bepflanzt war. Aben-Huneia, auf einer Felsenspitze harrend, die sich am Ausgange des Engpasses erhob, warf einen wilden Blick auf die geharnischte und wohlbewaffnete

Schaar herab, welche einem sicheren Tod entgegen ging. Als der letzte Reiter des Zuges die Ebene erreicht hatte, da schwenkte Aben-Huneia ein Fahnentuch, das er unter dem weiten Mantel verborgen gehabt hatte. Ein Trompetenstoß erwiederte dies Zeichen. Aus der Mitte der Bäume und hinter den Felsen stürzte eine Masse feindlicher Mauren hervor und umzingelte die Kriegsschaar des Königs. Aben-Huneia beobachtete von seinem erhöhten Standpunkt aus den Beginn des Kampfes, der von nicht langer Dauer sein konnte; denn die Uebermacht war auf der feindlichen Seite. Die grünen Wiesen der Vega waren bald vom Blute roth gefärbt. Die königliche Schaar zählte bald nur mehr einige zwanzig Krieger, mit dem Muthe der Verzweiflung treu für ihren Gebieter kämpfend, obgleich ihre Kräfte nachließen. Sie waren vom Feinde dermaßen umzingelt, daß an keine Rettung mehr zu denken war. Die verzweifelte Tapferkeit eines Einzigen der kleinen Schaar tapferer Krieger übertraf noch ihren Heldenmuth. Mit herabgelassenem Visire, die Lanze fest angesetzt, mit seltener Geschicklichkeit sein gleich ihm gepanzertes Streitroß tummelnd, hieb er Alles neben sich nieder, was er nur zu erreichen vermochte. Mehr als zwanzig Feinde waren schon seinen Streichen erlegen, bevor er selbst tödtlich getroffen wurde. Aber schon in die Kniee zusammengesunken, kämpfte er noch, den Damaszenersäbel in der Rechten. Dieser heldenmüthige Krieger war Hamet-el-Zegri.

Als er den König in höchster Bedrängniß sah und aus mehreren Wunden dessen Blut strömte, so daß er erkannte, er werde in wenigen Augenblicken dem Tode er-

liegen, da gab Aben-Huneia ein zweites Zeichen, worauf die berüchtigte und gefürchtete Reiterschaar der schwarzen Gomeren, welche hinter den Felsen im Hinterhalt gelegen hatte, mit Ungestüm hervorbrach, geführt von einem riesigen Manne, Abdallah genannt. Diese Gomeren waren ein afrikanischer Reiterstamm, gefährliche Söldlinge, die stets zum Aufruhr und zu Räubereien geneigt waren und welche erst kürzlich in die Reihen der maurischen Armee aufgenommen worden waren. Es waren wilde Krieger, fast könnte man sagen, reißende Thiere, welche sich aus ihrer Mitte auf unbekannte Weise wieder ergänzten. Sie spielten später eine wichtige Rolle in dem berühmten Kriege, welchen die christlichen Fürsten gegen das Königreich Granada führten.

Aben-Huneia schloß sich den Gomeren an, die er für seinen Anschlag gewonnen hatte, stellte sich an ihre Spitze, an die Seite Abdallahs und stürzte sich mit ihnen mit der Schnelligkeit des Sturmwindes auf die Reihen der Empörer, die vom Kampfe ermüdet waren und einen Augenblick ob dieses unvorhergesehenen Ueberfalles stutzten. Sie, die soeben die Sieger gewesen, waren bald die Besiegten. Die Gomeren, stets siegreich im Kampfe, blutdürstig und nach Beute lüstern, angeführt durch das Beispiel Aben-Huneia's, der, wie ein Kriegsgott, sie durch seinen Zuruf anfeuerte, griffen mit solcher Wucht an, daß der ungleiche Kampf, in welchen sie sich stürzten, sich rasch zu ihrem Vortheil entschied. Es bedurfte keiner vollen Stunde, so waren die Rebellen auseinander gesprengt. Ihre Leichname bedeckten zu Tausenden jene der Krieger Hamet-el-Zegris. In den Augen des alten Königs, der

auf dem Rasen der Vega hingestreckt lag, entzündete sich nochmals ein letzter Freudestrahl, als er seinen Günstling heldenmüthig kämpfen sah. Er verschied, indem er ihm dankbar die Hand drückte. Seine Augen schloßen sich über dem Verrathe Aben-Huneia's.

Die tapferen Ueberreste des kleinen Heerhaufens von Granada konnten es bezeugen, welch' glorreichen Antheil Aben-Huneia an der Bekämpfung der Aufrührer genommen hatte und wie ihr sterbender alter König dankbar von ihm Abschied genommen hatte. Keiner von denen, die sich hätten wundern können, Aben-Huneia am Anfang des blutigen Treffens vermißt zu haben, war da, um die bittere Frage Hamet-el-Zegris zu berichten, die er stellte als er den Säbel zog: „Wo ist denn Aben-Huneia?" Niemand vermochte es zu erklären, wie der Feind die königlichen Truppen überfallen hatte, als diese eben die Vega erreichten. Allein Jene, welche Aben-Huneia beobachtet hatten, konnten es bestätigen, daß sie ihm ihr Leben verdankten. Daher sprachen sie auch mit Bewunderung von seiner Tapferkeit, mit welcher er sich an der Spitze der Gomeren auf die Aufrührer geworfen hatte.

So schlug denn Alles, trotz seines lange vorher angelegten Verraths, zum Vortheile und zum Ruhme Aben-Huneia's aus. Er gedachte nun die Stunde seines sicheren Triumphes genießen zu können. Der böse Mensch glaubt an die immerwährende Dauer des Glücks. Er ahnt den Stachel in der Krone nicht, die er auf seinem Haupte trägt.

Aben-Huneia kehrte an der Spitze der Gomeren nach Granada zurück, den Leichnam des alten Königs Hamet-

el-Zegri mit sich führend. Der Anführer der Empörer folgte ihm, gefesselt in Sklavenketten. Das Freudengeschrei in Folge des errungenen Sieges übertönte das Wehklagen wegen des Todes des alten Königs und des Gemetzels seiner treuen Krieger, die ihm gefolgt waren. Aben-Huneia ritt mit zufriedenem Lächeln und das Haupt stolz erhoben durch die dichten Haufen des herbeigeströmten Volkes. Seine Blicke, die er nach den Wällen und den hohen Thürmen der Stadt richtete, schienen sagen zu wollen: „Dies Alles gehört mir."

Bis jetzt strahlte der Himmel seines Triumphes im schönsten Lichte; allein von dem Augenblicke an, da er sich dem Palaste der Alhambra näherte, verdunkelte die erste Wolke den reinen Azur desselben.

Am Eingang des Palastes harrte Ayxa-la-Horra des Siegers, umgeben von einigen Dienern, die beauftragt waren, den Leichnam des Königs in Empfang zu nehmen. Der Zug hielt so lange inne, als es die Zeit erforderte, die theuern irdischen Reste des alten Königs den Händen seiner Angehörigen zu überliefern. Ayxa-la-Horra bewies so viele Fassung, wie es sich von „dem Weibe mit dem Löwenherzen" nicht anders erwarten ließ. Ihr bleiches Antlitz, das in stiller Einsamkeit Thränen befeuchtet hatten, verrieth weder Niedergeschlagenheit noch Schwäche. Ihre schöne Gestalt, in Trauerkleider gehüllt, vermochte das Uebermaaß ihres Schmerzes nicht zu beugen. Die Arme, welche sie ausstreckte, um das blutende und entstellte Haupt des geliebten Todten an ihr Herz zu pressen, sie zitterten nicht. Sie schleuderte Aben-Huneia einen Blick entgegen, welcher ihn, dem Blitzstrahl ähnlich, blendete und ihm den

kalten Schweiß auf die Stirne trieb. Alsdann, sich dem Sieger mit der majestätischen Haltung einer Göttin nähernd, ergriff sie den Zügel des schäumenden Schlachtrosses und sprach mit feierlicher Stimme, in welcher ein Ton von prophetischer Mahnung erklang: „Aben-Huneia, du hast meinen Vater getödtet, du hast deinen König in's Verderben gestürzt. Fluch über dich!"

Diese Worte, besonders aber der Nachdruck, mit welchem sie gesprochen wurden, machten einen tiefen Eindruck auf das umstehende Volk. Aller Blicke wandten sich mit Entsetzen nach Aben-Huneia. Wäre er erblaßt, hätte er die leiseste innerliche Bewegung verrathen, so wäre er verloren gewesen. Aben-Huneia fühlte es. „Fürstin", sagte er zu Ayxa-la-Horra, „ich berufe mich auf Diejenigen, welche den König überlebt haben. Sie werden dir sagen, ob ich meine Pflichten erfüllt habe und wie mich dein Vater noch im Sterben seinen Sohn nannte und auch als Solchen behandelte. Fürstin, ich entschuldige deinen Schmerz. Die Zukunft wird dir es lehren, wie ich dir ein ebenso treuer Diener sein werde, als ich es deinem ehrwürdigen Vater war."

Der Zuruf der Menge erstickte Aben-Huneia's Stimme. Der Zug setzte sich wieder in Bewegung und die Wolke, welche den reinen Himmel des Siegers zu verfinstern gedroht hatte, verflüchtigte sich am Horizont. Das „Weib mit dem Löwenherzen" kehrte in ihren Palast zurück, die Todeswunde im Herzen.

Alle Würdenträger des Königreichs versammelten sich zu Granada, um sich über den Nachfolger Hamet=el=Zegris zu berathen.

Wer sollte dieser werden? Einem vorzugsweise kriegerischen Volke, das sein Dasein in beständigen Kämpfen zubrachte, umgeben von Feinden, bedroht von den Christen, war ein Herrscher vonnöthen, dessen Arm kräftig, dessen Brust von Eisen, dessen Sinn ehrgeizig sein mußte. Ayxa=la=Horra, die Tochter des alten Königs, wenn sie auch das „Herz eines Löwen“ besaß, konnte doch nicht die Kriegsschaaren der Mauren befehligen. Mahomed, der Neffe des verstorbenen Königs, beinahe seit seiner Jugend in spanischer Gefangenschaft und theilweise von ihnen erzogen, war den Mauren verdächtig. Zudem hatte er noch keine Proben weder seiner staatsmännischen noch kriegerischen Fähigkeiten abgelegt. In leidenschaftlicher Liebe für Baia=la=Zegra entbrannt, hatte er sich geweigert, sich mit Ayxa=la=Horra zu verbinden, obgleich es der Wunsch des alten Königs gewesen war, der ihm dadurch zum Throne verhelfen wollte. Ayxa=la=Horra, aus Haß gegen Aben=Huneia und indem sie ihrem Rachegefühl jeglichen persönlichen Ehrgeiz zum Opfer brachte, hatte von der Macht ihrer Schönheit, ihrer hohen Stellung und Beredtsamkeit möglichst Gebrauch gemacht, um die treuesten Freunde ihres verstorbenen Vaters zu überreden, sich Mahomed anzuschließen. Es war ihr ein Leichtes, dieselben zu überzeugen, daß Aben=Huneia entweder der direkte oder indirekte Urheber des Todes Hamet=el=Zegris sei. Mahomed hatte es ihr geschworen, daß wenn er den Thron bestiege, er den Tod des alten Königs rächen werde.

Aben-Huneia schien das Gebahren und die stets fortschreitende Zunahme der Partei Mahomeds nicht zu beachten. Er verdoppelte seinen Eifer, seine Ergebenheit und Hochachtung für Ayra, während er zugleich die größte Bescheidenheit gegen diejenigen an den Tag legte, welche sich bemühten, für ihn Anhänger zu gewinnen, weil sie theils noch voll Bewunderung seiner so eben vollbrachten Heldenthat waren und weil sie Vertrauen in seine Charakterfestigkeit und in sein Talent setzten; theils weil sie der Gegenpartei widerstrebten; denn die Menschen, in welchem Lande und in welchem Jahrhundert sie auch leben mögen, waren stets beflissen, sich zu veruneinigen und einander gegenseitig zu bekriegen. Aben-Huneia, wie er es laut zu sagen pflegte, fügte sich dem Rathschlusse des Himmels, der am Tage der Ernennung des neuen Königs von Granada sich für denjenigen entscheiden werde, welcher als der Würdigste dafür bestimmt sei. Dieser Tag brach heran.

Aben-Huneia hatte verlangt, man solle auf einer schönen Vega, die sich vor den Mauern Granadas ausbreitete, einen ungeheuer großen Saal erbauen, woselbst die sämmtlichen Würdenträger des Reichs und soviel Volk, als der Raum es gestattete, sich versammeln sollten, um sich über die Wahl des neuen Herrschers auszusprechen. Diese Wahl schien übrigens nicht zweifelhaft; denn der Anhänger Mahomeds war eine große Zahl. Aben-Huneia selbst schien sich diesem Beschlusse fügen zu wollen. Allein Aben-Huneia wußte, was er that. Der Mann, welcher den alten König in ein Unternehmen verlockt hatte, wodurch sein Untergang und zugleich die Niederlage der Empörer bewerkstelligt wurde, jener Mann, der bei seinem

Triumphzuge so meisterhaft den Bescheidenen und Ergebenen geheuchelt hatte, war ein allzu feiner Politiker, als daß er nicht seine Maßnahmen getroffen hätte. Und war denn nicht der Sieg der Sache Mahomed's sein Todesurtheil? Die Worte, die Ayxa-la-Horra auf der Schwelle der Alhambra zu ihm gesprochen hatte, wiederhallten noch in seinem Ohre und er wußte, was der Verdacht des „Weibes mit dem Löwenherzen" zu bedeuten hatte.

Am bestimmten Tage war der große Saal gefüllt von den Würdenträgern und einer ungeheuren Menge des Volks. Die Anhänger Mahomed's waren zuerst eingedrungen und dieser, die Freude des Triumphes im leuchtenden Auge, war schon bereit, einen Thron zu besteigen, wofür ihn seine Geburt berechtigte, von welchem ihn augenblicklich das Vorurtheil entfernt gehalten hatte, das er vergessen zu machen sich vornahm.

Aben-Huneia war es gewesen, der dem alten König die Augen zugedrückt hatte, der von dem Sterbenden an dessen Herz gepreßt worden war. Der Aelteste unter den versammelten Würdenträgern richtete an ihn die Frage: „Hat Dir der glorreiche Hamet-el-Zegri im Sterben seinen letzten Willen kundgethan?" Aben-Huneia antwortete: „Der glorreiche Hamet-el-Zegri, als seine Seele zu Allah schwebte, sagte zu mir: Mein Volk möge meinen Tod nicht beweinen. Das Leben des Einzelnen wiegt gering in der Wagschale der Völker, wenn sie es verstehen, denjenigen zu erwählen, der sie weise zu regieren und sie gegen ihre Feinde zu vertheidigen verstehen wird. Möge mein Volk einen mir würdigen Nachfolger erwählen."

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so erhob sich in dem ungeheuren Saale von beiden Seiten ein Geschrei. Die Einen riefen: „Mahomed sei unser König!“ die Anderen: „Aben=Huneia soll es werden!“

Endlich legte sich der Tumult. Tiefe Stille trat ein, als Aben=Huneia Mahomed's Hand ergriff und er ihn gleichsam den Anwesenden vorstellte.

In dem Augenblicke, da er sich vor ihm niederknien wollte, der ihm die Krone zu verdanken hatte, ließ sich von der Höhe des Saales herab, ohne daß man ahnen konnte woher, eine Stimme vernehmen, deren Klang etwas dem menschlichen Unähnliches hatte: „Sieg und Macht dem Aben=Huneia! Er ist der Schutz und die Stütze des Staates!“ Dies unerwartete Geschrei, das vom Himmel zu kommen schien, und welches von einem Vogel herrührte, den Aben=Huneia schon längst eigens dafür abgerichtet hatte, verbreitete Schrecken in der Versammlung. Mahomed erblaßte. Aben=Huneia, der schon zur Hälfte sein Knie gebeugt, erhob sich und verbarg heuchlerisch sein Gesicht in den beiden Händen, als hätte auch ihn der himmlische Ruf erschüttert; alsdann legte er sich, mit dem Gesicht zu Boden gekehrt, der Länge nach in einer Ecke des Saales nieder. Er verweilte so lang in dieser Lage, bis er unbemerkt eine eiserne, in dem Fußboden geschickt angebrachte Springfeder erfaßt hatte, und bis ein unbeschreibliches Entsetzen den Saal erfüllte. Ein Geflüster des Schreckens bewegte die zitternden Lippen der Menge, die kein lautes Wort auszusprechen wagte.

Kein Ruf, völlige Erstarrung bei Allen. Bleiche Gesichter, auf denen der Angstschweiß perlte, die Augen starrend

vor Entsetzen und auf Einen Punkt hingerichtet, die Arme zum Himmel erhoben, um seinen Schutz flehend. Das war das Schauspiel, das Aben-Huneia betrachtete, als er sich aus dem Staube erhoben hatte. Zu gleicher Zeit gewahrte er einen Löwen, der plötzlich, Niemand vermochte es zu enträthseln, im Saale erschienen war. Das Thier schlug sich mit seinem Schweife an die Flanken. Stolz erhob er den Kopf, seine Augen sprühten Flammen und der halb geöffnete Rachen ließ die scharfen Zähne sehen. Dieser Löwe, der aus einem unterirdischen Käfig hervorgekommen war, dessen Thüre Aben-Huneia durch einen Druck auf die eiserne Springfeder geöffnet hatte, war die natürliche Ursache des allgemeinen Schreckens. Aben-Huneia lächelte und machte gegen die Anwesenden ein Zeichen mit der Hand, um sie zu beruhigen; dann ging er auf den Löwen zu, der sich niederthat und ein Gebrüll erhob, so daß der ganze Saal davon erdröhnte. Sodann setzte er seinen Fuß auf den Leib des Thieres und streckte ihm die Hand zum Lecken entgegen.

Die Menge fühlte sich wie von einer Zentnerlast befreit. Als wären sie Alle von engen Banden erlöst und vermögten ihre Glieder wieder frei zu bewegen, athmeten sie wieder auf und wie mit Einer Stimme, selbst Mahomed nicht ausgenommen, riefen sie: „Der soll König sein, den die Stimme vom Himmel herab als solchen bezeichnet hat und der den Löwen der Wüste bändigt.“ Und die Menge verlief sich, im Innern froh, einer Gefahr zu entrinnen, welche vorüber war.

Mit dem Löwen verhielt es sich wie mit dem Vogel. Aben-Huneia hatte ihn jung erhalten und aufgezogen, so

daß er gezähmt war. Da er nun als vollendeter Schauspieler seine Rolle durchgeführt hatte, so vernichtete er jetzt die Werkzeuge, die ihm zu seiner Erhebung verholfen hatten. Er erdrosselte den Vogel, tödtete den Löwen nnd ließ sich von dessen Fell einen Teppich verfertigen.

Ist unser Loos nach dem Siege der Ehrgeizigen nicht gleich jenem dieses Vogels und dieses Löwen?

Ayra-la-Horra hatte sich nach dem unerhört glücklichen Erfolge Aben-Huneia's der Trauer und ihrem Schmerze hingegeben.

Aben-Huneia versuchte es vergebens, sie zu zerstreuen. Er behandelte sie, wie es für eine Königstochter sich geziemte, unterwürfig und ergeben. Obgleich sich seine Liebe zu Baia-la-Zegra mit den Hindernissen, die sich dagegen erhoben, nur gesteigert hatte, so behielt dennoch sein Ehrgeiz und seine Schlauheit die Oberhand, indem er Ayra den Antrag stellte, mit ihm die Krone zu theilen; allein sie erklärte ihm, daß sie niemals die Hand dessen annehmen könnte, die sich mit dem Blute ihres Vaters befleckt hätte. Aben-Huneia berief sich auf jene Stimme des Himmels, und auf die ihm von Allah verliehene Kraft, mit der er ein wildes Thier zu bändigen vermochte, was er sicherlich nicht vollbringen können, wenn er ein Verräther und ein Mörder gewesen wäre.

Ayra entgegnete ihm, sie glaube nicht an diese Gunst des Himmels, oder Allah habe ihn nur deßhalb zu dieser

hohen Stellung gelangen lassen, damit er um so sicherer dem Verderben anheimfalle. Aben-Huneia lächelte zu dieser düstern Prophezeiung. Es stand in seiner Macht, sich an diesem unerschütterlichen Mädchen zu rächen, das für ihn eine immerwährende Gefahr war, indem er sie, ohne irgend Verdacht zu erregen, tödten oder sie verbannen konnte; allein das Andenken an Hamet-el-Zegri lebte noch allzu frisch in den Gemüthern und Ayra's mächtiger Einfluß war ebenfalls zu berücksichtigen.

Er hielt es daher für rathsam, ihrer zu schonen. Seine Anhänger hatten es wenige Tage nach seiner Erhebung dahin zu bringen gewußt, daß Mahomed aus Granada verbannt wurde, woselbst sich Anschläge zu seinen Gunsten befürchten ließen. Aben-Huneia, in dessen Interesse es lag, gegen Mahomed den Edelmüthigen zu spielen, entfernte ihn zwar aus Granada, ernannte ihn jedoch zum Kommandanten der Burg und der Stadt Almaria.

Die Schmach der Verbannung wurde durch den Anschein von Gewogenheit gemildert. Er hoffte dadurch sich den Dank Mahomed's zu verdienen.

Niemand ahnte, Ayra-la-Horra ausgenommen, daß Aben-Huneia, der sich gegen Mahomed so edelmüthig benommen, der sich gegen Ayra so achtungsvoll benahm, der Baia-la-Zegra so zart und bescheiden entgegen kam, sich selbst die Falle grub, in welche er eines Tags hinabstürzen sollte. Eine Einzige von diesen drei Personen, die zu Werkzeugen des erzürnten Himmels auserkoren zu sein schienen, hielt sich von dieser stummen Verschwörung ferne. Es war Baia-la-Zegra, bei welcher der Ehrgeiz einen Augenblick die Oberhand über das Gefühl der Liebe erlangt hatte.

Aber sie trug mit bei, ohne es sich dessen bewußt zu sein, der Sache Gottes zu dienen. Sie beschleunigte die Stunde der Rache.

Alles verschwor sich gegen Aben-Huneia, der sich übrigens, was man nicht hätte glauben sollen, gegen Mahomed sehr edelmüthig zeigte. Er ließ ihn zu sich bescheiden und erbot sich, seinen und Baia-la-Zegras Wunsch in Betreff ihrer Verbindung zu gewähren, unter der Bedingung jedoch, daß Mahomed sogleich wieder auf seinen Posten nach Almaria zurückzukehren hätte, da eine große, nicht mehr ferne kri gerische Unternehmung gegen die Christen bevorstehe, wodurch ihm die Gelegenheit geboten würde, sich auszeichnen zu können. Aben-Huneia machte es zur Bedingung, daß er seine junge Frau als Geißel in Granada zurücklassen müsse, als Unterpfand seiner Treue, die ihm zwar nicht, aber dem Volke verdächtig erscheine. So innig auch seine Liebe war, und eben wegen dieser Leidenschaft für Baia, wies Mahomed die Bedingung, als für ihn erniedrigend, von sich, um so mehr, als sie ihm nur als eine plumpe List erschien.

Allein weil es eben eine solche war, hatte Aben-Huneia darauf gerechnet, daß Mahomed nicht darauf eingehen würde und daß er es als Mittel benützen werde, den letzten Widerstand Baia-la-Zegras zu beseitigen. Mahomed kehrte nach seiner Statthalterschaft Almaria zurück, eine zweifach schmerzliche Wunde davontragend, nämlich die Niederträchtigkeit, die ihm Aben-Huneia zugemuthet und die Weigerung Baia-la-Zegra's, mit ihm zu entfliehen.

Kaum hatte Mahomed Granada verlassen, als sich Aben-Huneia einer neuen Prüfung ausgesetzt sah. Abdallah

der Häuptling jener Gomeren, welche dem neuen Könige so kräftigen Beistand geleistet, die Empörer von Murcia zu bezwingen und der wohl eingesehen hatte, daß er im letzten Augenblicke der Schlacht ein Werkzeug des Verraths gewesen, Abdallah, gleichfalls in Liebe entbrannt für Baia-la-Zegra, warb bei Aben-Huneia um ihre Hand zum Danke für den Dienst, den er ihm erwiesen hatte. Aben-Huneia beschlich zum Erstenmal ein Gefühl der Bangigkeit. Dem Wunsche Abdallah's willfahren, hieß so viel, als auf Baia-la-Zegra verzichten. Es zu verweigern, hieß sich einen gefährlichen Feind heraufbeschwören, der seither verschwiegen geblieben war und welcher, wie er es sich selbst eingestehen mußte, ihm in jenem denkwürdigen Treffen so vortreffliche Dienste geleistet hatte. Aben-Huneia wußte aus Erfahrung, daß noch so tüchtige Männer schwach und kurzsichtig werden, wenn sie die Gluth der Leidenschaft durchdringt. Er wußte, daß von nun an weder Ehrenbezeugungen noch Reichthümer dem schwarzen Häuptling der Gomeren genügen würden, und daß seine Liebe für Baia ihn unbestechlich und sittlich strenger machen werde.

Abdallah's Absichten auf Baia's Hand versetzten Aben-Huneia in die übelste Gemüthsstimmung. Er hätte sein Königreich Granada dafür hingegeben, wenn er in diesem Liebeskampfe nicht der Besiegte gewesen wäre; allein er dachte nicht daran, daß er in der That um den Preis dieses Königreichs den Sieg des Ehrgeizes Baia-la-Zegra's bezahlen würde.

Aben-Huneia hatte aus Rücksichten der Klugheit Abdallah versprochen, sein Anliegen dem jungen Mädchen mitzutheilen; als er jedoch Baia-la-Zegra wieder erblickte, strah-

lend in Schönheit, leuchtend wie ein lieblicher Stern, da vergaß er darüber Abdallah, und der eigenen Leidenschaft unterliegend, gelang es ihm sonder Mühe, die Gefühle, welche noch in ihrem Herzen für Mahomed vorhanden sein mochten, ihr auszureden, indem er ihn ihr als einen unüberlegten und treulosen Menschen schilderte, der ihrer Zuneigung unwürdig sei. Aben-Huneia bot ihr an, den Thron mit ihr theilen zu wollen, welches Anerbieten Ayxa-la-Horra ausgeschlagen habe. Sei es nun, daß das junge Mädchen wirklich in die Treue Mahomed's Zweifel setzte, oder daß der Ehrgeiz allein auf ihr Herz und ihre Sinne einwirkte, die Zukunft erschien ihr mit Einemmale so glänzend, daß Aben-Huneia, von ihr scheidend, sie als das Opfer ihrer Hoffnungen und ihres Vertrauens in eine glückliche Zukunft zurückließ. Doch nur zu bald sollte sich das Gegentheil erweisen.

Zwei Thürhüter bewachten den Eingang des Gemachs, in welchem Aben-Huneia und Baia-la-Zegra in süßen Träumen schlummerten. Das „Weib mit dem Löwenherzen" empfand ungeheure Freude, als sie Baia-la-Zegra's Fall erfuhr. Sie ließ Aben-Huneia heimlich zu sich rufen und mit dem lächelnden Blick des Weibes und der Versuchung eines Politikers auf den Lippen, sprach sie zu ihm: „Das Heil des Königreichs Granada legt mir eine große Pflicht auf, Aben-Huneia. Du weißt, die Diener und Freunde meines verehrten Vaters sind Deine Feinde. Wünschest Du, daß sie Dir ebenso treu ergeben sein würden, wie sie es mir, der Tochter Hamet-el-Zegri's sind?" „Wie ist es zu bewerkstelligen?" fragte Aben-Huneia. „Willst Du es aufrichtig?" „Der Ruhm des Königreichs Granada ge-

bietet es mir," versetzte Aben-Huneia, „obschon ich die Kraft in mir fühle, allen meinen Feinden zu trotzen." „Das ist gut gesprochen," entgegnete Ayxa. „Sprich, Fürstin, und eröffne mir Deine Ansichten. Was soll ich thun?" „Mir eine Zurückweisung zu verzeihen, die ich gethan zu haben jetzt von Herzen bereue und ein Anerbieten anzunehmen, das mir die Pflicht und die Achtung für Deine Person gebietet." „Von welcher Zurückweisung und von welchem Anerbieten sprichst Du?" fragte Aben-Huneia. „Du hattest mir angeboten, den Thron mit Dir zu theilen, auf welchen Dich der Tod meines Vaters erhoben hatte. Ich hatte es Dir abgeschlagen. Heute verlange ich es von Dir." Aben-Huneia erblaßte; seine Lippen schienen erstarrt zu sein. „Könntest Du mir die Schmach anthun, zu zögern?" begann Ayxa-la-Horra mit der Würde einer beleidigten Fürstin, „und verstündest Du so wenig den Vortheil der Krone?" fügte sie in einem Tone hinzu, der ebenso viel Drohung als Ingrimm verrieth. Aben-Huneia fühlte sein Herz wie von einem Pfeile von Ayxa's Blick durchdrungen.

Er beugte sich vor ihr wie ein Sklave. Diese Stellung drückte mehr aus, als es seine Lippen zu thun vermocht hätten. Bei den ersten Worten Ayxa's gedachte er Baia-la-Zegras. Der Gedanke an die Niederträchtigkeit, die er zu begehen im Begriffe stand, durchzuckte wie ein Blitzstrahl sein Gehirn; doch bald ließ ihn sein bedrohter Ehrgeiz, die Rücksicht für das öffentliche Wohl und die Gefahr für die Erhaltung seines Throns die gesättigte Leidenschaft vergessen. Aben-Huneia erhob sich mit strahlendem Antlitz. Doch streifte eine Wolke über dasselbe, als Ayxa zu ihm

sagte: „Ich fordere, daß Baia-la-Zegra von Granada entfernt werde, oder daß man sie verheirathe.“ Dies letzte Wort Ayra's war ein Lichtstrahl für Aben-Huneia.

„Abdallah,“ entgegnete er, „der Häuptling der Gomeren, ist in Liebe zu ihr entbrannt.“

„So werde sie seine Gemahlin,“ rief Ayra, triumphirend lächelnd, „und das Königreich Granada ist unser, ungetheilt und ohne Nebenbuhlerschaft.“

Als Aben-Huneia sich wieder allein befand, stellte er sich die Frage, ob er wohl den Muth in sich fühle, Baia-la-Zegra die Feigheit seines Herzens einzugestehen. Er zögerte, aber dies Zaudern, das von einem Gefühle von Ehrbarkeit herrührte, wich schnell wieder bei dem Gedanken an die Sicherheit seines Throns und aus Rücksichten für das Wohl des Staats. Diesen Muth, den er nicht zu besitzen wähnte, er hatte ihn dennoch und Baia erfuhr bald aus seinem Munde, daß er sie verlassen hatte, daß alle ihre Hoffnungen vernichtet seien, daß Abdallah sie liebe, daß sie sich mit ihm verbinden müsse, und daß Ayra-la-Horra einen unerwarteten Triumph über sie errungen habe. Aben-Huneia versäumte es unterdessen nicht, dem Häuptling der Gomeren zu eröffnen, sein Wunsch werde in Erfüllung gehen und daß Baia-la-Zegra seine Gattin werden würde.

Alle diese kleinen Scheußlichkeiten im Innern der Fürstenhäuser verfehlten nicht, die davon betheiligten Leute

mächtig zu bewegen, vor Allem jedoch Baia-la-Zegra. Die Leidenschaften der Menschen verlieren niemals ihre Rechte, mag der Schauplatz sein, welcher er wolle, auf welchem sie sich bewegen, und das beleidigte Gefühl des Weibes verzeiht weder der Nebenbuhlerin, die ihr ihren Verführer entreißt, noch diesem selbst.

Man kann es sich vorstellen, welchen Schrei des Schmerzes Baia-la-Zegra ausstieß, als ihr weiblicher Stolz solch' tiefe Wunde erhielt und welch' ein Auftritt zwischen ihr und Ayxa stattfand, die sich zuerst stellte, als wisse sie nichts von der Schmach, die ihrer jungen Base zugefügt worden war. Sodann, um in dem Herzen derselben das Gift der Eifersucht noch zu verstärken, wovon sie für sich den größten Vortheil zu ziehen rechnete, begann sie im Tone der Königin zu sprechen, bis sie sich zuletzt dem Schmerze und dem empörten Gefühle Baia-la-Zegra's anschloß, und nachdem sie die feste Ueberzeugung erlangt hatte, dieselbe sinne nur auf Rache, so gestand sie ihr die List ein, womit sie Aben-Huneia umgarnt hatte.

„Wenn er Dich geliebt hätte," sagte sie zu ihr, „so hätte er meinen Antrag zurückgewiesen und würde seiner Liebe den ruhigen Besitz des geraubten Thrones aufgeopfert haben, den er sich in Folge eines Mordes erworben hat. Ich wollte ihn Dir als Feigling zeigen, nachdem er vorher ein Verräther gewesen, treulos und hinterlistig, nachdem er zuvor ein Meuchelmörder war, undankbar gegen Abdallah, seinen Helfershelfer, indem er Dich geschändet durch seine niederträchtige Verführung, ihm übergab."

Baia warf sich erröthend und laut weinend in Ayxa's Arme, welche zu ihr sprach: „Glaubst Du jetzt noch, daß

ich Stunde für Stunde, Tag für Tag unaufhörlich des Augenblicks harrte, der mir vergönnen wird, die Seele meines geehrten Vaters zu rächen? Glaubst Du, daß die Tochter des Hamet-el-Zegri, die man das „Weib mit dem Löwenherzen“ heißt, aus Stolz, eine Krone auf dem Haupte zu tragen, sich erniedrigen würde, einen Elenden zum Gemahl zu nehmen, der sich mit Blut befleckt hat? Vermagst Du es zu glauben und begreifst Du endlich, wo ich hinziele?“

Baia-la-Zegra, die ihr erröthendes Gesicht an Ayra's Busen verborgen, fühlte sich plötzlich gestärkt. Ihre Augen erglänzten in feuriger Gluth, ihre Lippen zuckten und verriethen den Sturm ihres Innern. Sie reichte Ayra beide Hände entgegen. Ein Gedanke stieg in ihr empor. „Mahomed wird uns rächen,“ sprach sie in einem Tone, der, hätte ihn Aben-Huneia vernommen, ihm wie ein Dolchstich in die Brust gedrungen wäre. Verschwörungen des Palastes, der Straßen, der hintergangenen Liebe, der Romane, sie gleichen sich Alle. Während Ayra-la-Horra die Vorbereitungen für ihre Verbindung mit Aben-Huneia anordnen ließ, sah man während einer finstern Nacht einen Mann, in einen weiten Mantel gehüllt, an der östlichen Seite der Stadt auf der Lauer stehen, der auf ein Zeichen wartete, das ihm von einem der Thürme der Alhambra gegeben werden sollte. Es bestand in einem Pfeil, an dessen Spitze eine kleine brennende Fackel befestigt war, die abgeschossen werden sollte.

Der Pfeil durchflog wirklich wie ein leuchtender Blitz die dunkle Nacht und ließ sich wenige Schritte von dem Manne, der seiner harrte, zur Erde nieder. Dieser begab

sich alsdann an eines der Thore der unteren Stadt und pochte dreimal an dasselbe. „Wer klopft?“ fragte die Schildwache. Im Innern rief eine weibliche Stimme: „Oeffne, es ist euer König, der in die Hauptstadt seines Königreichs einziehen will!“

Dieser Theil der Stadt, den wir soeben bezeichneten, war von dem gewerbetreibenden Theile der Einwohner bewohnt und von den treuesten Anhängern der Tochter des verstorbenen Königs. Ihr Haß gegen Aben-Huneia war ein großer.

Das Thor, an welches der geheimnißvolle Mann gepocht hatte, der übrigens kein anderer als Mahomed war, öffnete sich und kaum hatte der Verbannte die Schwelle überschritten, so ergriff eine weiche Hand die seinige und die nämliche Stimme, welche vorher der Schildwache zugerufen, sagte zu ihm: „Folge mir, Mahomed!“ Mahomed erkannte die Stimme Ayxa-la-Horra's; denn es war unmöglich, in Mitte der Dunkelheit, welche die schmalen und unwegsamen Straßen beherrschte, die Züge der jungen Fürstin zu unterscheiden. Sie wechselten leise einige Worte, in Folge dessen Mahomed einen Augenblick wie vom Blitze getroffen innehielt. Sodann setzten sie stillschweigend ihren Weg wieder fort bis nach dem Platze, der vor der Alhambra gelegen war, deren Thor sich vor Ayxa und ihrem geheimnißvollen Begleiter aufthat. Als sie im Innern der königlichen Behausung angelangt waren, deutete Ayxa mit dem Finger auf die Thüre eines Gemaches, in das sich Mahomed zurückzog.

Er erblickte darin eine Frauengestalt, die im Gebete niedergesunken war. Es war Baia-la-Zegra, welche sich

bleich und zitternd erhob. In einer Ecke des Gemaches stand regungslos, gleich einer Bildsäule, eine männliche, dunkle Gestalt. Es war Abdallah, der Häuptling der Gomeren. Mahomed stand im Begriff, sich Baia=la=Zegra zu nähern, indem er die Arme nach ihr ausbreitete. Das junge Mädchen wich einen Schritt zurück und verbarg sich hinter Ayxa=la=Horra. „Hast Du ihm Alles gesagt?“ fragte sie die junge Fürstin. „Alles,“ erwiederte diese. Baia barg ihr Gesicht in beide Hände und brach in lautes Schluchzen aus. Mahomed, den Baia's Schmerz tief im Innersten erschüttert hatte, ein Schmerz, in dem sich erduldete Schande und Trostlosigkeit verrieth, Mahomed schwang seinen Säbel und stürzte nach der Thür; aber vor derselben begegnete er einem stämmigen Arme und einem Kolosse, der ihm den Weg vertrat. Es war Abdallah.

„Sein Leben gehört mir ebenso gut, wie Dir,“ sprach er zu Mahomed. „Bewahre Deine Hände rein, selbst vom Blute der Rache. Wie Du Baia=la=Zegra geliebt hast, in eben dem Maße habe auch ich sie geliebt. Dir hat er sie nur geraubt, mir gab er sie geschändet. Er hat mich wie einen Hund behandelt, so will ich mich auch wie ein solcher an ihm rächen.“

Abdallah zog aus seiner Schärpe einen Dolch hervor von der Breite einer Hand, dessen Klinge wie von Feuer erglänzte und verschwand in den dunkeln Gängen dieser ungeheuern Alhambra, welche zu den königlichen Gemächern führten.

Mahomed wollte Abdallah nacheilen, die beiden Frauen hielten ihn jedoch zurück. „Lasse ihn gewähren,“ sprach

leise Baia-la-Zegra. „Er hat Recht, Deine Hände mögen rein bleiben.“

Es war beinahe eine Viertelstunde verstrichen, als sich viele Stimmen und Tritte vernehmen ließen, die sich dem Gemache näherten, woselbst Mahomed und die beiden Frauen lautlos warteten. Plötzlich öffnete sich die Thüre und das Gemach war von einer Menge von Fackeln erleuchtet, welche eine Schaar von Gomeren in den Händen hielt. An der Spitze dieser schwarzen Krieger, wilden Aussehens, befand sich der riesengroße Abdallah, der auf seinen Schultern eine schauerliche Last daherschleppte, den Leichnam Aben-Huneia's, dem noch der Dolch im Herzen stack. „Da bringe ich den Elenden, den Verräther und den Thronräuber,“ sagte er und warf die Leiche auf den Fußboden des Gemachs. „Du bist gerächt, Ayxa-la-Horra, auch ihr seid es, Baia-la-Zegra und Mahomed und du, Volk von Granada.“

Bald darauf füllte sich der Platz vor der Alhambra und deren innere Räume von dem herbeiströmenden Volke, das Mahomed freudig begrüßte. Diesen Augenblick benützend, ohne daß es irgend Jemand gewahrte, hatte sich Baia-la-Zegra auf den Leichnam Aben-Huneia's gestürzt, ihm den Dolch aus der Brust herausgezogen und sich ihn selbst in das Herz gestoßen.

„Ich bin Deiner unwürdig geworden,“ sagte sie zu Mahomed. „Ich muß Dem im Tode nachfolgen, der mich lebend geschändet und verrathen hat. König von Granada! da ist Jene, welcher Du die Krone verdankst und welche allein das Recht besitzt, sie mit Dir zu theilen. Erinnere

Dich, daß sie „das Weib mit dem Löwenherzen" heißt und daß sie dieses Namens würdig ist."

Abdallah umschlang die sterbende Baia=la=Zegra und preßte einen langen Kuß auf ihre Lippen, bevor ihre Augen sich für immer schlossen und flüsterte mit von Thränen erstickter Stimme: „O! hättest Du leben wollen, meine Liebe würde Dir Deine Schande vergessen haben machen. Nun lege Dich schlafen an der Seite des elenden Verräthers. Du wirst für ihn in Ewigkeit die Ursache seiner Gewissensbisse sein."

Mit Tagesanbruch verließen Abdallah und seine Gomeren Granada. Abdallah kehrte nie mehr aus der afrikanischen Wüste zurück.

Das Ahnenbild.

Die Menge drängte sich unter dem Gewölbe der Stephanskirche, um der Feierlichkeit des Osterfestes beizuwohnen, das sich in seiner Herrlichkeit entfaltete; denn nebst den Wachslichtern, die in unendlicher Zahl die Hauptkirche Wien's erleuchteten, befand sich der Hochaltar mit frischen Blumen und Guirlanden geschmückt, ein Bild des wiederkehrenden Frühlings. Der Mai lächelte der Erde zu.

Unter den vielen Andächtigen, die im frommen Gebete knieten, war keines, welches mit mehr Sammlung, mit größerer Inbrunst ihre Gedanken dem Himmel zuwandte, als ein junges Mädchen von etwa siebzehn Jahren, die von ihrer Erzieherin begleitet war.

Wenn man sie so von ganzem Herzen beten sah, wenn man den geheiligten Schein beobachtete, der ihr reines Antlitz übergoß, so konnte man nicht umhin, an das Gebet der Engel zu denken, die vor dem Throne des ewigen Gottes niedergesunken liegen, dem Heiligthume aller Seligkeit und aller Größe.

Ja, dieses junge Mädchen besaß die christliche Schönheit im vollsten Maße, jene Schönheit, die man nicht bei den griechischen Marmorbüsten suchen muß, weniger vollkommen vielleicht in Hinsicht der Linien, aber mehr inspirirt und seelenvoller. Es verband sich damit das ächt

deutsche Ideal der Reinheit und holder Jungfräulichkeit, wie es aus den alten Sagen und Balladen der Deutschen herausklingt. Es war das Gretchen, wenn man will; allein das aristokratische Gretchen, das nebst einer vornehmen Herkunft die Vortheile der Erziehung und des Reichthums besaß. Was die Erzieherin der Alicia von Fulkenstein betraf, so verrieth ihr Antlitz nichts besonders Auffallendes. Die gute Frau entledigte sich ohne Sorge ihres Berufs als treue Aufseherin. Beide, eifrig betend, hatten kein Wort ausgetauscht, seitdem sie sich auf ihrer gewohnten Kirchenbank niedergelassen hatten. Obgleich sie Niemand bemerkten, so geschah das Gegentheil von einer anderen Seite; denn es hatte sich ein junger Mann von hohem Wuchse und eleganter Haltung mühsam durch die Menge hindurchgedrängt und sich ihnen von rückwärts genähert. Er schien seinem Aeußern und seiner Tracht nach ein Student zu sein. Er hatte etwas Stolzes in seinem Benehmen.

Obschon er in Alicia's Anblick versunken war, so ließ er dennoch seine Gedanken nicht errathen, weder durch den Blick, noch durch sein Benehmen und es schien, als ob er nur der kirchlichen Feier seine alleinige Aufmerksamkeit widme. Nur noch einige Minuten und der Gottesdienst näherte sich seinem Ende. Da entfiel dem Gebetbuche Alicia's ein bemaltes Bildchen, das für sie von großem Werthe war, indem sie es von ihrer Mutter erhalten hatte. Sie wollte sich eben bücken, um es vom Boden aufzuheben, doch schon war ihr der Student zuvorgekommen, hatte sich beeilt, es aufzuheben und überreichte es ihr ehrerbietig. Alicia, ihm durch eine leichte Kopfbewegung ihren Dank

ausdrückend, warf einen Blick auf ihn und schien von dem eigenthümlichen Ausdruck, der sich in den Zügen des jungen Mannes kundgab, betroffen zu sein. Sie beugte sich vor, als wollte sie im Gebete weiter fahren, in Wahrheit jedoch nur, um einer Art von magnetischer Empfindung zu entkommen, die sie plötzlich gefühlt hatte.

Als der Gottesdienst beendigt war, wagte sie es, mit schüchternem Blick aufzuschauen. Der Student war verschwunden. „Kommen Sie nicht?" fragte Madame Struggers, während sie ihr Gebetbuch in ihren weiten Rocksack steckte und ihre Brille in das Futteral einlegte.

Alicia folgte schweigend der Erzieherin. Sie wollte eben aus der Kirche heraustreten, als sich ihr eine Hand entgegenstreckte, die ihr einige Tropfen Weihwasser darbot. Der Sitte gemäß machte das Fräulein von Fulkenstein Gebrauch davon. Sie blickte nochmals empor und machte eine leichte Bewegung, als sie den Fremden wieder erkannte. Dieser verbeugte sich und verschwand abermals unter der Menge, die sich nach dem Haupteingang der Kirche drängte. „Nun, Alicia," sagte Madame Struggers zu ihr, „Sie sind sehr zerstreut. Kommen Sie doch. Der Herr Rath wird uns nach Hause begleiten. Ich bin überzeugt, daß er da ist. Sie wissen, wie pünktlich Herr von Lück ist." „O ja," erwiederte das junge Mädchen lächelnd, „er hat die Genauigkeit eines Rechnungsexempels." „Das ist eine gute Eigenschaft für einen Vormund," meinte die Erzieherin.

Madame Struggers hatte sich nicht getäuscht. Auf dem Platze, einige Schritte von den Stufen der Kirche entfernt, hielt eine elegante Kalesche, die soeben angefahren war, bespannt mit zwei feurigen Pferden. Als Alicia sich zeigte,

stieg ein Herr von strengem Aeußeren hastig aus dem Wagen. Ihm zur Seite befand sich ein junger Mann von schüchternem Ansehen. Der Erstere, den wir nicht zu nennen brauchen, um ihn kennen zu lernen, Herr von Lück, verrieth den Juristen und den Finanzmann, den gravitätischen, kalten, eisigen Mann, die verkörperte Börse und das lebendige Gesetzbuch. Er war Hofrath und mit der Steifheit, die ihm seine Berufsgeschäfte angeeignet hatten, verband er von Natur aus die Vorliebe für das Geld. Zu seinem Leidwesen war sein Vermögen kein großes. Ungeachtet er stets zu spekuliren pflegte, so wurden dennoch seine hochgespannten Erwartungen nicht in dem Maße erfüllt, wie er es gehofft hatte. Uebrigens konnte es dem Hofrath nicht vorgeworfen werden, als ob er nie besonderes Gewicht auf ein luxuriöses Leben oder die Freuden der Welt legte. Geordnet in seiner Lebensweise, einfach in seinen Genüssen, suchte er nur zu glänzen. Sein Trachten ging nur allein dahin, aus seiner bisherigen Stellung, in welcher er alt geworden war, sich zu einem diplomatischen Posten emporzuschwingen, und wäre es selbst bis zur Würde eines Internuntius. Sein Sohn Joseph war gerade das Gegentheil des Vaters. Bescheiden und beinahe etwas scheu, ließ ihn sein Verlangen, unbemerkt zu bleiben, fast linkisch erscheinen. Er gehörte zu jenen Persönlichkeiten, die stets sich zurückzuziehen bestreben und die mehr lautlosen Schattengebilden gleichen.

Wir haben schon berichtet, mit welcher Eile Herr von Lück aus dem Wagen gestiegen war und seiner Mündel die Hand gereicht hatte. Diese, wenig gewöhnt an so große Artigkeiten von Seiten ihres Vormunds, hatte Mühe, ihr

Erstaunen zu verbergen, obgleich ihre Lippen ein leises Lächeln verriethen. Herr von Lück schien nichts zu bemerken, denn er änderte nicht sein cordiales Benehmen, indem er ihr seinen Sohn vorstellte.

„Liebe Alicia,“ sagte er, „ich wollte Ihnen eine Ueberraschung bereiten. Indessen Sie in der Kirche dem Hochamte beiwohnten, erwartete ich die Ankunft Joseph's von Bonn. Da ist er nun, mein guter Sohn. O! wie glücklich fühle ich mich! So mache doch Dein Compliment, Joseph. Erkennst Du denn Alicia nicht mehr?“ „O ja, mein Vater,“ erwiederte der junge Mann, „wohl erkenne ich das Fräulein wieder. Ich hatte sie nicht vergessen,“ fügte er erröthend bei. „Man vergißt nicht so leicht die Gespielen der Kindheit. Guten Tag, Madame Struggers...“ Ein mißbilligender Blick des Herrn von Lück schnitt die allzu vertraulichen letzten Worte kurz ab. Der arme Joseph, der angefangen hatte, sich bei der Erzieherin nach dem Befinden ihrer Tochter, der guten und liebenswürdigen Helmine, zu erkundigen, bemerkte, daß es seinem Vater unerwünscht war. Er stand mit geöffnetem Munde da, ohne es zu wagen, noch ein Wort mehr zu sprechen.

Die Unterredung auf öffentlichem Platze konnte doch nicht ewig währen. Die anderen Equipagen wollten vorfahren. Daher bestiegen die vier Personen, welche wir dem Leser vorgeführt haben, die Kalesche, die nach der Richtung des Praters fuhr. Der Rath war innerlich erfreut, seinem Sohn und dem Fräulein von Fulkenstein Gelegenheit zu einem längeren Beisammensein bieten zu können.

Im selben Augenblick, als die Kalesche abfuhr, bemerkte Alicia neuerdings den Fremden, der ihr zweimal seine Höf-

lichkeitsbezeugungen erwiesen hatte. Er stand aufrecht, die Arme übereinander gekreuzt und an einen der Pfeiler des Kirchenportales angelehnt. Sein Blick begegnet jenem Alicia's. Er zog die Kappe herab, sie artig grüßend. Herrn von Lück's wachsamem Auge war dieses unbedeutende Ereigniß nicht entgangen, denn kaum waren sie einige Schritte weiter gefahren, so konnte er sich nicht enthalten, theils aus Neugierde, theils aus Verdachtsgründen zu sagen: „Sie werden vielleicht glauben, daß ich einen großen Werth auf Geringfügigkeiten lege, liebe Alicia; allein im Leben ist auch oft das scheinbar Unbedeutendste nicht so ganz unwichtig. Erlauben Sie mir daher, Sie zu fragen, wer dieser Student ist, der sich erlaubt hat, Sie so artig zu grüßen?" „In Wahrheit," erwiederte das junge Mädchen in der Reinheit ihres Herzens, „ich würde in Verlegenheit gerathen, seinen Namen Ihnen zu nennen, da ich ihn nicht kenne. Ich weiß nur so viel, daß dieser junge Mann in der Kirche sich in unserer Nähe befand, daß, als meinem Gebetbuche ein Bild entfiel, er sich beeilte, es vom Boden aufzuheben und er es mir überreichte."

„Das ist ja äußerst galant," versetzte der Rath. „Ohne Zweifel ist Ihnen dieser Fremde nachgefolgt, weil er an dem bezeichneten Orte stand, um Sie grüßen zu können." Der beißende Ton seiner Rede verletzte Alicia im höchsten Grade. „Ich weiß nicht," entgegnete sie mit einiger Heftigkeit, „auf welche Weise Sie das Benehmen einer Person deuten, die mir völlig gleichgültig ist. Was mich betrifft, so habe ich in seinem Benehmen nur eine Artigkeit gefunden." „Ganz richtig," erwiederte der Rath, der sich entweder eines Besseren besann, oder sich wirklich beruhigt

hatte. „Ich fühle mich glücklich," fuhr er fort, „daß Sie die Sache von diesem Gesichtspunkte aus beurtheilen. Die vortrefflichen Grundsätze, die Ihnen von Madame Struggers eingeprägt worden, sind für Ihr Lebensglück die sicherste Bürgschaft." „Für mein Lebensglück," wiederholte das junge Mädchen mit einem Seufzer.

„Wie?" bemerkte die Erzieherin zärtlich, „hoffen Sie nicht darauf, mein liebes Kind? Was könnte zu Ihrem Glücke fehlen?" „Sehr wahr," meinte Herr von Lück seinerseits. „Was kann man nicht vom Leben erwarten, wenn man hunderttausend Gulden Einkünfte sein nennt?" „Das Geld, das Geld, mein lieber Vormund," entgegnete Alicia, „was ist es für eine geringfügige Sache. Welchen Schutz gewährt es gegen Unglück, gegen die Leiden der Erde? Dieses Einkommen besaßen meine guten Eltern ebenfalls und dennoch schützten sie ihre Revenüen von hunderttausend Gulden nicht vor einem frühzeitigen Tode. Obgleich sie mir viel hinterlassen haben, so hinterließen sie mir auch viel zu wünschen. Ich stehe allein in der Welt. Meinen Vetter Heinrich, den unermüdlichen Reisenden, ausgenommen, und der wenig an seine Cousine denkt, besitze ich keine Familie mehr." Diese Sprache befriedigte vollkommen Herrn von Lück. Er ersah hieraus vor Allem, daß Alicia's Herz noch frei sei und erkannte auch den Ausdruck ihrer einfachen Gesinnung, welche sich wenig um den Ruf, eine reiche Erbin genannt zu werden, bekümmerte.

Als sie den Prater erreicht hatten, war es Alicia selbst, die, angeregt durch das freundliche Grün der Gesträuche und den Duft der üppigen Wiesen, dem Gespräche eine

andere Wendung gab. „Nun, Joseph,“ begann sie, „Sie haben jetzt Ihre Studien beendet? Wie viele Jahre sind seit Ihrer Abwesenheit verflossen!“ „Das ist wohl wahr, mein Fräulein,“ stotterte dieser verlegen. „Sehr viele Jahre sind verstrichen.“ „Nennen Sie mich doch nicht Fräulein, das sind unnütze Ceremonien. Vergessen Sie nicht, daß wir mit einander erzogen worden sind; heißen Sie mich ganz einfach Alicia.“ „Das werde ich mich nicht unterstehen,“ meinte Joseph. „So unterstehe Dich doch, mein Sohn, weil Alicia es erlaubt,“ sagte der Rath. „Es ist eben ein sehr großer Unterschied zwischen Sonst und Jetzt. Damals war das Fräulein noch ein Kind und jetzt...“ „Und jetzt bin ich eine Frau, nicht wahr?“ sagte Alicia lächelnd, „und Joseph ist ein Mann geworden, es ist ihm ein kleiner Schnurrbart gewachsen und er hat seine Studien vollendet. Lassen Sie einmal hören, Joseph, welchen Beruf wollen Sie erwählen?“ „Bei Gott! ich weiß es selbst noch nicht,“ erwiederte dieser in seiner Unschuld.

Der Rath runzelte die Stirne. „Hören Sie sein Gerede nicht an, sagte er hastig, „Joseph ist einer von denen, die sich immer verkleinern wollen. Ohne gerade ein Wunder von Gelehrsamkeit zu sein, so hat er doch von seinem Aufenthalt auf der Universität zu Bonn so viel Nutzen gezogen, daß er, wenn ihm das Geschick mehr oder weniger wohl will, sein Unterkommen in den höheren Verwaltungskreisen, in der Diplomatie oder in der Armee finden kann.“ „Ohne es zu wollen, mein theurer Vormund, geben Sie ihm dennoch recht: denn wenn er für jedes Fach tauglich ist, so ist das eben, daß er keinen bestimmten Beruf in sich fühlt. Allein glauben Sie mir, Sie müssen es der

Zeit überlassen, ihn zu einem festen Entschlusse gelangen zu lassen. Da er nun aber der Ruhe bedarf, um auf seinen Lorbeeren, welche er auf der hohen Schule gepflückt, von seinen Mühen sich wieder zu erholen, so geht meine Ansicht dahin, er möge die schöne Jahreszeit mit uns in Fulkenstein zubringen, wohin wir, allem Anscheine nach bald zurückkehren werden." „O, meine theure Alicia," rief der Rath und bemühte sich dabei, eine graziöse Miene anzunehmen, was bei ihm jedoch sich zu einer Grimasse gestaltete; „ich glaube, Sie wollen aus lauter Güte meinen Sohn verderben." „Jedes nach seiner Methode," entgegnete Alicia. „Die Ihrige besteht in Strenge, die meinige in nachsichtsvoller Freundschaft." „Ich werde deren sehr bedürftig sein," sagte Joseph. „Ich weiß nicht warum, aber mir mangelt jenes Gefühl der Zuverlässigkeit, welches die Mehrzahl meiner Studiengenossen in hohem Grade besitzt. Ich verstehe es nicht wie sie, mich ungezwungen zu benehmen, immerwährend zu rauchen, laut zu singen und den Leuten keck in's Auge zu schauen. Ich bin eben ein linkischer Mensch." „Schon gut, schon gut," unterbrach ihn der Rath.

„Verdammen Sie ihn nicht, theurer Vormund," sagte Alicia. „Seine Offenherzigkeit gereicht ihm nur zur Ehre. Alle die Fehler, die er sich vorwirft, gereichen ihm in meinen Augen als Vorzüge. Es gibt gar nichts Unangenehmeres, als so manche übermüthige Musensöhne." Der Rath athmete freier. Eine glänzende Zukunft entfaltete sich vor ihm, die Verbindung Alicia's mit seinem Sohne Joseph. Sein Gedankengang wandte sich dem Frühling zu, dessen Reize er in schwülstiger Rede zu schildern suchte. Alicia, diese seine Stimmung benützend, sprach laut einen

Wunsch aus, der aus dem Grunde ihres Herzens kam. „Wie herrlich ist doch der Frühling! Wie würde er mich aber noch viel mehr entzücken, wenn wir schon wieder in Fulkenstein wären.“ „Lieben Sie wirklich das Schloß Ihrer Ahnen, Alicia?“ fragte sie der Rath. „Ich verheimliche es durchaus nicht,“ erwiederte sie. „Nur dort fühle ich mich glücklich, wenn ich ein beständiges Träumen als Glück bezeichnen soll, wo ein Gefühl innerer Wehmuth sich niemals von poetischen Empfindungen trennt.“ „Soll man denn immerwährend träumen? Träume ich denn?“ sagte der Rath. „Sie, lieber Vormund,“ entgegnete Alicia, „Sie sind eben ein Hofrath.“ „Ohne Zweifel,“ versetzte der Rath, „und ein Mann, der mit Geschäften überhäuft ist. Deßhalb muß ich noch länger hier in Wien verweilen. Sie können indessen mit Madame Struggers und Joseph vor mir die Stadt verlassen. In einigen Tagen werden wir uns im Schlosse wieder sehen, woselbst sich Helmine befindet, um Einiges im Voraus zu ordnen. Es ist dort Alles ausgebessert worden und neu hergerichtet. Gemälde von tüchtigen Meistern, seither auf den Speichern versteckt, prangen jetzt in reichverzierten goldenen Rahmen. Das Musikzimmer ist nach neuestem Geschmack meublirt worden, mit einem Worte, ich schmeichle mir, meine liebe Alicia, Ihnen eine angenehme Ueberraschung bereitet zu haben und hoffe, Ihren Geschmack errathen zu haben.“

„Ich danke Ihnen schon im Voraus,“ erwiederte Alicia. „Was mir zunächst am Herzen liegt, das sind der Park, die stattlichen Eichbäume, die hohen Pappeln und die herrlichen grünen Wiesen. Das ist der wahre Luxus, jener Luxus, den uns die Güte Gottes zu Theil werden läßt.“

Innerlich sagte sich der Rath, daß die Eichen und die Pappeln nur dann einen größeren Werth besäßen, wenn sie umgehauen wären; doch er hütete sich wohl, einen so profanen Gedanken laut werden zu lassen.

Alles war für die bevorstehende Abreise besprochen. Da die Spazierfahrt nun lange genug gewährt hatte, so wurde dem Kutscher befohlen, nach Hause zurückzukehren. Der Wagen war beinahe schon am Ende des Praters angelangt, als ein Mann, der langsamen Schrittes einherging, der Equipage begegnete. Er hielt stille, ohne aufzublicken, denn er hatte die Entgegenkommenden schon erkannt. „Schon wieder der Student," brummte der Rath und rief dem Kutscher mit Ungeduld zu: „Fritz, Du kömmst nicht vom Fleck." Und die Kalesche flog davon.

Vier Stunden von Wien, an dem Abhange eines Hügels, erhob sich das Schloß Fulkenstein, in dem großartigen Styl des fünfzehnten Jahrhunderts erbaut, zu seinen Füßen von dichten Baumgruppen umgeben. Dieß Schloß bot eine zweifache Physiognomie in Hinsicht des Innern und des Aeußeren. Seinen dicken Mauern, seinen spitzen Thürmchen und Fensterbögen nach zu schließen, glaubte man sich in jene Zeit zurückversetzt, wo die geharnischten Ritersleute die Vorüberziehenden überfielen und den Tribut freien Durchzugs von ihnen erheischten. Hatte man jedoch die Schwelle dieser düstern Umhüllung überschritten, so befand man sich in Mitte der jetzigen Lebensverhältnisse mit ihren

behaglichen Einrichtungen und ihrem zierlichen Schmuck. Zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit erhob sich nur eine feste Mauer.

Am Tage, als die vornehme Erbin nebst Madame Struggers und Joseph daselbst anlangte, war schon Alles bereit, um sie zu empfangen. Am Eingange harrte ihrer ein blondhaariges, lebhaftes und liebliches junges Mädchen, die sich in Madame Struggers Arme stürzte, welche mit Rührung sprach: „Meine Helmine!“ Im Augenblick, nachdem sie das Fräulein von Fulkenstein begrüßt hatte, erkannte sie den Sohn des Herrn von Lück und rief: „Joseph!“ Und ohne sich zu besinnen, flog sie auf den jungen Mann zu, der ihr zwei derbe Küsse auf die Wangen drückte. Mit ihr war Joseph gar nicht verlegen. „Wie? Du hast mich wieder erkannt, meine kleine Helmine,“ sagte er. „Du hast ein gutes Gedächtniß.“ „Wir haben uns ja einst so gern gehabt,“ entgegnete Helmine. „Weißt Du es noch, wie wir herumsprangen, wie wir uns gut unterhielten? Das war eine schöne Zeit.“ „Schon gut, meine Kinder,“ sagte Madame Struggers, die besorgte, es möchte Alicien diese Vertraulichkeit unangenehm berühren. „Ihr seid nicht mehr acht Jahre alt und müßt Euch daher ein wenig mäßigen.“ „Höre Mutter, wenn man aber Jugendgespiele war,“ meinte Helmine. „Das wohl, allein Joseph ist jetzt zum Manne herangewachsen,“ entgegnete ihr die Mutter. „Es ist Joseph, das ist Alles, was ich weiß,“ erwiederte Helmine. „Ich werde für Helmine stets derselbe bleiben, der ich früher war,“ sagte Joseph. „Und Sie haben vollkommen Recht, Joseph,“ sagte Alicia, „man muß in der Freundschaft treu ausharren. Aber kommen Sie doch,

liebe Madame Struggers, denn ich bin neugierig, die Ueberraschungen zu sehen, die mir mein Vormund bereitet hat." Alicia, begleitet von ihrer Erzieherin, begab sich in das Innere des Schloßes, indessen sich Joseph und Helmine auf einer Bank der Terrasse niedergelassen hatten und traulich mit einander schwatzten.

Alicia besah sich alle Gemächer des großen Schloßes. Sie war mit den vorgenommenen Neuerungen größtentheils einverstanden und über das, was ihr weniger gefiel, äußerte sie sich nachsichtsvoll. Als sie den großen Saal betrat, war sie von dessen gelungener Restauration höchlich erfreut. Man hatte eine Anzahl von Familiengemälden daselbst aufgehängt, die bis jetzt ihr unbekannt geblieben waren. „Was sind das für Bilder?" fragte sie. „Das sind die Bilder von einigen Ihrer Ahnen. Dies hier ist der Markgraf von Landsberg und seine Gemahlin, dies hier ist der Graf von Feilig, der Reichsmarschall, und hier sehen Sie Konrad von Raupach, der zweiundzwanzig Jahre alt, bei Lützen getödtet wurde. Wie Sie bemerken werden, so ist er in voller Rüstung dargestellt, nur ohne den Helm. Er stützt die mit dem stählernen Handschuh bekleidete Hand auf den Hals seines Streitrosses." „Er hat ein Engelsgesicht," bemerkte Alicia. „Er gleicht wirklich dem Erzengel Michael, wie ihn Sanzio mit seinem goldenen Harnisch gemalt hat," sagte Madame Struggers.

„Dieser hat viel mildere Züge," entgegnete Alicia; „denn in jenem berühmten Gemälde, dessen sie soeben erwähnten, ist der Ausdruck des Erzengels ein schrecklicher, der im Begriffe ist, mit seiner Lanze den Dämon zu durchbohren. Dieser Ritter von Raupach dagegen hat einen

rührenden Ausdruck. Ein Gefühl von der Ahnung seines frühzeitigen Todes ist in seinen Augen zu lesen. Es ist mehr das wirkliche Leben als eine Malerei." „Ja, diese Gestalt hat etwas rührendes, doch ist es nur ein Gemälde," meinte die Erzieherin. „Wollen Sie die Besichtigung der Veränderungen des Schloßes fortsetzen?" „Sehr gerne," erwiederte Alicia mechanisch, ohne von der Stelle zu gehen. Madame Struggers war einige Schritte weiter gegangen. Sie wandte sich um und blieb stehen. Alicia schien aus einem Traume zu erwachen und folgte ihrer Erzieherin.

Von diesem Augenblicke an beantwortete sie die verschiedenen Bemerkungen der guten Frau nur mit einsylbigen Worten oder durch Nicken des Kopfs. Nachdem das Schloß besehen worden, fragte Madame Struggers Alicia, ob es ihr gefällig wäre, einen Gang durch den Park zu machen. „Ich danke Ihnen, liebe Madame," sagte das junge Mädchen, „ich bin ein wenig müde; ich will mich in meinem Zimmer ausruhen. Daß ich Sie ja nicht aufhalte, denn ich weiß, Sie lieben die frische Luft. Auch müssen Sie mit Ihrer Helmine sich besprechen, von der Sie schon ziemlich lange getrennt waren."

Kaum befand sich Alicia allein, so kehrte sie nach dem Saale zurück, setzte sich dem Bild Konrad's gegenüber und versank in tiefe Betrachtungen, den Blick unverwandt auf das Gemälde gerichtet. Sie saß unbeweglich da. Ihr ganzes Dasein war nur Ein Gedanke. Indem sie das Bild betrachtete, däuchte es ihr als wirklich lebend. Sie wähnte, unter der scheinbaren Haut ströme warmes Blut und es durchdringe sie die Wärme des Lebens. Nach und nach trat das Bildniß für sie aus dem Rahmen heraus,

der es umgab. Und je länger sie es betrachtete, um desto mehr schien sich ihre Täuschung zu verwirklichen.

Die Augen des Ritters schienen sich zu bewegen, sich zu schließen und abermals zu öffnen, rechts und links zu blicken und sich zuletzt auf das junge Mädchen zu heften. Seine Hand schien sich vom Pferde zu trennen, das sie festgehalten hatte, seine Brust hob sich vom wiedergekehrten Lebenshauche, die Beine begannen sich zu bewegen. Er trat aus dem Rahmen hervor, er näherte sich.... Erschrocken sprang Alicia empor und wich einige Schritte zurück, sich krampfhaft an die Rücklehne des Sessels klammernd. Die Stimme war ihr vergangen, mit Mühe vermochte sie noch zu athmen. Ihr Blick suchte nach Hilfe, als er jedoch wieder nach dem Bilde sich richtete, war sie erstaunt, es wieder in seiner vorigen Unbeweglichkeit zu sehen. „Ich war verrückt," sagte sie leise zu sich selbst. „Es ist ja nur ein Bild ohne wirkliches Leben. Doch was mache ich hier? Es ziemt sich, mich zu entfernen." Am Ausgang des Saales angelangt, faßte sie nochmals Muth, sah noch einmal nach dem Bilde, warf ihm einen Kuß zu und entfloh.

Unmittelbar darauf begegnete sie Herrn von Lück und Joseph, der Erstere roth vor Zorn, der Letztere sehr eingeschüchtert.

„Mein Vormund!" rief sie aus, „ich habe Sie nicht sobald erwartet." „Ich habe meine Geschäfte beendigt," sagte der Rath. „Das war also wieder eine Ueberraschung." „Diese wird mir nicht weniger angenehm sein," entgegnete Alicia. „Nun sind Sie zufrieden?" fragte sie der Rath. „Vollkommen zufrieden. Aber wie ist Ihnen?

Sie scheinen aufgeregt zu sein.“ „Ganz und gar nicht. Ich bin nur rasch gegangen. Sie im Gegentheil kommen mir verändert vor. In Ihrem Aussehen bemerke ich etwas Ungewöhnliches.“ „Es mag sein. Vielleicht rührt es von der inneren Empfindung her, die ich jedesmal verspüre, wenn ich an den Ort zurückkehre, wo ich geboren wurde. Ich lasse Sie mit Joseph allein. Ich habe dem Park noch nicht guten Morgen gewünscht.“

Bevor der Rath zu sprechen begann, überzeugte er sich zuvor, ob seine Mündel sich wirklich entfernt hatte. Alsdann die Arme kreuzend, wandte er sich grimmig gegen seinen Sohn und donnerte ihn folgendermaßen an: „Ist es möglich? der Sohn des Hofraths von Lück kann mit der Tochter einer Gouvernante, einer untergeordneten Person, Federball spielen! Ich traute meinen Augen kaum. Auf so eine Weise unterhältst Du Dich, während ich Dir die Gelegenheit verschafft habe, stets um meine Mündel zu sein und den Aufenthalt auf dem Lande zu Deinem Vortheil benützen zu können, indem Du Dich ihres Wohlwollens theilhaftig machen sollst. Und ob es nicht schon genug war, mit Helmine zu spielen, mußtest Du sie auch noch dutzen.“ Der arme Joseph, derart mit Vorwürfen überhäuft, nahm sich ein Herz und sprach: „Gestatten Sie mir, lieber Vater, eine kurze Rechtfertigung.“ „Es hilft Dir nichts. Du bist schuldig, oder, was noch schlimmer ist, Du bist ein Dummkopf,“ entgegnete der Rath. „Bin ich denn nicht mit Helmine erzogen worden und ist deßhalb unsere Vertrautheit nicht ganz natürlich?“ „Du bist aber auch mit Alicia erzogen worden. Warum benimmst Du Dich gegen sie so zurückhaltend?“ sagte der Rath.

„Dafür kann ich nichts. Das Fräulein von Fulkenstein flößt mir allzu großen Respekt ein,“ meinte Joseph. „Einen Respekt, denn Du vor Helminen nicht hast. Ich begreife es, doch hüte Dich. Man darf mit jungen Mädchen ebenso wenig wie mit dem Feuer spielen. Ich liebe diese Jugenderinnerungen nicht. Du sollst nur allein an Deine Zukunft denken.“ „Warum legen Sie ein so großes Gewicht darauf, daß ich Ihrer Mündel immerwährend Gesellschaft leisten soll?“ „Er kann noch fragen? Weil ich mich denn durchaus erklären muß, so höre mich aufmerksam an. Alicia, welche frühzeitig eine Waise geworden, wurde meiner Obhut anvertraut. Zugleich wurde mir ihr Vermögen zur Verwaltung übergeben, das sehr bedeutend ist. Daher habe ich von dem Tage, an welchem der Himmel mir diese reiche Erbin zuführte, mit Liebe den unerschütterlichen Gedanken gehegt, Dich und Alicia mit einander zu verbinden.“ „Eine Heirath!“ rief Joseph. „Ich besitze ja kein Vermögen.“ „Das ist nicht so ganz der Fall,“ entgegnete der Rath. „Du bist von anständiger Geburt; Deine Erziehung berechtigt Dich, auf Alicia's Hand Anspruch zu machen. Ueberdies bist Du der Sohn des Vormunds des Fräuleins von Fulkenstein. Vernunft und auch die anderweitigen Verhältnisse berechtigen zu dem Wunsche, diese Verbindung zu bewerkstelligen. Ich will nicht umsonst mein Möglichstes aufgeboten haben, diese junge Person stets von der Welt ferne zu halten, sie in ihrer Vorliebe für die Einsamkeit und in ihrem Hang für Träumereien geflißentlich zu bestärken, damit nicht plötzlich eines schönen Tags so ein Glücksvogel dahergeflogen käme, der uns einen solchen Schatz entriße. Es ist daher mein

ernstlichster Wille, daß Du Alicia heirathen sollst.“ „Wenn sie aber nichts von mir wissen will, so könnten Sie doch nicht ihre Zuneigung für meine Person von ihr erzwingen wollen,“ entgegnete Joseph. „Sie würden sie unglücklich machen, nur um mir Geld zu verschaffen.“

„Das heißt sehr edelmüthig gesprochen,“ erwiederte der Rath, „aber es ist die Sprache eines skrupelhaften Menschen. Auf diese Weise gelangt man nicht zum Ziele. Wisse, Joseph, man muß die Hindernisse zu überwinden suchen. Von jetzt an sei klug und überlegt in Deinem Benehmen. Fange mir nicht wieder an, mit Helmine zu scherzen, sonst entferne ich sie sogleich. Sei gegen das Fräulein von Fulkenstein aufmerksam, sehr aufmerksam, mit Einem Worte, suche Dich auf jegliche Art schon im Voraus in ihrer Gunst zu befestigen, bevor andere Bewerber sich einfinden könnten. Jetzt begib Dich in den Park zu Alicia. Zeige Dich gleich ihr als eifriger Bewunderer der Bäume, der Blumen und der grünen Wiesen. Man muß sich in die Geschmacksrichtung derjenigen fügen, welchen man gefallen möchte.“

Joseph entfernte sich, das Herz mit Traurigkeit erfüllt, und begegnete auch sogleich Helminen, die ihm mit gewohnter Lebhaftigkeit entgegenrief: „Ah! Du bist es, Joseph! Du warst hübsch lange da oben. Ich will Dir meine Volière zeigen, wenn es Dir recht ist?“ „Ich danke Dir,“ erwiederte er und sah auf die Seite in der Sorge, sein Vater könnte ihn von irgend einem Fenster aus beobachten. „Ich danke Dir, ich habe kein Verlangen darnach.“ „Wie? Hier hat man doch nichts Anderes zu thun, als sich zu unterhalten,“ meinte Helmine. „Ich ..... darf es Dir

nicht gestehen .... aber ...." stotterte er. „O! ich verstehe. Der zornige Blick Deines Vaters hätte mich belehren sollen," sagte Helmine. „Glaube ja nicht, daß ich es sei ...." „Nein, ich klage Dich nicht an, auch nicht Dein Herz; aber gehe, ich will Dich nicht zurückhalten," sprach sie. Helmine that, als ob sie lächelte und schien ihre gewöhnliche Gemüthsruhe beizubehalten. Als aber Joseph sich entfernt hatte, da ließ sie ihrem Schmerze freien Lauf und reichliche Thränen perlten auf ihren jugendlichen Wangen, vielleicht die ersten, die ihre langen Augenbrauen befeuchtet hatten. Nachdem sie sich ein wenig gefaßt, blickte sie 'gen Himmel, dieser Zufluchtsstätte aller Bedrängten. „Ich bin von bescheidener Herkunft," sprach sie zu sich selbst, „doch glaube ich, daß mir Gott einige gute Eigenschaften verliehen hat. Der Herr von Lück kann mich für zu niedrig geboren halten für den Umgang mit seinem Sohne, allein er ist nicht berechtigt, mich zu verachten."

In Folge des Muths, den ihr die gerechte Würde des Selbstbewußtseins wieder gegeben hatte, wollte Helmine erfahren, weßhalb Joseph den Weg nach dem Park eingeschlagen hatte und um Alicia aufzusuchen. Sie begab sich in denselben, vorsichtig umherspähend und sich im Gebüsche verbergend. Sie gelangte an die Stelle, woselbst sich ein Plätzchen befand, das rund umher mit dichtem grünem Gesträuche umgeben war, dessen Zweige in der Höhe ein natürliches Dach bildeten. Hier nun verbarg sie sich in das Dickicht einer gegenüberliegenden dichten Baumgruppe, von wo aus sie bemerken konnte, was vorging, ohne jedoch selbst gesehen zu werden. Hier blieb sie nun unbeweglich stehen, den Blick auf einen Punkt gerichtet, dahin, wo sie

Alicia bemerkt hatte, die langsamen Schrittes am Arme Joseph's einherschritt. Die Aufgeregtheit, die sie empfand, die Verwirrung, die sich ihrer Sinne bemeisterte, die unstäten Gedanken, welche ihren Kopf durchschwirrten, dies Alles war ihr ein Räthsel. Sie, deren Dasein noch kurz vorher so zufrieden und ruhig dahingeflossen, fühlte sich jetzt plötzlich in einem Zustande, der sie unendlich beängstigte. Mußte sich denn die erste Liebe ihr gleich einem tobenden Orkan offenbaren?

Was nützte es ihr, das wandelnde Paar zu beobachten? Keines ihrer Worte drang zu ihr. Alicia war gemessen, aber wohlwollend. Was Joseph betraf, so hatte ihn seine gewohnte unüberwindliche Schüchternheit nicht verlassen. Helmine deutete diese Befangenheit im Sinne der Liebe. Alicia war weit entfernt zu ahnen, daß sich nur wenige Schritte von ihr entfernt ein Wesen befände, das, gefoltert von inneren Qualen, sie mit den Augen der Eifersucht verfolgte.

Die Seele Alicia's schien über etwas Geheimnißvollem zu brüten. Es war, als verfolge sie einen Gedanken, der ihr bisweilen entkommen wollte, oder als erwache sie aus einem unterbrochenen Traume. Joseph seinestheils befand sich ähnlich der Lage eines Soldaten, dem kommandirt wurde und der den erhaltenen Befehl pünktlich ausführt.

Er hatte mit Alicia von ihrer Vergangenheit, von ihren beiderseitigen Unterrichtsstunden, vom Schloße und vom Park gesprochen, über Dinge, wo sich das Gespräch leicht fortsetzen ließ. Das Thema war nun erschöpft und es war das rathsamste, nunmehr nach dem Schloße zurückzukehren. Alicia fühlte es. Sie bat Joseph, sie dahin zu

begleiten, was ihm sehr erwünscht war. Der Weg führte sie an der Stelle vorüber, woselbst sich Helmine verborgen hatte. Diese, als sie Beide näher kommen sah, blieb betroffen stehen, unentschlossen und unfähig sich von der Stelle zu bewegen. Alicia und Joseph bemerkten sie alsbald, nachdem sie sich ihr einige Schritte genähert hatten. „Helmine!“ rief er ihr zu, höchlich überrascht. „Verzeihung,“ stotterte diese, „ich wollte . . “ „Mein Gott!“ sagte Alicia freundlich, „Du hast nicht nöthig, Dich zu entschuldigen. Du bist auf dieser Seite spazieren gegangen.“ „Ja, ganz allein, wie im Traum,“ erwiederte Helmine. „Deine Träumereien werden nicht sehr ernster Beschaffenheit sein, wie ich voraussetzen darf,“ meinte Alicia. „Es kommt darauf an“ entgegnete Helmine mit einem Seufzer. „Seien sie galant, edler Ritter Joseph,“ sagte Alicia scherzend. „Da Sie mir einen Arm geben, bieten sie den anderen Helminen an. Wir kehren alle drei als gute Freunde zurück.“ Dieser Vorschlag, der eine Stunde früher Joseph entzückt hätte, machte ihn jetzt erzittern. Er blieb stumm und verlegen und getraute sich nicht, etwas dagegen einzuwenden. Der Gedanke an seinen Vater erfüllte seine Seele mit Bangigkeit. „Das ist etwas schreckliches,“ begann Alicia, „einem hübschen Frauenzimmer den Arm zu reichen.“ „Bestehen Sie nicht darauf,“ sagte Helmine traurig und in etwas bitterem Tone. „Der Herr Joseph findet es ohne Zweifel nicht für passend, sich der früheren Jugendfreundschaft zu erinnern.“ „Wie? Ist nicht gerade diese die Allerbeste?“ entgegnete Alicia. „Ich bin übrigens von unserm Joseph überzeugt, daß ihm keine so garstigen Gedanken in den Kopf kommen. Er soll

sich unterwegs erklären. Vor Allem jedoch verlange ich unbedingten Gehorsam; daher sogleich Helminen den Arm gegeben.“ Joseph that, wie ihm befohlen wurde. „Oh!“ sagte Helmine in ihrer natürlichen Unschuld, „so geschah es also nicht um mich zu fliehen, daß Du mich so plötzlich verlassen hast?“ „Helmine“, flüsterte er,“ ich schwöre . . . ich bezeuge . . . ich . . . “ Alicia konnte nicht umhin, zu lachen. „Wie?“ sagte sie, „schon Geheimnisse? Dieser Aufenthalt ist schon der Herd von Aufregungen geworden. Helmine und Joseph scheinen mir besorgt und ängstlich geworden zu sein. Der Rath kömmt mir finster vor, und wer weiß es,“ setzte sie ernsthafter bei, „ob ich nicht selbst angesteckt bin? Doch überlassen wir uns ganz und gar der Freude, hier vereint leben zu können. Ich schlage vor, da wir alle drei musikalisch sind, ein Lied anzustimmen. „Bravo! Bravo!“ rief Joseph, einen Sprung zwischen seinen beiden Begleiterinnen machend, „welches Lied wünschen Sie?“ „Die Ronde von Martin Usteri.“ „Ja, das ist recht, die Ronde,“ sagte Joseph und schnalzte freudig mit den Fingern. Und sie begannen alle drei zu singen. Das Terzett langte am Platze an, von wo es ausgegangen, am Perron nämlich, auf welchem Herr von Lück mit seinem grämlichen Gesicht erschien. Bei diesem Anblick versagte Joseph die Stimme und er suchte sich vom Arme Helminens los zu machen. Aber Helmine, muthiger wie er, hielt ihn fest, indessen der Rath seinen Sohn folgendermaßen empfing: „Ah! ich bin hoch erfreut, Dich in Alicia's Gesellschaft zu finden. Ich hoffe, Du wirst fortfahren, Dich ihr gegenüber stets als aufmerksamer Kavalier zu benehmen.“ Er hatte vorsätzlich Hermi-

nens mit keiner Sylbe erwähnt, die nun Joseph's Arm ausließ und auf die Seite trat. Alicia verstand das verächtliche Schweigen des Raths. Sie ergriff ihrerseits Helminen's Hand, zu ihr sagend: „Komme und lasse mich Deine Vögel und Blumen ansehen. Ich will nicht eher den Spaziergang beschließen, als bis ich Sie gesehen habe." Sie entfernten sich leichten Schrittes. Der arme Joseph befand sich abermals gegenüber den väterlichen Ermahnungen; allein, wider sein Erwarten, wurde er diesmal mit Güte behandelt. „Nun, Joseph, ich bin zufrieden. Du befolgst meine Rathschläge, Du fügst Dich meinen Wünschen und Alicia ist der Gegenstand Deiner Aufmerksamkeit. Eine kleine Unregelmäßigkeit ausgenommen hinsichtlich Helminen's bin ich zufrieden." „Wundern Sie sich nicht, mein Vater, wenn Sie mich mit Helminen getroffen haben. Es geschah auf den Wunsch des Fräuleins von Fulkenstein, daß ich ihr den Arm geben mußte." „Sprechen wir nicht mehr davon," entgegnete der Rath. „Du kennst übrigens meine Ansichten, was dieses junge Mädchen betrifft. Du kannst ihr freundschaftlich begegnen, ohne allzu vertraulich zu sein. Vergiß jedoch ihr gegenüber nie den Rang Deiner Stellung und Deine Interessen." „Ehrlich gesagt, glauben Sie wirklich, mein Vater, daß Alicia jemals an mich denken kann?" „Beruhige Dich," entgegnete dieser. „Ich habe so viel für Deine Erziehung gethan, daß Du ihr gefallen wirst. Nimm Dich daher zusammen und verweile so viel wie thunlich in ihrer Gesellschaft. Da sie die Musik liebt, so singe mit ihr; verdoppele Deine zartesten Aufmerksamkeiten, mit Einem Worte, beweise Dich als ein eleganter und galanter

junger Mann. Hast Du mich verstanden?“ „Ja, mein Vater“, erwiederte Joseph kleinlaut und seufzend, indem er ängstlich nach der Seite blickte, wohin Helmine fortgegangen war. Das Herz des jungen Mannes folgte seinem Blick.

Es war Abend geworden. Die Bewohner des Schlosses saßen um den runden Tisch in einem kleinen Salon. Herr von Lück, eine Feder in der Hand, ging mehrere Rechnungen durch. Madame Struggers strickte, Helmine war mit einer Stickerei beschäftigt, während Alicia und Joseph sich an das Klavier gesetzt hatten und eine Sonate von Mozart spielten. Wäre der Rath nicht zugegen gewesen, wie gern hätte Joseph ein Terzett gespielt, er mußte sich aber einem unabänderlichen Gebote unterwerfen. So sehr er daher auch wünschte, daß Helmine an der Musik theilnehmen möchte, so blieb nichts anderes übrig, als sie bei ihrer Stickerei zu belassen.

Schon fing es bereits an spät zu werden, als Fritz, das Factotum des Hauses, erschien und anzeigte, ein Fremder wünsche angenommen zu werden. „Ein Fremder?“ wiederholte der Rath mit mürrischer Miene. „Was kümmern uns die Besuche von Leuten, die wir nicht kennen. Vielleicht irgend ein Vagabund oder ein Bettler. Es mangelt niemals an derartigen Reisenden, deren Ziel ein Bett und ein gutes Essen ist. Hat er seinen Namen angegeben?“ „Nein, Euer Gnaden,“ sagte Fritz. „Das hätte er vor

Allem thun sollen. Wo ist er? Vor der Gitterthüre, denke ich?" fragte der Rath. „Nein, Euer Gnaden," entgegnete Fritz, ein wenig aus der Fassung gebracht. „Ich habe es nicht gewagt, ihn so hart zu behandeln; denn er ist ein so schöner und feiner junger Mann." Diese letzten Worte vermochten es nicht, den Rath einzuschüchtern, der niemals seine Sache aus dem Gesichte verlor. „Ein hübscher junger Mann! Was geht er uns an? Ein Troubadour mit seiner Guitarre, nicht wahr? Rathe diesem Herrn, seine Reise fortzusetzen, ein anderes Mal aber urtheile nicht so rasch nach der Beschaffenheit des Gesichtes." Fritz entfernte sich, die Sonate erlitt jedoch eine Unterbrechung. „Nun, meine Kinder," „fuhr der Rath fort, der diese Bezeichnung liebte, „warum spielt ihr nicht fort? Das Musikstück ist so schön." „Wirklich? mein lieber Vormund, sagte Alicia mit einem feinen Lächeln und ein wenig spöttisch, „sie sind mit Einemmale ein Melomane geworden. Aber da kömmt Fritz schon wieder." „Was gibt es? Was ist es denn?" schrie der Rath und schlug auf seine Papiere. „Euer Gnaden. . . " So sprich doch. Beharrt vielleicht unser Fremde auf seinem Besuche?" „Euer Gnaden, er sagt, er sei der Ueberbringer eines Briefes des Herrn Heinrich, des Vetters des gnädigen Fräuleins," meldete Fritz. „Ein Brief von Heinrich!" wiederholte Alicia lebhaft, „von ihm, der seit so vielen Jahren von uns entfernt ist. Ich bitte, lieber Vormund, lassen sie den Boten der glücklichen Botschaft wegen eintreten." Es half kein Widerstand, der Rath ertheilte seufzend seine Zustimmung, was ihm keine kleine Ueberwindung kostete. Bald darauf vernahm man feste

und rasche Tritte auf dem Fußboden des anstoßenden Zimmers. Alle hatten sich erhoben, der Rath ausgenommen, der wenigstens bis zuletzt seine stolze und geringschätzige Miene beibehalten wollte. Der Fremde trat ein und verbeugte sich graziös. Bei seinem Anblick konnten Alicia und Madame Struggers sich einer Bewegung des Staunens nicht erwehren, indessen der Rath auf seinem Sessel zurückprallte. Sie hatten alle drei den Fremden von der Stephanskirche und vom Prater wieder erkannt.

Helmine und Joseph hatten wohl dies Erstaunen bemerkt, sie vermochten sich aber die Ursache desselben nicht zu erklären. Der Unbekannte allein war ruhig. Das leise Lächeln hatte seine Lippen nicht verlassen. Er schritt auf den Rath zu, als den Herrn des Hauses und sprach zu ihm: „Ich bedauere es sehr, mein Herr, sie zu stören. Der Anstand hätte es erfordert, mich zu einer andern Stunde vorzustellen; allein ich habe den Weg von Wien bis hierher zu Fuße zurückgelegt. Die Reize der wunderschönen Landschaft ließen mich zu wiederholtenmalen innehalten. Als ächter Künstler schlug ich die Seitenpfade ein statt die gerade Straße einzuhalten.“ „Sie sind Künstler, mein Herr?“ fragte der Rath trocken. „Nein . . . oder wenigstens ein sehr bescheidener. Ich bin oder vielmehr ich war Student auf der Universität zu Upsala. Ich heiße Karl. „Kurzweg Karl?“ sagte der Rath. „Karl Blomer“ wenn es ihnen besser gefällt.“ „Sind Sie ein Deutscher, mein Herr?“ „Zu dienen, und ich bin stolz darauf“, erwiederte der junge Mann. „Und das hat sie nicht abgehalten, auf den Bänken einer ausländischen Hochschule Platz zu nehmen?“ meinte der Rath. „Die Wissen=

schaft ist das Eigenthum aller kultivirten Länder.“ „Sie bleiben jetzt im Heimathlande?“ fragte ihn der Rath. „So ist es.“ „Und die Neugierde trieb sie an, dies Schloß zu besuchen?“ fragte der Rath von Neuem. „Mein bester Freund und Kamerad, Heinrich von Raupach, hat mir die Versicherung gegeben, ich würde dahier freundlich empfangen werden, wenn ich in seinem Auftrage mich vorstellen und seinen Brief an Fräulein von Fulkenstein, seiner Cousine selbst überreichen würde.“ „Ihr Freund hat Sie nicht getäuscht,“ sagte Alicia, leicht erröthend und ihre Hand entgegenstreckend, um den Brief in Empfang zu nehmen. Sie fügte bei: „Sie erlauben es, Vormund?“ „Warum nicht?“ brummte der Rath, obgleich er sich bemühte, liebenswürdig zu erscheinen. „Ich will kein Hinderniß verursachen. Nehmen Sie Platz, mein Herr. „Der Fremde ergriff einen Stuhl und setzte sich nieder, wie Jemand, den keine unzeitige Schüchternheit zu befallen pflegt. Alicia hatte unterdessen das Siegel des Briefes erbrochen, dessen Inhalt sie den Anwesenden mit lauter Stimme vorlas:

„Theure Cousine!“

„Ich komme nach so vielen Jahren, mich Deinem Gedächtniß zurückzurufen Du wirst mein langes Stillschweigen entschuldigen, wenn ich Dir sage, daß ich Deiner nicht vergessen habe. Durch Reisende erfuhr ich, daß Du aus einem unschuldsvollen Kinde eine liebenswürdige Jungfrau wurdest.“ Alicia hielt inne.

„Der Vetter ist ein Komplimentenmacher, nicht wahr Joseph?“ rief der Rath. „Er schreibt nur die Wahrheit,“

entgnete dieser. Josephs Antwort gefiel dem Rath, der mit Freude des Sohnes Fortschritte bemerkte. Gedrängt durch den Studenten, begann Alicia von Neuem zu lesen:

„Du hast die Probe des Unglücks bestanden, dieser Schule des Herzens. Ich bin daher auch überzeugt, daß Du den Freund gütig empfangen wirst, welcher Dir diesen Brief überbringen wird. Es ist mein lieber Karl, mein Studiengenosse. Er wird über unsere Arbeiten, über unsere Lebensweise näheren Aufschluß ertheilen. Er wird mir zu Dir vorauseilen und Dir sagen, daß es mein heißester Wunsch ist, in mein Vaterland heimzukehren, von dem ich so lange entfernt war und Dich endlich wieder zu sehen. Sei überzeugt von der innigen Freundschaft, von der aufrichtigen Ergebenheit Deines Vetters

„Heinrich von Raupach."

Dieser Brief hatte in Alicia's Herz eine wohlthuende Rührung erweckt. Es gewährt einen eigenthümlichen Reiz, sich unverhofft in die Vergangenheit zurück versetzt zu fühlen, die für immer entschwunden ist, und mit ihr die Wesen, welche uns theuer waren. In dieser Stimmung befangen, sagte sie zu dem Studenten: „Ich fühle mich glücklich, Nachricht von meinem Vetter erhalten zu haben, und ich danke Ihnen, mein Herr, sie mir gebracht zu haben. Aber es war schon vorher bestimmt, daß wir uns sehen sollten; denn wenn ich mich nicht täusche, so sind Sie es, der mir in der Kirche einen Beweis der Aufmerksamkeit ertheilte." „Wie? mein Fräulein," erwiederte Karl, „Sie erinnern sich dessen? Ich habe nur gethan, was ein jeder Andere ebenfalls gethan haben würde; doch

war ich weit entfernt zu ahnen, daß ich mich in der Nähe jener Person befände, der ich den Auftrag meines Freundes zu entrichten hätte." „Jedenfalls seien Sie mir willkommen, mein Herr," sagte Alicia. „Ich glaube, mein Vormund wird es nur billigen, wenn ich Sie einlade, wenigstens für einige Tage in diesem Schlosse zu verweilen." „Wie Sie wünschen," murmelte der Rath. „Ich bin Ihnen für Ihren so überaus artigen Empfang sehr verbunden, mein Herr," entgegnete ihm der Student. Der Rath fühlte, wie sehr ihm dieser junge Mann mißfiel; allein er bekämpfte seine üble Stimmung und bat Madame Struggers, sie möchte anordnen, daß dem Herrn Karl ein Wohnzimmer bereitet werde.

Dieser hatte sich mit Alicia, Joseph und Helmine zusammen gesetzt; dem Rath blieb nichts Anderes übrig, als seine Arbeit, wenigstens scheinbar, fortzusetzen und die jungen Leute mit einander schwätzen zu lassen. Es war merkwürdig, wie Karl, mit seiner offenen Heiterkeit und seinem ungezwungenen Wesen das Gespräch und den Gedankengang dieser drei Personen zu leiten wußte, die er eine Stunde vorher noch nicht gekannt hatte. Besonders Joseph und Helmine überließen sich dem Genuß, ihm zuzuhören. Was Alicia betraf, so verhielt sie sich mehr zurückgezogen. Ihre Persönlichkeit war derartig, daß sie viel zu ernst war, um ihr zu gestatten, sich so leicht zu nähern. Karl schilderte die Oertlichkeit Schwedens, er entwarf ein Bild der Sitten, der Gebräuche und der Literatur dieses Landes. Sein Vortrag war lebhaft, deutlich und gewählt. Zeitweise heftete er den Blick etwas geheimnißvoll auf das Fräulein von Fulkenstein; doch

beeilte er sich wieder wegzublicken, sobald er zu bemerken glaubte, daß das junge Mädchen es errathen habe, daß sie der Gegenstand seiner Beobachtung sei. Er war abwechselnd heiter und ernst und er wußte mit außerordentlicher Leichtigkeit von einem Gegenstand auf den andern überzuspringen. „Das ist ein Schwätzer," dachte der Rath. „Desto besser. Diese Art Leute sind nicht gefährlich. Sie haben nur so einen Anstrich." „Sprechen Sie doch von meinem Vetter," sagte Alicia. „Sehr gern, mein Fräulein," erwiederte Karl. „Die Bescheidenheit gebot mir, ihre Befehle hiezu abzuwarten. Er bat mich sehr, doch ja nicht sein Lob zu übertreiben, wohl wissend, daß die Wirklichkeit nur zu häufig die gute Meinung zerstört, die man sich im Voraus gefaßt hatte. Deßhalb will es auch Heinrich nicht, daß ich seine Fehler verheimliche. Er ist zum Beispiel sehr romanesk." „Das ist kein Fehler, in unserm Deutschland wenigstens", meinte Alicia. „Er liebt die Einfachheit bis zum Uebermaaß," fuhr Karl fort, „obgleich er ein sehr schönes Vermögen besitzt." „Oh!" sagte Joseph, „das wäre mein Fehler nicht. Ich würde den Luxus nicht hassen." „Pfui! Joseph", rief Alicia. „Wären Sie im Stande, auf nichtige Dinge einen Werth zu legen? Mein Vetter hat vollkommen recht und wenn er sonst keine anderen Fehler hat, so kann ich nur die Art der Erziehung billigen, die ihm in Upsala zu Theil wurde." „Und Jene, die man zu Bonn erhält, scheint mir ebenfalls nicht so übel zu sein," unterbrach in saurem Tone der Rath das Gespräch. „Ah mein Vormund, Sie predigen zu Gunsten ihres Sohnes," rief Alicia. „Aber sorgen Sie nicht, Joseph ist Einer von Denen, die

sich zu vertheidigen wissen und der sich blos zeigen darf, um zu gefallen," entgegnete Alicia. Dieser wurde bei diesen Worten feuerroth. Er fragte sich, ob das, was er soeben vernommen, ein Lob oder eine Satyre war. Helmine, ohne es selbst zu wissen, beging eine Unvorsichtigkeit, indem sie, ihrem Gefühl nachgebend, ausrief: „Oh! das ist sehr wahr!" Karl schlug die Hände zusammen und sagte: „Vortrefflich, mein lieber Herr Joseph. Sie sind ein glücklicher Mann, dem von allen Seiten recht gegeben wird." Dies letztere Kompliment hatte die Wirkung, als wenn eiskaltes Wasser in den Brand geschüttet worden wäre, den Helmine entzündet hatte. Joseph erhob sich und that dergleichen, als suche er ein Musikstück aus den Heften, die auf dem Klavier zerstreut umher lagen. Zum Glück für ihn trat in diesem Augenblicke Madame Struggers mit Fritz herein, der auf einer Platte den Thee trug.

Es war dies ein wahrhaft nützliches Zusammentreffen; denn Joseph konnte sich hinter seine Tasse und den Theekuchen zurückziehen. Er wurde lebhafter, wagte sich beinahe aus sich selbst heraus und bemühte sich, Karl nachzuahmen, dessen gewandtes Benehmen zu bewundern er nicht umhin konnte. Der Rath gerieth in innerliche Wuth. Jemehr er bemerkte, wie sich sein Sohn alle erdenkliche Mühe gab, angenehm und zierlich zu erscheinen, desto mehr fand er ihn schwerfällig und linkisch.

Als die Abendgesellschaft beendet war, schellte der Rath dem Bedienten Fritz, dem er sagte: „Führe den Herrn Karl auf sein Zimmer." Er wünschte Alicia und Madame Struggers freundlich eine gute Nacht, erwiederte

Helminens Gruß nur mit einem leichten Kopfnicken und den seines Sohnes Joseph mit einem unfreundlichen Gebrumme.

Der Rath war ganz allein in dem kleinen Salon zurückgeblieben, der eben noch so belebt gewesen war und in welchem jetzt die größte Ruhe und Stille herrschte. Er versank in tiefe Gedanken, den Kopf auf beide Hände gestützt. Vernünftigerweise konnte er den Studenten Karl nicht als einen Bewerber um Alicia's Hand betrachten. Er sah zwar ein, daß wenn auch zwischen Alicia und Joseph einige Hindernisse zu befürchten wären, zwischen der jungen Erbin und Karl noch viel bedeutendere und schwierigere sich aufthürmen würden. Welche Wahrscheinlichkeit war übrigens vorhanden, daß der Student so hochfliegende Pläne hege? Welchen Titel besaß er? Wie war seine Herkunft beschaffen? Der Rath war ein viel zu erfahrener Mann, als daß er sich nicht beruhigt hätte, nachdem er die Sache nach allen Seiten vernünftig durchdacht und zergliedert hatte. In Folge dieser reiflichen Prüfung erblickte er nunmehr in Karl blos einen gewöhnlichen guten jungen Menschen, der gern zu lachen pflege, einen guten Gesellschafter mit ungenirten Manieren, dem die Gelegenheit, den Brief seines Freundes eigenhändig überreichen zu können, höchst erwünscht war, um dadurch im Schloße eine gute Aufnahme zu finden, und der sicherlich so diskret sein würde, zu fühlen, wann es Zeit sei, sich wieder zu entfernen. Diese Gedanken erleichterten dem Rathe das Herz. Er athmete wieder frei auf, als wenn ihm ein schweres Gewicht von der Brust genommen worden wäre. „Man ist doch noch in jedem Alter ein Kinds-

kopf", sagte er sich. „Ich war mehr als ein Kind, ich war ein Narr mit meinen Befürchtungen. Wie konnte ich mir so einfältige Gedanken in den Kopf setzen! So ein hergelaufener Fremder hat mich erschreckt! Es ist unglaublich. Nun es ist immer gut, wenn man auf der Hut ist; dann wird man auch nicht so leicht überlistet. Ich werde Sorge tragen, daß ich Sie, mein Herr Karl, nicht aus den Augen lasse." Da es ihm heiß im Kopfe geworden war, so öffnete er das Fenster, das nach dem Parke ging, um ein wenig Luft zu schöpfen. Er bemerkte in dem Flügel, in welchem sich der große Saal mit den Bildern befand, Licht. Er verwunderte sich, da dieser Saal mit den gewöhnlichen Wohnzimmern in keiner Verbindung stand. „Wer mag wohl dort sein?" fragte er sich. „Das ist höchst sonderbar. Niemand hat dort etwas zu thun." Er beobachtete einige Zeit. Eine Viertelstunde lang blieb das Licht unbeweglich, eine halbe Stunde währte es, ohne daß es verschwunden wäre. „Das ist doch stark," dachte der Rath. „Ich muß mich von diesem Geheimniß selbst überzeugen." Einen Leuchter ergreifend, schritt er entschlossen nach jener Richtung des Schlosses, wohin ihn seine Neugierde trieb.

Der Rath schritt mit größter Vorsicht vorwärts, sorgsam jedes Geräusch vermeidend und in der Angst, es möchte ihm ein Geheimniß entgehen. Als er in dem Vor=

zimmer, das unmittelbar an den großen Saal stieß, angelangt war, hielt er überrascht inne. Er hatte eine Gestalt bemerkt, die gebückt an der Thüre stand und die aufmerksam horchend durch das Schlüsselloch in den Saal schaute. Er hatte alsbald in der Gestalt den Bedienten Fritz erkannt, und er brauchte nur halblaut ihn beim Namen anzureden, um daß dieser zitternd zusammen fuhr und erschrocken umblickte. „Was machst Du hier?" fragte ihn der Rath. „Sie sind es, Euer Gnaden . . . Verzeihen Sie mir; allein der Grund meiner Neugierde ist ein sehr gerechtfertigter." „Die Diener schützen immer eine Ursache vor, wenn sie ihre Herrschaft behorchen wollen," sagte der Rath. „Wenn Euer Gnaden wüßten. . . " „Nun denn, was ist's? Du scheinst mir erschrocken zu sein." „Man kann es auch sein", erwiederte Fritz. „Stellen sich Euer Gnaden nur vor, was für sonderbare Geschichten da vorgehen." „So sprich doch," drängte ihn der Rath. Fritz begann: „Das gnädige Fräulein von Fulkenstein ist in diesen Saal gegangen und hat hinter sich die Thüre zugeschlossen. Von der Zeit an hat sie immerwährend mit Jemand gesprochen, den ich aber nicht eintreten gesehen habe. Ich kann mir nach dem, was sie spricht nicht denken, daß sie allein im Saale ist. So redet man doch nicht zu sich selbst. Es ist schauerlich!" „Du erschrickst sehr leicht. Du bist ein Hasenfuß," sagte der Rath. „Ich, Euer Gnaden?" entgegnete Fritz. „Ich bin ein ganzer Kerl und wenn es gilt, haue ich einem jeden meiner Kollegen Eine über's Ohr; aber mit der Geisterwelt kann man Nichts ausrichten." „Jetzt glaubt er gar, daß der Teufel mit im Spiele sei," sagte der Rath. „Ich habe es mir

immer schon gedacht, daß es in diesem Schlosse nicht geheuer ist," meinte Fritz. Der Rath hatte Mühe, das Lachen zu unterdrücken. Er war ein zu aufgeklärter Mann, um an übernatürliche Dinge zu glauben. Fritz, der auf seines Herrn Gesicht, dessen Zweifel las, sagte, indem er den Kopf schüttelte: „Es steht Euer Gnaden frei, mich für einen Dummkopf zu halten; aber in solchen alten Schlössern gibt es immer derlei Gespenster, die des Nachts mit Lichtern, mit Ketten in Leichentücher eingewickelt umherwandeln. Ich bin allemal unglücklich, wenn wir im Frühjahre hieher kommen. Das ist meine schlimmste Zeit." „Schweige," unterbrach ihn der Rath. „Ich höre sprechen." „Ja wirklich, flüsterte Fritz. Weil jetzt Euer Gnaden bei mir sind, so kann ich beruhigter zuhorchen." Sie vernahmen in der That Alicia's Stimme, von Zeit zu Zeit unterbrochen. Bisweilen klang ihre Stimme zärtlich und lebhaft, dann wieder klagend und wie von Seufzern erstickt. Es war mehr eine singende als eine gewöhnliche Sprache. „Singt sich denn das Fräulein etwas vor? Das ist doch sonderbar," meinte Fritz. „Sei ruhig," befahl der Rath. Alicia hatte folgende Worte gesprochen: „Wie hat er doch recht dieser Dichter, und wie sagt diese Ballade wahr, die er zu den entseelten Ueberresten sprechen läßt, zu dem Wesen, das einstens war und jetzt nicht mehr ist, das aber noch besteht in dem was es Großartiges und Edles geben konnte, sowohl der Seele als des Geistes nach. Wie hat er recht! Das war ein glühender Hauch, ein lebendiger Gedanke, ein leuchtender Blick. Ein Augenblick reicht hin, ach! ein Stoß und der Athem stockt, der Gedanke entflieht, und das Auge schließt sich."

Jetzt schwieg Alicia und schien sich sammeln zu wollen. Fritz wollte eine Bemerkung machen, der Rath hielt ihm die Hand vor den Mund. Herr von Lück hatte noch nichts von dem verstanden, was er soeben gehört hatte. Er harrte weiterer Worte. Deren Inhalt bestand in einigen Strophen aus einem Gedichte Hebbels. Nachdem sie diese Verse langsam hergesagt, schrie sie plötzlich auf: „Bist Du wirklich todt? Bist Du unwiderruflich todt?" Bei diesem durchdringenden Rufe entfuhr Fritz, dessen sich ein unüberwindliches Entsetzen bemächtigt hatte, ein Laut des Schreckens und er entfloh, ohne der Worte des Raths zu achten. Zugleich vernahm der Rath eilige Schritte auf dem Fußboden des Saales und er hörte, wie eine Thür geöffnet wurde. Er näherte sein Ohr der Eingangsthüre. Alles war ruhig geworden. Er wagte es, in den Saal zu treten. Er war in dichtes Dunkel gehüllt. „Sie ist fort", dachte er. Nachdem er den Leuchter geholt, untersuchte er jeden Winkel des Saales, als hätte ihn die Furcht des Bedienten Fritz befallen. Es herrschte tiefe Stille und Alles war in demselben in gewöhnlicher Ordnung. „Sonderbar," meinte der Rath. „Was machte denn Alicia so spät an diesem Orte? Sollte sie von plötzlichem Wahnsinn befallen worden sein? Man kennt nur zu häufige Beispiele von dergleichen raschen Geistesstörungen. Das wird es doch nicht sein. Alicia ist empfänglich für Poesie, für die Kunst, diese kleinen Schwachheiten der Menschheit. Sie besitzt außerdem sehr viel Verstand und Festigkeit des Charakters, wie ich zu beobachten schon oft die Gelegenheit hatte. Sie würde nie vergessen, was sie sich selbst schuldig ist. Was mochte sie aber hier zu thun gehabt haben?

Mit wem sprach sie, wo doch Niemand zugegen war? Wie konnte sie sprechen, da ihr doch Niemand eine Antwort geben konnte? Ein unerklärliches Geheimniß, das ich jedoch um jeden Preis zu ergründen wissen werde."

Am andern Morgen, zur Stunde des Frühstücks, war es des Raths erste Sorge, den Ausdruck der Gesichtszüge Alicia's zu beobachten.

„Mein liebes Kind," bemerkte er, „Sie kommen mir so blaß vor. Was fehlt Ihnen denn?" „Es ist wahr," sagte Madame Struggers zustimmend, „man sollte glauben, daß Sie schlecht geschlafen hätten." Alicia erröthete anfänglich, faßte sich jedoch schnell und antwortete, fast lächelnd: „Ich bin Ihnen sehr verbunden für den Antheil, den Sie für mein Wohlsein und für die Frische meiner Wangen nehmen. Die Luftveränderung übt immer einigen Einfluß auf mich." „Ja," fuhr der Rath fort, indem er sie scharf in's Auge faßte, „vielleicht sind Sie lange aufgeblieben?" „Sie irren sich," entgegnete Alicia ein wenig gereizt, so daß es der Rath für gut befand, mit weiteren Fragen inne zu halten. Er dachte, er wolle es von der Zeit abwarten, dieser großen Entdeckerin, das zu erfahren, was ihm augenblicklich versagt wurde. „Ich weiß nicht," begann Karl fröhlich, „was dieses Schloß alles für Vorzüge besitzt, nur so viel ist gewiß, daß ich nirgends besser geschlafen habe, als in dem Zimmer, das mir angewiesen wurde. Glücklich derjenige, dem hier zu

leben gegönnt ist!“ setzte er hinzu, mit einem feuerigen Blick auf Alicia. Diese schlug mit einem melancholischen Lächeln die Augen nieder. Der Rath erbebte. „Glaubt dieser zudringliche Mensch,“ dachte er, „daß er bei uns bleiben kann?“ Der Student, ohne seinem Appetit im geringsten Einhalt zu thun, sprach: „Diesen Morgen habe ich schon allerlei gethan. Ich bin mit Sonnenaufgang aufgestanden. Als ich aus meinem Zimmer trat, begegnete ich einem ihrer Diener, dem wackeren Fritz...“ Dieser, welcher gerade bediente, schauderte bei dem Worte „wacker,“ wohl fühlend, daß er diese Bezeichnung nicht verdiente. Er, wacker, er, der noch bei der Erinnerung an die verflossene gespenstige Nacht am ganzen Körper erzitterte? „Ich bat ihn, mich ein wenig im Schlosse umherzuführen, das mir außerordentlich gefallen hat,“ sagte Karl. „Es ist wirklich ein schönes Gebäude und mit Geschmack verziert. Ich mache Ihnen mein Kompliment, Herr Rath.“ Der Hochmuth des Raths steigerte sich bei diesen Worten. „Sie sind zu gütig,“ erwiederte er, „aber ich begreife ihre Bewunderung, obgleich ich sie ein wenig übertrieben finde. Die Studenten sind es eben nicht gewöhnt, in glänzenden Palästen zu wohnen.“ „Ja und nein“ entgegnete Karl gleichgültig, als hätte er die zweideutige Rede nicht verstanden. „Wir Studenten kehren mehr in den Kneipen als in den Schlössern ein.. Aber selbst in der Kneipe, in Mitte des dichtesten Qualms unserer Tabakspfeifen, vermögen wir dennoch die Schlösser zu entdecken. Aber sprechen wir von meiner Wanderung und von meinem Führer. Ich besah alle die Herrlichkeiten des Schlosses als eifriger Kunstfreund. Als

ich zum Hauptsaal gelangte, erstaunte ich nicht wenig, die Stimme des Fritz zu vernehmen. . . ." „Seien Sie gnädig," stammelte dieser. Ohne die Bitten des armen Teufels zu berücksichtigen, fuhr Karl in seiner Erzählung fort: „Fritz rief mir zu: „Mein Herr, gehen Sie nicht dahinein, es ist ein verhexter Ort." Bei diesen Worten gerieth Alicia in Verwirrung, neigte den Kopf zu ihrer Tasse herab und rührte den Zucker hin und her. Karl fuhr fort: „Ein verhexter Ort! rief ich aus. Ich glaube nicht an solche Dummheiten. Und wenn mir alle Teufel der Hölle mit ihren Hörnern und ihren Bocksfüßen erschienen, ich würde sie durch meinen festen Blick zur Vernunft bringen. Ermuthigt durch meine Verwegenheit, folgte mir Fritz und wagte es, sich umzuschauen. Wir erblickten einen schönen Saal in früherem Style, vollständig eingerichtet; allein von Geistern war keine Spur zu finden, so daß Fritz, wenn er ehrlich sein will, es eingestehen muß, daß er sich für Nichts geängstigt habe." Wäre Fritz anderswo gewesen, er hätte wahrscheinlich auf seinem Glauben beharrt; aber im Beisein seiner jungen Gebieterin, deren Worte ihm jetzt noch in den Ohren klangen, hielt er es für klug, zu bekennen, daß er sich getäuscht habe.

Helminen und Madame Struggers war Alicia's Blässe und Unruhe aufgefallen, der Rath gedachte sogleich wieder der vergangenen Nacht und was Alicia betraf, so war sie nicht mehr die nämliche Person. Von Zeit zu Zeit richtete Karl einen forschenden Blick nach ihr, dem sie so viel als möglich auszuweichen suchte. Er bemühte sich, das Gespräch wieder zu beleben, indem er nach allen passenden Themas suchte; allein es wollte ihm nicht gelingen.

Endlich begann er zu fragen: „Was wollen wir heute unternehmen?“ Des Raths Antlitz färbte sich dunkelroth. Er erwiederte, ohne auf den Accent des Tons und das Trockne seiner Rede zu achten: „Mein Herr, ich glaube, daß Sie nicht nöthig haben, sich darum zu bekümmern. Fräulein Alicia widmet sich Ihren gewöhnlichen Beschäftigungen, Helmine, mein Sohn und Madame Struggers gehen ebenfalls ihren verschiedenartigen Obliegenheiten nach, ihnen ist es jedoch gestattet, so lange Sie noch hier bleiben werden, spazieren zu gehen, wohin und solange es ihnen belieben wird. „Mein lieber Vormund,“ sagte Alicia leise zu ihm, „erlauben Sie mir ihnen zu bemerken, daß man einem Gast gegenüber Pflichten zu erfüllen hat.“ „Oh! mein Fräulein,“ rief Karl, wie verpflichten Sie mich zum Danke. Zugleich lehren Sie mir, mich zu mäßigen; denn ich will es ihnen eingestehen, ich war im Begriffe, mich zu erzürnen.“ „Heh! Was ist's?“ brummte der Rath und kniff vor Zorn die Lippen zusammen. Karl fuhr fort: „Wenn man, Herr Rath, außer seiner persönlichen Würde kein bedeutendes Vermögen besitzt, so ist man nur um so kitzlicher im Punkte der Ehre.“ „Was reden Sie vom Ehrenpunkte?“ entgegnete der Rath. „Ist es mir denn in den Sinn gekommen, ihre Ehre angreifen zu wollen? Es ist doch natürlich, wie mir scheint, daß wenn Sie sich zufällig in einem Hause einfinden, woselbst man sie Tags vorher noch nicht kannte, daß Sie nicht die herkömmliche Ordnung stören werden.“ „Eine ganz richtige Bemerkung,“ sagte Karl, „dem Geiste eines methodischen Kopfes entsprungen. Da ich aber nicht voraussetzen kann, daß der ganze Tag der Arbeit gewidmet sein dürfte, so werde ich

geduldig abwarten, bis das Fräulein Alicio, das Fräulein Helmine und Herr Joseph die Güte haben werden, mich durch ihre liebenswürdige Begleitung zu erfreuen, so wie auch Sie, mein Herr Rath." „Ich? ich habe andere Dinge zu thun, als ländliche Spaziergänge zu unternehmen," meinte der Rath. . . „und was Joseph betrifft, so weiß er, daß er mir in einigen wichtigen Arbeiten an die Hand gehen muß" „Mein theurer Vormund," sagte Alicia, „wollen Sie mir zu Liebe Ihrem Sohne ein wenig Freiheit schenken?" „Von dem Augenblicke an, wo Sie mich bitten . . ." stotterte der Rath. „Nun denn," begann der Student fröhlich, „ich merke schon, daß sich Alles ganz herrlich fügen wird und daß wir diesen Morgen einen hübschen Spaziergang machen werden." „Ich würde sehr gerne daran Theil nehmen, wenn ich mich nicht so ermattet fühlte," bemerkte Alicia. „Ich sehe mich daher genöthigt, für heute zu Hause zu bleiben." Bei dieser Eröffnung verklärte sich des Raths Gesicht. Der Student hatte sich aber zweifelsohne vorgenommen, den reizbaren Rath zu quälen. Auch begann er wieder, ohne aus der Fassung gebracht zu scheinen: „Ich bedauere unendlich diese Störung, hoffe jedoch, daß wir den Abend beisammen zubringen werden. Ich habe schon in aller Früh Einen von ihren Leuten nach Wien geschickt, um ein Violoncell zu suchen, damit wir zusammen musiciren können." Der Rath ließ beinahe das Glas aus der Hand fallen, aus dem er seinen guten alten Rum schlürfen wollte. Ein Violoncell! Der Fremde wollte sich also im Hause einnisten. „Und da Sie auf die Fürbitte des Fräuleins meinem Mitbruder der Universität einige Freiheit

zugestanden haben," fuhr Karl fort, „so hoffe ich, wir werden Beide einen tüchtigen Spazierritt zusammen unternehmen." Den Rath packte schon wieder der Hochmuth und der Aerger. Seit einer Stunde schon hatte sich dieser Mann erzürnt, dann wieder beruhigt, um alsbald wieder in Zorn zu verfallen, welch' letztere Stimmung die noch vorherrschendere war. Er griff endlich zu der Verstellung seine Zuflucht und er beschloß, nicht unmittelbar zu widersprechen. „Ich will ihnen kein Hinderniß bereiten," betheuerte er. Bei diesen Worten trennte man sich. Der Rath entfernte sich in Begleitung seines Sohnes und Karl begab sich nach der Stallung, mit lauter Stimme ein munteres Lied singend.

„Wie mir dieser Mensch mißfällt," sagte der Rath zu seinem Sohne, den er mit sich fortführte, der jedoch weit lieber seinem ehrlichen Kameraden gefolgt wäre. „Komme, ich will Dir mein unumwundenes Urtheil über diesen Herrn Karl mittheilen."

Wir haben nicht nöthig, sein Gespräch über diesen Gegenstand ausführlich zu beschreiben. Man wird es leicht errathen. Alles, was der Widerwille einzuflößen vermag, strömte in bitteren und übelwollenden Bemerkungen von seinen Lippen. Karl war nach seinem Dafürhalten nichts als ein Vagabund, ein gefährlicher Mensch, ohne äußere Formen, von frechem Benehmen und unausstehlichem Wesen. Wie konnte Heinrich eine solche Persönlichkeit empfehlen? Ohne Zweifel hatte er dem Herrn von Raupach den Brief abgedrungen. Dieser Karl war ein Mensch, den man sobald wie möglich entfernen müsse. Daher wäre es gut, ihm seine untergeordnete Stellung

fühlen zu lassen und damit zu beginnen, daß man mit ihm nicht spazieren gehe. „Wie?“ rief Joseph ganz erschrocken, „wo er schon alle Anstalten für unsern Ausflug getroffen hat! Das wird ihn schrecklich beleidigen.“ „Das ist mir sehr einerlei,“ entgegnete der Rath. „Es ist ganz gut, wenn er meine Absicht erräth. Aber diese Art von Leuten haben Augen und sehen dennoch nicht.“ „Ich glaube, lieber Vater, daß Herr Karl Augen hat um zu sehen und Ohren um zu hören. Wenn ich nur die Hälfte von seiner Charakterfestigkeit besäße!“ „Charakterfestigkeit? Täusche Dich nicht, Joseph. Frechheit ist es. Ich wünsche es Dir nicht, ihm zu gleichen.“ „Aber er scheint Alicia zu unterhalten,“ versetzte Joseph. „Gib Dir nur mehr Mühe und Du wirst ihr auch gefallen,“ sagte der Rath. „Bilde Dir ja nicht ein, daß ich diesem hergelaufenen Menschen Zeit lassen werde, sich bemerkbar zu machen. Recht bald, hoffe ich, wird sich eine Gelegenheit darbieten, ihn aus dem Hause zu schaffen.“ „Sehen Sie, mein Vater,“ sagte Joseph, der durch das Fenster einen Blick in den Hof geworfen hatte, „sehen Sie, er ist schon in Bereitschaft. Er spricht mit Fritz. Gewiß frägt er ihn, warum ich noch nicht herabgekommen bin.“ „Ich werde ihm die Antwort geben, bevor er noch die Frage gestellt haben wird,“ sagte der Rath. Er schellte. Ein Bediente trat herein. „Sage in meinem Auftrage dem Herrn Karl, mein Sohn bedauere es unendlich, ihn nicht begleiten zu können, indem ihn wichtige Geschäfte bei mir zurückhielten.“ Der Bediente verbeugte sich und eilte hinaus. „Wenn er sich aber beleidigt fühlen wird?“ bemerkte Joseph. „Das möchte ich sehen,“ entgegnete der Rath. „Ich wäre in einer Hinsicht

sogar froh darum. So ein hergelaufener Student sollte es wagen, einen Edelmann, den Sohn eines Hofraths, herauszufordern? Dann wäre er bald vor die Thüre gesetzt.“ Joseph bestand nicht weiter auf seinen Bedenklichkeiten, doch quälte es ihn in seinem Innern.

Indessen diese Unterredung stattgefunden hatte, trug sich unten im Hofe ein unerwartetes Ereigniß zu. Alicia hatte die Antwort an Karl gehört und sie empfand darüber ein großes Mißbehagen, vielleicht weniger Karl's selbst wegen, als wegen des abwesenden Heinrich, den man in der Person seines Freundes verletzte. Sie ließ Karl sogleich benachrichtigen, er möge warten, sie wolle nur ihre Amazone anziehen und werde sodann zu ihm herabkommen. Man wechselte den Sattel des Pferdes, welches zuerst für Joseph bestimmt gewesen war und nach Verlauf von wenigen Minuten erschien Alicia, in einer Hand die Reitpeitsche und über den linken Arm die lange Schleppe des schwarztuchenen Reitkleides haltend, und sie schwang sich auf das Pferd, das seine Reiterin erkennend, freudig und feurig piaffirte. Joseph seinerseits fühlte sich ein wenig getröstet. „Vermöchte Karl es doch dahin zu bringen, sich Alicia's Liebe zu erringen,“ dachte er bei sich selbst. „Welchen Dienst würde er mir leisten.“ Und Helmine, die ebenfalls den Vorgang verstohlen beobachtet hatte, sagte sich: „Oh! wenn doch Alicia den Fremden lieben könnte, wie wollte ich sie noch einmal so lieb haben.“ „Ich habe nicht lange gebraucht, nicht wahr?“ fragte Alicia. „Oh! Sie sind eben so gut als schön“, rief Karl. Alicia lächelte und sagte: „Die Studenten können also auch Komplimente machen? Jetzt aber trach-

ten wir schnell fortzukommen. Herr von Lück wird es sehr beunruhigen.“ Sie hatte sich nicht getäuscht, nur war der Herr von Lück nicht blos beunruhigt, er war sogar wüthend.

Es war eine wahre Lust, das Fräulein von Fulkenstein und den Studenten auf den beiden schlank gewachsenen Pferden mit ihren schönen Mähnen und feurigen Augen dahin brausen zu sehen. Beide meisterten mit Gewandtheit ihre muthigen Thiere und die Geschicklichkeit, mit welcher sie ihre Rosse herumtummelten, war nicht nur ausgezeichnet, sondern staunenswürdig. Fritz folgte ihnen in einiger Entfernung nach, einen Fuchs reitend, den zurückzuhalten ihm viele Mühe kostete; denn das lebhafte Thier konnte nicht begreifen, daß, weil es vom Diener geritten wurde, es ihm untersagt war, neben Seinesgleichen zu galoppiren. Sie hatten das Schloß hinter sich. Alicia, als Herrin der Burg, bezeichnete die Richtung des Wegs. Nach rechts zog sich eine dichte Doppelallee von uralten Lindenbäumen, in einer Länge von einer halben Stunde. Durch dieses Laubdach vermochten die glühenden Sonnenstrahlen blos an wenigen einzelnen Stellen durchzudringen und verbreiteten ein magisches Halbdunkel. Die Allee durchschnitt die Gegend, an beiden Seiten umgeben von Feldern und üppigen Wiesen, geschmückt mit den schönsten und den verschiedenartigsten Blumen. Die wiedererwachte Erde freute sich ihres erneuten Lebens und

schien die wärmenden Strahlen der Frühlingssonne mit Wonne einzusaugen. Da und dort zeigten sich Heerden von Schafen, von einem Hunde bewacht und stattliche Heerden von Rindvieh mit mächtigen Hörnern. In der weiten Landschaft herrschte Ruhe und es ließ sich doch auch zugleich Bewegung wahrnehmen, jenes eigenthümliche Wesen des Landlebens, in welchem sich das Walten Gottes bei Weitem fühlbarer ausprägt, als in dem wogenden und geschäftlichen Treiben der Städte, wo der Mensch dem Menschen, die Zeit dem Golde, die Ruhe und das beschauliche Leben dem Elend und der Abspannung unmittelbar gegenübersteht.

Seitwärts von der Allee befand sich ein runder Platz, von dem aus mehrere Seitenwege ausliefen, welche schmäler und von Laub überdeckt waren. Der eine Weg führte nach einem Eichenwalde, der andere nach einem reinlichen Dorfe, das in Mitte dichter Baumgruppen lag und das von Weinbergen umringt war. Rund umher lagen wieder Felder und Alles zeigte von Ueberfluß, Fruchtbarkeit und Zufriedenheit. Karl schien von diesem Anblick ganz ergriffen. Alicia beobachtete die verschiedenartigen Wirkungen des Eindrucks, welche in seinem Antlitz wechselten. Endlich, nachdem er sich bemüht hatte, sich zu fassen und sein Gefühl der Bewunderung zu unterdrücken, lieh er seinen Empfindungen Worte, sprechend: „Oh! das Vaterland! Das theure Vaterland! Wäre es möglich, es zu verlassen? Vermöchte man es, sich jene heiligste aller Freuden zu versagen, es zu verehren, zu lieben, es so zu sagen an das Herz zu pressen, wie man es mit einem angebeteten Weibe oder mit einem geliebten Kind thun

würde? Das Vaterland! Heiliger Gedanke! Ein Wort voll Adel, voll Seligkeit! Könnte man sich wohl entschließen, es für immer zu verlassen?

Als er diese leidenschaftlichen Worte gesprochen, schwieg er und wandte sein Gesicht zur Seite, um sich eine Thräne zu trocknen, die auf seinen Wimpern perlte. Alicia hatte sich zu ihm hinübergebeugt, während sie die eine Hand auf den Hals ihrer schönen schwarzen Stute stützte. Sie hörte mit einem feinen Lächeln auf den Lippen der Begeisterung des Studenten zu. Sie dachte, der Anblick des reizend gelegenen Orts habe ihm die Erinnerungen eines für ihn theuern Ereignisses zurückgerufen, wodurch er in diese aufgeregte Stimmung versetzt worden sei. „Sie betrachten mich, mein Fräulein?“ bemerkte Karl. „Sie finden mich räthselhaft? Es ist freilich sonderbar das Gespräch in dieser Weise zu beginnen, nicht wahr?“ Es heißt es so beginnen, wie man es nicht nur beginnen, wie man es auch beenden sollte, mit seinem Herzen nämlich,“ sagte Alicia. „Sie sind edelmüthig. Sie verstehen und Sie entschuldigen,“ erwiederte Karl. “Ja, ich verstehe ihren Enthusiasmus und wenn ich ihn entschuldige, so geschieht es aus Egoismus,“ versetzte Alicia. „Wie so?“ fragte Karl. „Auch ich bedarf der Vergebung,“ sagte sie. „Sie? das Vollendetste der Vollendung!“ rief Karl. „Herr Karl, schmeicheln Sie mir nicht, das ist verboten,“ entgegnete Alicia. „Ich verspreche Ihnen feierlich, mein Fräulein, Ihnen stets nur die Wahrheit zu sagen.“ „Sie versprechen es mir? Gut, unter dieser Bedingung werden wir Freunde bleiben,“ gelobte Alicia. „Ich habe Sie ein vollendetes Wesen genannt,“ fuhr Karl fort „und mache mir deshalb

keinen Vorwurf. Aufrichtig gesagt, es war meine Ueberzeugung. Lassen Sie mich es wissen, was Ihnen noch mangelt, diese Bezeichnung zu verdienen.“ „Was mir noch fehlt? Alles.“ Bei diesen Worten trieb sie ihr Pferd an und sprengte im Galopp davon. Karl hatte sie aber bald wieder eingeholt. Sie ritten wieder im Schritt. Diese Zwischenpause war hinreichend gewesen, daß Alicia das Gespräch hatte abbrechen können, als es anfing, ihr Verlegenheit zu bereiten. Sie begann daher, als habe sie das vorige Thema über das Schmeicheln vergessen, von Neuem das Gespräch. „Man muß sich nicht beklagen, das Vaterland verlassen zu haben. Wenn die Augen es immer sehen, so wird man so gleichgültig gegen die Reize, die es bietet. Die Gewohnheit stumpft ab. Die Trennung dagegen erweckt neuen Reiz. Um das Glück würdigen zu lernen ist es nöthig, daß es uns abhanden gekommen ist.“ Alicia versank in tiefes Schweigen. Eine Stille, erfüllt von verschiedenartigen Gedanken, hatte sich über die beiden Gefährten gelagert. Es ließ sich nichts vernehmen als der Tritt ihrer Pferde. Karl, nachdem er eine Weile Alicia ihrem Sinnen überlassen hatte, begann ruhig zu sprechen: „Sie sprechen von dem Schmerze der Trennung, vom Scheiden des Glücks gerade so, als hätten Sie dies Alles schon selbst erduldet. Bis jetzt wenigstens scheint mir ihr Dasein in ungetrübter Ruhe verstrichen zu sein. Ich thue vielleicht unrecht, wenn ich Ihnen widerspreche, wenn ich mich bemühe, aus Ihrem Innern jene wollüstige Traurigkeit zu verscheuchen, mit welcher man sich an die Erinnerung schmerzlich erlebter Stunden hinzugeben liebt. Ist es denn aber so ganz gewiß, daß dieß bittere Gefühl ihre

Seele getrübt hat?“ Alicia sah ihn an, mit einer Mischung von innerer Bewegung und Neugierde. „Ihre Weise zu sprechen läßt es mich begreifen, daß Sie das kennen, was Sie so gut ausmalen,“ entgegnete Alicia. „Mein Gott!“ erwiederte Karl gelassen, „ich will nicht die Rolle eines Romanhelden spielen. Ich habe ebenfalls Leiden empfunden und Widriges erlebt und werde noch mehreres der Art erdulden müssen. Das Leben ist, wie Hiob es richtig bezeichnet, ein Kampf. Das Ihrige sollte nur von steter Zufriedenheit erfüllt sein.“ „Das meinige!“ seufzte das junge Mädchen. „Dieser Ausdruck Ihrer Stimme gilt mir für ein Bekenntniß,“ sagte Karl. „Wie? legen Sie es so aus?“ fragte sie. „Ja, und ich würde mich stolz fühlen, wenn Sie mir die Ehre ihres Vertrauens angedeihen ließen, wenn Sie mir gestatten würden, in die Geheimnisse ihrer Gedanken eindringen zu dürfen. Ich würde, ich bin es überzeugt, unbekannte Schätze entdecken.“ „Sie sind ein Dichter, Herr Karl.“ „Ich bin weiter Nichts als ein armer Student, von dessen Standpunkt aus, ich muß es bekennen, es eine große Verwegenheit ist, mit solcher Freimüthigkeit zu einem Fräulein zu sprechen, deren Rang und deren Geburt sie dereinst zu einer vornehmen Dame ausersehen hat.“ „Gerade das soll man mir nicht sagen,“ entgegnete Alicia. „Lassen Sie mir die Hoffnung, daß mich die Welt nicht sobald aus meiner Zurückgezogenheit heraus reißen werde, in die ich mich freiwillig begeben habe.“ „Sie träumen also nicht für diese Welt, für welche sie bestimmt sind,“ fragte Karl. „Ich verabscheue sie,“ sagte Alicia. „Aber ihre Freuden bezaubern, ihr Eindruck ist blendend, die Triumphe, die sie gewährt, wirken berau=

schend," sagte Karl. „Diese Freuden sind abspannend, der Eindruck ist ein vorübergehender, die Triumphe sind von keiner Dauer," entgegnete Alicia. „Und Sie zählen nur siebzehn Jahre, mein Fräulein!" rief Karl erstaunt. „Es gibt Augenblicke, wo ich doppelt so alt sein möchte," sagte sie. „Darf ich Sie fragen, warum?" „Das läßt sich leicht errathen. Um dem Ende näher zu sein," entgegnete Alicia. Es gibt so unverhoffte Antworten, so unerklärlicher Art, daß sie wie ein Donnerschlag wirken und daß, wenn man sie vernommen hat, nicht nur der Mund keine Worte der Entgegnung mehr findet, daß selbst der Verstand entwichen zu sein scheint. Karl empfand diesen Eindruck bei Alicia's Worten. Sollte es ein Bekenntniß gewesen sein? War es nicht vielmehr ein Schrei der Verzweiflung, welchen ein gebrochenes Herz nach langem und vergeblichem Kampfe auszustoßen pflegt? Von einer Frau in schon vorgerücktem Alter hätte Karl eine solche Ansicht weniger befremdet. Aber diese siebzehn Lebensjahre, die sich jetzt schon als lebensmüde erklärten! Dieser Frühling, der sich freiwillig den Stürmen des Winters hingab, erschien ihm als der größte Widerspruch. Da er es sich doch nicht ausreden konnte, diese Worte seien der wahrhaftige Ausdruck der Gedanken und des innern Leidens Alicia's, so fühlte er sich selbst von Schwermuth ergriffen.

Er hatte anfangs das junge Mädchen mit einem Gefühl der Ueberraschung angestaunt, nun betrachtete er sie mit Mitleid und schwieg. Alicia war es, welche dies abermalige Schweigen unterbrach. „Ich habe es errathen," sagte sie, „was in Ihrem Herzen vorgeht und bin Ihnen dankbar dafür. Mein Trübsinn erregt Ihr Mitleid. Ich

will es ihnen sagen, was Sie dachten. Wie? jung und reich, wie es das Fräulein von Fulkenstein ist, wie ist es möglich, daß es am Ziele seines Daseins angelangt sein möchte? Ist sie vielleicht geisteskrank? Nein. Was ist es dann, was das Glück ihres Lebens stört? Sie beklagt sich, also muß ein triftiger Grund vorhanden sein. So kam es, daß auf ihre anfängliche Verwunderung das Mitleid folgte. Habe ich mich geirrt? Gestehen Sie es ein." „Nein, mein Fräulein, Sie haben sich nicht geirrt und ich wundere mich nur, wie richtig Sie in meinem Innern gelesen haben." „Weil Sie wahrhaft sind und weil die Offenheit wie ein Spiegel ist, der treu wieder gibt, was man ihm vorhält," entgegnete Alicia. „Nun ja," erwiederte Karl, „das Alles habe ich gedacht. Allein es schmerzt mich, daß Sie die Veranlassung sind, daß mir solche Gedanken in den Sinn kommen mußten und ich kann nicht umhin, Sie deßwegen zu tadeln, weil Sie behaupten, in Ihrem Alter wäre es nicht erlaubt, am Leben Wohlgefallen zu finden. Dessen edle und frohe Eigenschaften zu verkennen, ist beinahe so viel, wie an dem Schöpfer einen Frevel zu begehen, der es für Sie so schön und erträglich geschaffen hat. Blicken Sie ein wenig um sich. Erkennen Sie die Gaben an, die Ihnen zugetheilt worden sind, die Schätze der Poesie, nach denen Sie mit vollen Händen greifen können. Betrachten Sie die glänzende Laufbahn, die Ihnen eröffnet ist, diese Art von Königthum, das eine gute Erziehung, vornehme Geburt und Reichthum verleiht. So viele Vortheile und dennoch keine Dankbarkeit! So mannichfaltige Ursachen der Freude durch die Unruhe ihres Geistes verkannt! Sie würden sich gegen

Ihr eigenes Glück versündigen.“ „Gut“, sagte Alicia mit bitterem Lächeln, „denken Sie sich, ich hätte geträumt, ich sei eine Fantastin.“ Ohne sich durch ihr augenblickliches Verstimmtsein irre machen zu lassen, fuhr Karl noch lebhafter fort: „Ich lud Sie ein, sich umzublicken, nämlich die verlockenden Seiten Ihres Daseins zu zergliedern; aber ich werde noch mehr hinzufügen. Richten Sie Ihr Augenmerk auf Solche, die von wirklichen Leiden gequält werden. Gedenken Sie der armen Mutter, die mit Entsetzen den Fortschritt der Krankheit an ihrem Kinde beobachtet, sehen Sie dort die Greise, die sich verlassen und hülflos dahinschleppen, gedenken Sie der Dichter und der Künstler, die sich vergebens abmühen, sich aus dem Dunkel hervor zu arbeiten, und welches sie wie in ein Leichentuch umhüllt; erinnern Sie sich der verrathenen und verlassenen Bräute, der Seeleute, welche die Welle verschlingt, des Soldaten, der unbeachtet in den Staub und in das Blut des Schlachtfeldes niedersinkt, und sagen Sie mir jetzt, nachdem Sie rasch diesen jammervollen Kreislauf durcheilt haben, sagen Sie mir nun, ob es recht ist, das Dasein gering zu schätzen und anzuklagen, wenn man das besitzt, was Sie besitzen, wenn man das ist, was Sie sind.“ Während der junge Student so redete, leuchtete sein Antlitz in edlem und stolzem Feuer, wodurch er Alicia ein Gefühl der Hochachtung einflößte. „Seltsamer Mann,“ sagte sie, „ich wollte Ihnen böse werden, und ich bin zu schwach dazu. Was ist Schuld daran? Ich weiß nicht weßhalb, allein es kömmt mir vor, als bedürfte ich Ihrer Achtung und daß mir Ihre Freundschaft zur größten Stütze dienen würde. Und doch kenne ich Sie nicht näher.“ „Es

ist leicht möglich," versetzte Karl, „daß Sie mich bald gar nicht mehr kennen werden." „Wie so?" fragte Alicia. „Ich bin nicht so glücklich, dem Herrn von Lück zu gefallen. Er wartet mit Ungeduld auf meine Abreise." „Sie trauen meinem Vormund wenig Gastfreundschaft zu." „Ich glaube nicht ihn zu verläumden. Man weiß öfters nicht, wenn man gefällt, es geschieht jedoch höchst selten, daß man es nicht bemerkt, wenn man mißfällt. Sympathische Gefühle scheuen sich sehr oft aus ihrem Inneren hervorzutreten, während die Feindlichen sich mit einer Art von brutaler Offenheit kundgeben. Uebrigens weiß ich sehr wohl, daß ich bei Ihnen nichts Anderes als ein durchreisender Gast bin, welchen ein Zufall hierher geführt hat, ein Bote, der einen Brief überbracht, und den man aufgefordert hat, sich einige Zeit auszuruhen. Dies berechtigt mich jedoch keineswegs, mein Hiersein zu verlängern. Zudem habe ich noch einige Collegien zu hören. Da ich ein Mann bin, so ist arbeiten für mich eine Pflicht." Alicia widersprach mit keinem Worte. Karl erwartete vielleicht eine Aeußerung von ihrer Seite. Ihr Stillschweigen schien ihn schmerzlich zu berühren. „Sollten Sie wünschen umzukehren, so stehe ich zu Befehl," sagte Karl. „Wie es Ihnen beliebt, mein Herr," erwiederte Alicia. Sie kehrten um. Während sie auf dem Hinwege im lebhaftesten Gespräche begriffen gewesen, wechselten sie auf dem Rückwege kaum einige Worte. Jedes von ihnen hing seinen besonderen Gedanken nach. Eines sah links, das Andere rechts. Hätte sie Jemand beobachtet, er würde geglaubt haben, zwei Liebende zu sehen, die sich entzweit hätten. Welch' ein Irrthum wäre es gewesen!

Im ganzen Verlaufe dieses wirklich vertraulichen Gespräches, das durch die Einsamkeit noch mehr begünstigt wurde, war das Wort „Liebe“ weder in ihre Herzen noch über ihre Lippen gekommen. Karl nur glaubte ein lebendes Geheimniß vor sich zu sehen. Aber Alicia, an was dachte sie? So gelangten sie nach dem Schlosse zurück.

In dem Augenblicke, als Karl das Fräulein von Fulkenstein am Arme nach dem Perron des Schlosses geleitete, bemerkte er nicht ohne Ueberraschung den Rath, welcher ihnen entgegengehen zu wollen schien. Dies Benehmen war demjenigen völlig entgegen, welches er kurz vorher beobachtet hatte, es sollte sich jedoch bald enträthseln. Nach einigen leeren Komplimenten und nachdem sich Alicia zurückgezogen hatte, da sie über Müdigkeit klagte, ersuchte der Rath den Studenten, bei ihm auf der Terasse zu verweilen, während er zugleich Helminen, die ihr rosiges Gesichtchen hatte blicken lassen, ziemlich unsanft sich zu entfernen gebot. Karl holte eine Cigarre aus seinem Leder-Etui hervor, zündete sie, ohne viele Komplimente zu machen an, warf sich auf eine Bank und sagte in aller Ruhe: „Ich habe einen herrlichen Spazierritt gemacht. Welch' schöne Gegend! Welch' wunderschöne Fernsicht, und überall eine prächtige Vegetation. Aber Sie wollen mit mir sprechen, mein Herr. Ich stehe zu Befehl.“ Der Rath, den diese Einleitung nicht zu geduldiger Nachsicht gestimmt hatte, begann in ziemlich trockenem Tone: „Sie sagten soeben, Sie hätten einen herrlichen Spa-

zierritt gemacht. Das glaube ich Ihnen gern und die ganze Welt wäre ihrer Ansicht. Wie doch? In ein Schloß kommen, woselbst man fremd war und es eigentlich noch ist und Tags darauf ganz ohne Begleitung mit einem jungen Fräulein von vornehmem Stande zu Pferd eine Promenade zu machen, gerade so ungenirt, als begleitete man seine Schwester oder seine Cousine, erlauben Sie mir, ihre eigenen Worte zu gebrauchen, mein lieber Herr, das war freilich ein herrlicher Spazierritt. Nun aber in meiner Eigenschaft als Vormund, muß ich noch etwas Weiteres hinzufügen, und dies klingt ernster. Das Fräulein, einsehend, daß es meinem Sohne unmöglich war, Ihr Begleiter zu sein, gehorchte dem Gefühle der Artigkeit und war so höflich, die Promenade mit Ihnen zu machen, indem sie nur ihrem guten Herzen folgte, ohne an die möglichen Unannehmlichkeiten eines solchen Schrittes zu denken. Wäre die Gegend nicht so einsam gewesen oder hätte man sie beisammen angetroffen, was hätte man davon gedacht? Daß Sie, ein Fremder, das Vertrauen des Fräuleins besäßen und daß ich als der Vormund, fahrlässig genug sei, zu gestatten, daß meine Mündel eine Art von vertraulichem Umgang mit Ihnen pflege, der, wenn auch ohne Zweifel höchst unschuldig, doch in den Augen der Welt sehr zweideutig erscheinen würde. So hätte man sagen können, das würde man auch wirklich sagen, wenn so Etwas sich noch einmal wiederholen würde. Ich hoffe, mein Herr, daß Sie einsehen werden, wie gerecht meine Besorgniß ist und Sie werden mich nicht nöthigen wollen, ein anderesmal Gebrauch von meiner Stellung machen zu müssen, was zu thun ich für dies Einemal

unterlassen habe; sonst würde ich gezwungen sein, Alles aufzubieten, um Alicia's Ehre zu schützen." Der Student hörte diese inhaltsschwere Ansprache mit größter Ruhe und Gleichgültigkeit an, nur ein leises Lächeln zuckte um seinen Mund. Während der Rath seine ganze Beredsamkeit aufbot, zeichnete Karl mit seinem Stock in den Sand. „Mein Herr," sagte er, „ich werde vor Allem damit anfangen, mich bei Ihnen zu bedanken." „Sie wollen sich bei mir bedanken? Sie irren sich, ich bedarf ihres Dankes nicht," entgegnete der Rath. „Verzeihen Sie mir, wenn ich darauf bestehe," erwiderte Karl. „Ich danke Ihnen für die Achtung, die Sie mir bewiesen. Es heißt mich wahrhaft schätzen, wenn man mich für bekümmert um die Ehre des Fräuleins von Fulkenstein hält. Diese Saite mußte in meinem Inneren mächtig wiedererklingen." Der Rath machte große Augen. Es ärgerte ihn innerlich, daß der junge Mann so fest an dem Thema des guten Rufs Alicia's festhielt. Ein gewöhnlicher Student wagte es, sich einer vornehmen und reichen Erbin zu nähern. Dieser Gedanke war dem Rath unerträglich, weßhalb er auch still seufzend, eine Prise Schnupftabak zwischen die Finger nahm. „Ich fahre fort," begann Karl wieder. „Ihr Schweigen gilt mir für Ihre Zustimmung. Nachdem ich Ihnen meine Hochachtung für die Person des Fräuleins ausgesprochen habe..." „Schon gut, schon gut," rief der Rath abwehrend. „Ich will nur noch beifügen, daß unsere Promenade eine höchst unschuldige war, wenigstens meiner Ansicht nach; daß wir als Zeugen die Wiesen und die Gehölze hatten und daß der ganze Vorfall nichts Anderes als ein ländlicher Spazierritt war, von welchem Niemand übles denken wird."

„Also wären Sie entschlossen, das Gleiche wieder zu thun, wenn ich es erlauben würde?“ fragte ihn der Rath. „Ereifern Sie sich nicht,“ sagte Karl. „In ihren Jahren ist Mäßigung eine Art von Pflicht.“ „Ich glaube, Sie belieben zu scherzen, mein Herr?“ „Ich meine es ganz ernstlich,“ entgegnete Karl. „Hören Sie mich an, wenn ich bitten darf. Wenn diese Promenade, die ihnen so schwer auf dem Herzen liegt, stattgefunden hat, so ist es Ihre eigene Schuld.“ „Meine Schuld? Das ist doch sonderbar,“ meinte der Rath. „Wenn Sie Herrn Joseph nicht strengstens verboten hätten, mit diesem „Fremden,“ diesem „Unbekannten, diesem „Plebejer“ auszureiten, so wäre das Fräulein von Fulkenstein in ihrem Zimmer oder im Park geblieben.“ Diese freimüthige Sprache Karls brachte den Rath außer sich. Er erblaßte, er knirschte mit den Zähnen. Doch war einige Schonung vonnöthen, einem Menschen gegenüber, den Nichts einzuschüchtern schien und der entschlossen war, seinen unerträglichen Gleichmuth standhaft zu behaupten. „Ja,“ rief er, „da Sie es denn doch errathen haben, ich habe es meinem Joseph verboten, Sie zu begleiten. Nun, bin ich nicht in meinem Recht? Habe ich etwa nicht die Befugniß, die Freunde für meinen Sohn auszuwählen? Sie sagen, ich hieße Sie einen Fremden, einen Unbekannten. Wundert Sie es? Kenne ich Sie denn?“ „Sie kennen mich nicht, das ist wahr,“ entgegnete Karl, „denn ich schmeichle mir, daß Sie mich dann gerechter behandeln würden und daß Sie während meines kurzen Hierseins nicht Alles aufgeboten hätten, mir alle erdenklichen Hindernisse zu bereiten.“ „Was wollen Sie dagegen machen? Man ist nicht immer Herr seiner Sympathien und seiner

Antipathien," versetzte der Rath. „Immerhin," sagte Karl, ihn fest und scharf anblickend, „hätten Sie nicht vergessen sollen, mein Herr, daß der Freund Heinrichs einigen Anspruch auf Berücksichtigung verdiente." „Erlauben Sie mir, zwischen Heinrich von Raupach und seinem Freunde einen Unterschied zu machen," sagte der Rath. „Heinrich war so freundlich gewesen, sich für mich eine herzliche Aufnahme zu erbitten. Was er bittweise verlangte, das hätte er auch fordern können." Bei diesen letzteren Worten befiel den Rath ein nervöses Zittern. Er blickte entsetzt und verblüfft umher und sagte, sich Karl nähernd: „Um Gotteswillen, mein Herr, nicht so laut." Allein Karl, ohne den Ton der Stimme oder seine Haltung zu verändern, fuhr in festem Tone fort: „Heinrich hat mir in einem vertrauten Augenblick das Geheimniß mitgetheilt, welches Sie aus einer leicht zu errathenden Ursache Niemand mitgetheilt haben. Der letztverstorbene Baron von Fulkenstein wollte ihm noch in seiner Sterbestunde, als seinem geliebten Neffen, einen hohen Beweis seiner Achtung und Liebe ertheilen. In Folge dessen vermachte er ihm dieses Schloß, in der Meinung, seine Tochter Alicia reiche hinlänglich mit dem Reste seines ansehnlichen Vermögens. Da er jedoch selbst schon reich war, so war es Heinrich nie in den Sinn gekommen, sein wohlbegründetes und unanfechtbares Recht in Anspruch zu nehmen. Die Folge davon war, daß Sie die Verwaltung dieses Besitzthums und alles Uebrigen beibehalten und daß die Summe der Einnahmen, die seit dreizehn Jahren eingegangen, eine für Sie nicht zu verachtende, vielmehr eine verlockende war. Entschuldigen Sie, daß ich diese freimüthige Sprache führe; allein

Sie selbst haben mich dazu veranlaßt. Jetzt, ich wiederhole es, könnte Heinrich, als Herr des Schlosses und wenn er es bewohnte, nach Belieben seinen Freund beherbergen. Sollte denn seine Abwesenheit seinen Rechtsanspruch ungültig machen?" „Niemals, niemals," rief der Rath. „Ich bin wirklich untröstlich, daß Sie meine Gesinnungen für ihre werthe Person so unrichtig gedeutet haben. Es war nur die Klugheit, die mir eine gewisse Zurückhaltung gebot. Wenn Einem die Aufgabe ertheilt wurde, ein junges Mädchen zu hüten, so muß man es mit den Augen einer Schildwache verfolgen. Vor Allem aber bin ich für die Ehre Alicia's verantwortlich und daher rühren auch meine Aengstlichkeiten und Befürchtungen. Vergessen Sie, ich bitte Sie darum, was vorgefallen ist. Indem Sie so lange hier verweilen werden, als Ihnen beliebt, werde ich auch daraus ersehen, daß Sie mir nicht grollen." „Nein, mein Herr," entgegnete ihm Karl in würdiger Weise. „Lassen wir noch einige Tage vorübergehen, bevor ich abreisen werde, um Nichts zu übereilen. Alsdann werde ich mich entfernen, ihnen zugleich alles mögliche Gute wünschend. Was den Besitztitel von diesem Schlosse betrifft, so ist das Heinrichs eigene Sache, ihn geltend zu machen." „Vollkommen richtig, sehr wahr," erwiederte der Rath. „Sie betrachten die Frage von der richtigen Seite. Handeln Sie ganz nach Belieben, was Ihren Aufenthalt im Schlosse betrifft. Ich will ihrem freien Entschlusse nicht im geringsten hinderlich sein." „Ich bemerke mit Vergnügen," sagte Karl," daß wir anfangen, uns zu verstehen und daß wir noch die besten Freunde von der Welt werden."

Wenn Jemand erstaunt war, als die Glocke alle Bewohner des Schlosses, zur gewöhnlichen Abendstunde, zum Essen gerufen hatte, so war es das Fräulein von Fulkenstein.

Von dem Augenblick an, als sie den Studenten mit dem Rath allein gelassen, hatte sie keinen von Beiden wiedergesehen. Sie selbst hatte sich nicht mehr sehen lassen, seit sie nach dem Schlosse zurückgekehrt war; sie konnte daher nicht wissen, was sich indessen ereignet hatte, so wenig die anderen davon wußten, was sie gethan hatte.

Als der Rath Karl in den Speisesaal treten sah, stürzte er ihm entgegen und überhäufte ihn mit Artigkeit und Zuvorkommenheit. Es war eine völlige Umwandlung in seinem Betragen vor sich gegangen.

Wären ihm nicht seine gewöhnlichen Gesichtszüge geblieben, so wäre man leicht versucht worden, in ihm einen ganz anderen Menschen zu erblicken. Es war nicht mehr der nämliche Mann von gestern und von heute Morgens.

„Nun,“ rief er ihm zu, „kommen Sie mit gutem Appetit zu uns? Der Ritt muß Ihnen Hunger verursacht haben.“

„Ich danke Ihnen, Herr Hofrath,“ erwiederte Karl, sich verbeugend. „Die Freuden der Tafel sind mir so ziemlich gleichgültig. Ah! guten Abend, Herr Joseph. Ich bin sehr erfreut, Sie wieder zu sehen. Aufrichtig gesagt, bedauere ich Sie wegen ihrer vielen Arbeiten, die es Ihnen nicht gestatteten, auf dem Rücken eines raschen Pferdes die schöne Gegend zu durchfliegen.“ Diese Artigkeit, welche mit ein wenig Ironie gemischt war, setzte den armen Joseph in einige Verlegenheit. Er stotterte eine Antwort, die er nicht recht zu Ende bringen konnte. Der Rath, der immer liebenswürdiger wurde, beeilte sich, zu erwiedern: „Ich

bitte Sie, nicht zu glauben, daß hier ein Tag wie der andere ist, oder daß ich meinen Sohn mit Geschäften überhäufe. Joseph kann sich, seit er auf der Universität gewesen, frei bewegen. Wenn Ihnen seine Gesellschaft angenehm ist, so kann er Sie morgen begleiten.“ Die Ueberraschung Alicia's hatte den höchsten Grad erreicht. Sie ließ sich jedoch nicht das Geringste merken und sie beschränkte sich darauf, die Rolle der Beobachterin zu übernehmen. Sie war sehr zurückhaltend, noch zurückhaltender wie sonst, während Helmine, ermuthigt durch das liebenswürdige Benehmen des Raths, sich ihrer kindlichen Heiterkeit hingab. Sogar Joseph hatte an diesem Abend einen Theil von seiner Schüchternheit abgelegt. Alicia's zurückhaltendes Wesen verwandelte sich allmälig in Traurigkeit, welche Veränderung dem geübten Blick der Madame Struggers keineswegs entging; aber auch eben so wenig jenem des Fremden. Karl entging keine der Bewegungen Alicia's. Er merkte auf jedes ihrer Worte. Selbst wenn er mit dem Rath, mit Joseph oder der guten Madame Struggers sprach, so war es immer nur Alicia, welche seine Gedanken, seine Augen und sein Herz suchten. Der Abend versammelte die Gesellschaft im nämlichen kleinen Salon, wie am vorhergehenden und das Erste, was man gewahrte, war Karls Violoncell. „Ah! Bravo!“ rief der Rath, „Sie haben Wort gehalten. Das Instrument ist da. Jetzt brauchen wir nur den Künstler zu hören.“ „Der Musiker,“ versetzte Karl bescheiden, „wird Ihre Nachsicht in Anspruch nehmen müssen. Allein ich rechne darauf und bin bereit zu spielen.“ Er trug ein Musikstück von Mozart vor. Als er geendet hatte, bemerkte er, daß Alicia

aufgestanden war und sich auf den Balkon gesetzt hatte. Geschah es aus Gleichgültigkeit oder aus Geringschätzung? Es schien ihn dieser Gedanke sehr zu schmerzen, so daß er für das Lob, welches ihm von den übrigen Anwesenden in reichem Maaße gespendet wurde, völlig unempfindlich war. Als Alicia sich umwandte und wieder hereintrat, leuchteten noch Thränen in ihren Augen.

Karl kostete es Mühe, seine Freude darüber zu verbergen. Er hatte den bewegten Ausdruck in Alicia's Zügen zu seinen Gunsten gedeutet, was vielleicht auch einen anderen Beweggrund haben konnte. „Es ist ein angenehmes Instrument," bemerkte Alicia. „Die Fülle der Bässe, die Weichheit und Lieblichkeit des Tons, Alles vereinigt sich, ihm den ersten Rang in unseren Konzerten zu gewähren, und ich will ihnen eingestehen, daß ich mir schon oft gedacht habe, es möchte sich irgend ein Erzengel mit goldgelockten Haaren unter den himmlischen Chören befinden, in der einen Hand dies Instrument haltend, in der andern den Bogen führend." „In der That?" entgegnete Karl. „Sie erzeigen diesem Instrument zuviel Ehre. Und habe ich denn Sie nicht auch gehört, wie Sie bezaubernd schön auf dem Piano spielten?" „Jetzt würde ich es nicht mehr wagen, nur eine einzige Note zu spielen," erwiederte sie. „Ich will hoffen, es möge dies nicht ihr unwiderruflicher Entschluß sein. Ich würde es alsdann bereuen, gespielt zu haben, wenn Sie mir nicht gestatten wollten, auch Zuhörer sein zu dürfen." „Fordern Sie es nicht, für diesen Abend wenigstens," sagte Alicia. „Sie sind leidend," bemerkte ihr Karl. „Nein," erwiederte sie, melancholisch lächelnd, „es ist dies kein Leiden im gewöhn-

lichen Sinn des Worts. Es ist viel weniger schmerzlich, zu leiden und es zu wissen, als sich als Opfer einer Art von Unruhe und unbestimmbarer Beängstigung zu fühlen, wovon man sich und Anderen kein Geständniß abzulegen vermag." Der Student, ohne etwas zu erwiedern, sah auf den Boden und hing seinen Gedanken nach. Er forschte nach dem Sinn der Antwort Alicia's. Worin bestand ihre innere Unruhe, ihre Beängstigung? Was mochte den Seelenfrieden der edlen und schönen Erbin stören? Zugegeben auch, das Leiden, welches sie theilweise gestanden hatte, bestände in Wirklichkeit, so wäre es vielleicht eines von der Art, das durch kein Heilmittel zu stillen, durch keinen liebevollen Zuspruch zu beseitigen ist. Wie war es möglich, die Macht der Einbildung zu bekämpfen? „Nun denn," sagte plötzlich der Student, sich aufrichtend, und mit dem Kopf das blonde Lockenhaar schüttelnd, „da wir es nicht erlangen können, das Fräulein auf dem Klavier spielen zu hören, so hoffe ich, daß Fräulein Helmine uns diese Gunst bezeigen werde, und daß Herr Joseph, der sehr gut singt, es nicht abschlagen wird, unser bescheidenes Konzert zu vervollständigen." „Ich gehorche," sagte Helmine freudig. Sie hoffte nämlich, Joseph werde neben ihr Platz nehmen. Dieser zögerte jedoch. Er warf einen fragenden Blick auf den Rath, der sich beeilte, ihm durch ein Zeichen seine Einwilligung zu ertheilen. Der Rath war in diesem Augenblicke der glücklichste Mann von der Welt. Der abschlägige Bescheid Alicia's auf Karl's Bitte hatte ihn entzückt. „Es ist nicht zu befürchten, daß sie jemals an ihn denkt," sagte er zu sich selbst. „Sie würde ihn sonst nicht so kurzweg behandelt haben." „Was wer-

den wir singen, Herr Joseph?" fragte Helmine, sehr zufrieden ob der ertheilten Genehmigung des Raths. „Was Dir... was Ihnen beliebt," erwiederte Joseph. Ich würde gerne unsere Ronde vorschlagen; allein es sind drei Stimmen und der Sopran würde uns abgehen, da Alicia nicht mitsingen will." Diese eilte zu Helminen, ihr um den Hals fallend und sagend: „Wir sind viel zu langjährige Freundinnen, als daß ich Dir Etwas abschlagen könnte." „Bravo!" rief Joseph, „fangen wir an." „Herr Rath," sagte Karl, „und Sie, Madame Struggers, Achtung, wir sind das Publikum." Das kleine Terzett wurde sehr schön gesungen. Der ganze Abend wurde mit Musik ausgefüllt, indem Gesang, Klavierspiel und das Violoncell mit einander abwechselten. In dem Augenblick, als man sich trennte, fand Karl Gelegenheit, Alicia zu fragen, ob Sie ihm am nächsten Morgen die Ehre erzeigen möchte, abermals mit Ihm auszureiten. Sie erwiederte: „ich weiß es noch nicht... ich werde sehen ... ich werde es Ihnen sagen lassen."

Als Alicia mit Madame Struggers an ihrer Zimmerthüre angelangt war, und diese ihr eine gute Nacht gewünscht hatte, drückte Alicia lebhaft den Arm der guten Frau und schien sie zurückhalten zu wollen. „Haben Sie mir etwas von Wichtigkeit mitzutheilen, mein Kind?" fragte Diese. „Ja und nein," flüsterte das junge Mädchen. „Doch nicht heute Abend. Ich fühle mich nicht stark genug dazu. Oh! wie ich leide!" „Mein Gott! Sie erschrecken mich," rief die gute Frau. „Beruhigen Sie sich, es ist Nichts. Es sind nur Visionen, vage Ideen, die vorüberstreichen, die ich verscheuche und die wiederkehren." „Das ist sehr bedenklich," entgegnete Madame

Struggers. „Ich weiß noch nicht, ob ich Sie verlassen, oder ob ich bei Ihnen bleiben soll.“ „Sie können es, liebe Madame, ohne die geringste Besorgniß zu hegen.“ „Versprechen Sie mir aber völlige Aufrichtigkeit?“ sagte sie. „War ich nicht immer offen gegen Sie? fragte Alicia. „Versprechen Sie, mir morgen ihr Herz zu eröffnen, das sonst immer so ruhig schlug, und welches mir jetzt so beunruhigt scheint?“ „Ich verspreche es Ihnen,“ betheuerte Alicia. „Ich danke, mein Kind. Sie beruhigen mich. Außerdem würde ich höchst unglücklich geschieden sein.“ „Liebe, theuere Madame Struggers!“ rief Alicia im Gefühle überströmender Dankbarkeit, sich an die Brust ihrer guten Erzieherin werfend.

Alicia begab sich in ihr Zimmer; doch kaum war eine halbe Stunde verstrichen, so schlich sie sich leise heraus, horchte, um sich zu überzeugen, ob im Schlosse schon Alles ruhig geworden und begab sich alsdann nach den Prunkgemächern und von diesen in den großen Saal.

Sie glaubte sich während der vollen Stunde, die sie hier zubrachte, völlig allein und unbemerkt, und sie ahnte nicht, daß sie von der anderen Thüre aus, die auf das Vestibüle führte, von Jemand belauscht wurde, welcher Neugierde und Entsetzen abwechselnd bekämpfte. Ist es nöthig, Fritz zu nennen?

Der Morgen fing kaum zu grauen an, als Fritz sich bei dem Rath einstellte. Er sah aus wie ein Kranker, wie ein Mensch, der eine ungeheure Angst ausgestanden hatte. Er blickte scheu umher, ob Niemand in der Nähe wäre, der Etwas

verrathen könnte. Obschon das Gefühl der Furcht bei ihm das vorherrschende war, mit solcher Stärke war er noch nie von ihr befallen worden. Auf die Ermahnungen des Raths, sich zu beruhigen, erwiederte er stotternd: „Euer Gnaden, es ist aus... ich muß durchaus fort... Ich bin gekommen, Euer Gnaden um meinen Abschied zu bitten.“ „Wie? Was? Deinen Abschied verlangst Du, Fritz? Aus welchem Grunde soll ich ihn Dir ertheilen?“ sagte der Rath. „Ich bin ja mit Dir zufrieden. Außer Deiner üblen Gewohnheit, an den Thüren zu horchen, bist Du ein ehrlicher Diener, dem ich nichts vorzuwerfen habe.“ „Was das betrifft, so glaube ich, ohne mir zu schmeicheln, daß Euer Gnaden recht haben und daß man über meine Dienstleistung nichts Schlechtes sagen kann. Ich danke Euer Gnaden für Ihre große Nachsicht; aber es hilft Alles nichts, bleiben kann ich doch nicht.“ „Und warum nicht?“ fragte der Rath. „Weil ich hier nicht mehr leben kann, und müßte ich es noch acht Tage länger, so würde ich nicht mehr lebend aus dem Schlosse kommen.“ „Immer diese Kindereien!“ entgegnete der Rath. „Oh! ich weiß, was ich diese Nacht gesehen und gehört habe,“ sprach Fritz. „So rede, so erzähle,“ drang der Rath in ihn. „Nun, in Gottes Namen!“ sagte Fritz, „es ist aus. Das Fräulein ist verhext.“ „Dummkopf!“ rief der Rath, „wer hat Dir das in den Kopf gesetzt?“ „Das Fräulein,“ fuhr Fritz fort, „läßt keine Nacht mehr vorübergehen, ohne in den großen Saal zu gehen; dort angelangt, schließt sie sich sorgfältig ein, rückt alsdann die Stühle, wird unruhig, geht hastig auf und ab, spricht bald schnell, bald langsam und seufzt dazwischen. Sie spricht mit Jemand, mit Wem aber, das weiß ich nicht,

aber stets in zärtlichen Ausdrücken. Sie hält schauerliche Reden. Diese Nacht sagte sie, wie unglücklich sie sei. „Ich hätte mit Dir und für Dich leben mögen. Du warst das Ideal meiner Träume.“ Sind das nicht sonderbare Redensarten? Sie fügte hinzu: „Da es mir nicht beschieden ist, die Deinige zu sein, so soll Keiner mich besitzen. Wie sich auch mein Vormund bemühen mag, niemals wird er mich zu einer ehelichen Verbindung bereden können. Geheiligter Schatten, ich gelobe es Dir, so wahr ich Dir gegenüberstehe“. Als sie dies gesprochen, glaubte ich das Gekrach aller Möbel zu vernehmen und es war mir, als tanzten die Teufel im Saal umher. Ich wäre vor Angst fast gestorben. Deßhalb bin ich zu Euer Gnaden gekommen, um Sie zu bitten, mich zu entlassen, und das je eher je lieber.“ Während Fritz dies erzählte, hatte der Rath Zeit gefunden, sich zu sammeln und über den Vorfall nachzudenken. Er begann daher in ruhigem Tone: „Beruhige Dich, mein Junge. Würde ich irgend eine Gefahr für Deine Person wahrnehmen, so kannst du versichert sein, daß ich Dich nicht aufhielte; da ich aber überzeugt bin, daß die Hälfte wenigstens blos in Deiner Einbildung liegt, so werde ich Dich zu Deinem eigenen Besten zurückhalten. Höre mich aufmerksam an. Ich wiederhole es Dir, wäre wirklich eine Gefahr vorhanden, so würde sie Dich nicht berühren, indem Du den Ereignissen fremd bleibst. Du kannst ruhig schlafen, nur gib in Zukunft das Spioniren auf, ein Handwerk, das stets üble Folgen nach sich zieht. Ich läugne nicht, daß das Fräulein seit einiger Zeit eigene Gewohnheiten angenommen hat. Ich werde mich der Sache annehmen, vielleicht ist

es Somnambulismus. Hast Du schon davon sprechen hören?“ „Oh! ja, Euer Gnaden, von Leuten, welche bei der Nacht aufstehen und die mit geschlossenen Augen umher wandeln,“ sagte Fritz. „Ohne Zweifel ist das Fräulein eine Nachtwandlerin,“ bemerkte der Rath. „Ist es möglich?“ rief Fritz. „Es ist wahrscheinlich; aber sprich mit keinem Menschen davon. Hast Du mich verstanden? Die geringste Aeußerung würde Dir theuer zu stehen kommen,“ sagte der Rath. „Sie können darauf zählen,“ entgegnete Fritz, erschrocken wegen der Drohung des Raths; „ich werde Alles für mich behalten. Wie hat aber so ein Unglück über das gnädige Fräulein kommen können?“ „Da frägst Du mich zu viel. Unterlasse es in Zukunft, des Fräuleins Handlungen zu beobachten, bleibe in Deinem Zimmer und Du wirst sehen, daß der Teufel nicht erscheinen wird, um Dich zu holen.“ „Ist das so ganz gewiß?“ meinte Fritz. „Was mich betrifft, so werde ich sehen, was zu thun ist. Ich gebe Dir also die erbetene Entlassung nicht. Später wirst Du mir dafür Dank wissen. Jetzt gehe, mein Junge.“ Fritz entfernte sich, indem er für sich sagte: „Ja, ja, ich werde ihm Dank wissen, wenn mich die Angst umgebracht haben wird.“

Fritz war es nicht allein, der ein Opfer der Beunruhigung war. In diesem Schloße, dessen Aeußeres nur innere Ruhe und stillen Frieden voraussetzen ließ, fühlte sich ein jeder seiner Bewohner von einem Ungemach gepeinigt. Alles, was vorhergegangen war, dürfte es hinlänglich erklärt haben. Karl, der schon frühzeitig aufgestanden war, ließ, als er es für schicklich erachtete, Alicia fragen, ob sie ihm wohl die Ehre erzeigen wollte, wieder eine Promenade mit

ihm zu machen. Alicia ließ ihm sagen, sie habe schlecht geschlafen und bäte ihn daher, sie zu entschuldigen. „Hätte ich doch darauf gewettet,“ murrte der Student. Hierauf schloß er sich ein und schrieb ein n Brief an Alicia. Als er Jemand suchte, der ihn ihr überbrin en sollte, gewahrte er auf dem Gange Madame Struggers. Sie erkundigte sich freundlich, was er wünsche, und als er es ihr mitgetheilt hatte, sagte sie: „Geben Sie ihn mir, ich will soeben zu Alicia gehen.“ „Aber .... “ entgegnete Karl. „Haben Sie ihr denn etwas geschrieben, worüber sie erröthen könnte?“ fragte sie ihn. „Nein, gewiß nicht,“ betheuerte er. „Dann vertrauen Sie mir, ich werde eine pünktliche Bötin sein.“ Karl dankte ihr herzlich und ohne ein weiteres Wort zu wechseln, holte er seine Kappe und seine Handschuhe und eilte in den Park.

Alicia saß, in ihren Pudermantel gehüllt, nachdenkend in ihrem Lehnstuhl und blätterte in sichtbarer Zerstreuung in ihrem Album. Als sie die Erzieherin nahen hörte, erzitterte sie; doch als diese eintrat, bewegte ein freundliches Lächeln ihre Lippen. „Liebes Kind,“ sagte diese, „immer traurig, immer niedergeschlagen. Sie bringen mich zur Verzweiflung.“ „Verzeihung, liebe Madame,“ bat Alicia. „Wie gern möchte ich so heiter und lebensfroh wie Ihre Helmine sein und wäre es nur, um Ihrem Herzen eine Freude zu bereiten “ „Sie waren es ja noch vor Kurzem. Sie müssen es wieder werden,“ meinte Madame Struggers. „Das hängt nicht von mir ab,“ entgegnete Alicia. „Das weiß man nicht. Vor Allem verlange ich Offenheit. Der Arzt hat das Recht, den Kranken zu befragen. Vorerst aber muß ich mich eines Auftrags

entledigen. Soeben begegnete ich unserem liebenswürdigen Reisenden. Er gab mir diesen Brief für Sie." „Für mich?" rief Alicia bewegt. „Finden Sie darin etwas Unrechtes?" „Ich weiß nicht, ob es sich schickt ...., sagte Alicia zögernd. „Daß Sie diesen Brief lesen? Ich ertheile Ihnen die Vollmacht dazu," erklärte die Madame. „Gut, aber es soll in Ihrem Beisein geschehen," erwiederte Alicia. „Ich bin es zufrieden; denn ich denke nicht, daß der gute junge Mann Ihnen etwas Unschickliches geschrieben hat. Täusche ich mich nicht, so ist er ein geistreicher und ausgezeichneter junger Mann." „Sie sind für ihn günstig gestimmt, liebe Madame Str iggers," meinte Alicia.

Indem sie dies sprach, hatte sie das Siegel erbrochen, den Brief geöffnet und einige Zeilen gelesen. „Ich ahnte es," sagte sie mit Bitterkeit, „eine Liebeserklärung." „Es hängt Alles von den Ausdrücken ab, in welchen sie verfaßt ist," entgegnete die Madame. „Wollen Sie sich überzeugen? Ihr Geist ist viel jugendlicher als der meinige. Da der Brief Sie zu interessiren scheint, so will ich ihn vorlesen," sagte Alicia.

„Ich hatte ein Geheimniß, das ich im Innersten meines Herzens zu verbergen suchte, welches ich vor Gott selbst geheim zu halten mich bemühte. Dies Geheimniß gehört mir nicht mehr an, weil es mir unmöglich geworden, es ferner derjenigen gegenüber zu bewahren, welche die Ursache davon ist. Ist es aber kein Vergehen, wenn ich es Ihnen entdecke? Werde ich nicht dadurch die Ruhe Ihres Lebens stören, das bisher, einem stillen See gleich, dessen Oberfläche noch von keinem Ungewitter beunruhigt

wurde, ungetrübt verlief? Darf ich Ihnen ein Wort aussprechen, welches Ihr Ohr noch niemals vernommen hat? Wenn ich diese Kühnheit habe, so geschieht es, weil ich befürchte, jetzt schon ohne eigentliche Worte dennoch zu viel gesprochen, mich schon durch meine Blicke verrathen zu haben. Gestatten Sie mir daher, Ihnen ein offenes Bekenntniß abzulegen. Es ist keine Beleidigung, einen theuren Gegenstand anzubeten. Was ich jetzt schreibe, ist vielleicht mein Verderben; allein ich werde mich zu unterwerfen, ich werde mich zu entfernen wissen, ohne daß ein Wort der Klage meinen Lippen entschlüpfen soll. Warum mußte ich Sie sehen! Bis vor Kurzem verbrachte ich ein Dasein, heiter zwar, aber ohne höheres Interesse, ein negatives Glück, wenn man es richtig bezeichnen will. Ich glich einem munt rn Kinde, dem die Welt rosig entgegenlächelt; ja ich war der einfache Student, der überall, wo er sich blicken läßt, Lust und frohen Sinn mitbringt. Mein alleiniger und mein willkommenster Traum bisher war mein liebes Deutschland. Warum habe ich Sie sehen müssen! Weßhalb mußte ich in Ihren Augen das geheiligte Wort „Poesie" lesen! Dies war mein letzter Traum, der mir nie entschwinden wird. Ich liebe Sie, mein Fräulein. Sie sind es, die mir das tiefe und verhängnißvolle Gefühl erweckt haben, dies süße Wort, diese heilige Empfindung, welche uns zwischen Hoffnung und Verzweiflung schwanken läßt. Ja, ich liebe Sie, der Sie mir einem Engel gleich erscheinen, der an der Pforte des Paradieses

weilt. Ich lege mein Geschick zu Ihren Füßen und ergebe mich im Voraus schon Ihrem Ausspruch; denn ich bin schon jetzt auf Alles gefaßt. Verbergen Sie mir das Lächeln, welches vielleicht Ihre Lippen umspielen möchte. Sagen Sie es mir, daß Sie nicht lieben, daß Sie nicht lieben wollen, nur das Eine sagen Sie nicht: es ist zu spät, meine Liebe ist schon vergeben.

Karl."

Dem Lesen dieses Briefs folgte einige Minuten lang ein tiefes Schweigen. Es war so vieles Ueberraschende in einer solchen Liebeserklärung enthalten. Karl, ein Fremdling, wagte es, der Erbin der Fulkensteiner solch' eine Erklärung zu eröffnen, die ihm gewährte Gastfreundschaft damit zu vergelten, daß er einen beinahe frevelhaften Antrag stellte. Es war dies eine Handlung, die Alicia mit vollem Recht befremden mußte und die selbst die gute Madame Struggers mißbilligen würde. Und doch empfand Alicia keine Spur von Zorn. Sie ließ das Papier ihren Händen entgleiten und stützte sich halb träumend auf die Arme. Minder nachsichtig, denn sie hatte nicht die nämlichen Beweggründe, so einen verwegenen jungen Mann zu entschuldigen, bewies sich die Erzieherin, indem sie ihren Unmuth hierüber merken ließ. „In der That," bemerkte sie, „ich habe nichts Sonderbareres erlebt. Hat man jemals einen Mann gesehen, der weder Ihres Standes noch Ihrer näheren Bekanntschaft ist, sich derlei Ueberspanntheiten und Keckheiten erlauben zu dürfen? Wohin soll das führen?"

Allein Alicia lächelte. Sie hatte den Brief wieder genommen und sah ihn lautlos an. „Er ist sehr gut verfaßt," begann sie endlich; „aber es ist nichts anderes als

Dichtung und mir scheint es, daß Sie sehr Unrecht haben, sich deßhalb so aufzuregen. Wer hat sich jemals verleiten lassen, derartige Komplimente für wahr zu halten? Es ist noch nicht ganz erwiesen, daß die Laura des Petrarka, die Beatrice des Dante etwas anderes waren als Gebilde der Phantasie. Nein, ich könnte mich des armen Herrn Karls wegen wahrlich nicht erzürnen. Ich finde nur, daß er mich durch zu rosenfarbene Gläser betrachtet hat. Was seine Stellung, seine Vermögensverhältnisse betrifft, so bekümmere ich mich nicht darum. Das sind Geschenke des Zufalls. Wollte es Gott gefallen, daß es mir möglich wäre, den Wünschen eines ehrbaren Mannes willfahren zu können und daß mein Herz mir noch angehörte. „O! Himmel!“ rief die Madame, „sollte das Geheimniß Ihres Kummers in den Worten bestehen, die Ihnen soeben entschlüpft sind? Zögern Sie nicht länger mehr, mir Ihr Herz zu eröffnen, wie Sie es mir versprochen haben. Der rechte Augenblick ist da. Ich würde meiner Pflicht zuwiderhandeln, wenn ich nicht in Sie dringen würde, mir Ihr Herz aufzuschließen, dieses Herz, das noch niemals ein Geheimniß vor mir hatte.“

Alicia erhob sich und umarmte zärtlich Madame Struggers. „Es ist unmöglich,“ sagte sie erröthend, „ich getraue mir nicht, es zu sagen.“ „Und doch muß es sein,“ entgegnete die Madame dringend. „Sie werden mich aber für eine Närrin halten,“ erwiederte Alicia. „Ich werde mich bemühen, Sie zu heilen. Also nur Muth. Sie kennen ja meine Nachsicht.“ „Könnte ich dies Geständniß ablegen, wenn ich Sie nicht kennte?“ entgegnete Alicia. „Nun denn!“ ermunterte sie die Madame. „Es ist eine so wider=

sinnige Sache," sagte Alicia zögernd. „Sie lieben, nicht wahr?" „Ja, ich liebe," bekannte Alicia. „Mein armes Kind, erwiederte Madame Struggers; „übrigens ist das kein so seltenes Uebel. Früher oder später muß es ein Jedes bestehen." „Ja, ich liebe, ich liebe," wiederholte Alicia mit fieberhafter Heftigkeit. „Und weßhalb soll ich es versuchen, es noch länger zu verheimlichen? Meine Niedergeschlagenheit hat mich verrathen. Aber Sie werden Mitleid mit mir haben. Sie werden Ihre Thränen mit den meinigen vermischen; denn Sie sind gut, denn Sie sind eine Frau und Sie kennen aus Ihrer eigenen Erfahrung diese Pein." „Nicht so ganz," entgegnete die Erzieherin. „Frühzeitig verheirathet, hatte ich keine Zeit, mich Träumereien hinzugeben. Aber vollenden Sie jetzt, ich beschwöre Sie, ihre kleine Beichte. Besteht ein Hinderniß zwischen Ihnen und dem Gegenstand Ihrer Liebe?" „Es ist eine Welt dazwischen," rief das Mädchen in wilder Verzweiflung. „Mit ihm, den ich liebe, werde ich nie am Altar niederknien können, niemals werde ich den Laut seiner Stimme vernehmen." „Befindet er sich denn so weit entfernt von hier?" „Ach! ich wünschte, er befände sich am Ende des Weltalls. Es gibt keine Entfernung, die für ewig zu trennen vermag; aber der Tod ...?"

Madame Struggers erbleichte und bebte ahnungsvoll einen Schritt zurück. „Was sagen Sie?" fragte sie Alicia. „Darin besteht mein Wahn," fuhr diese fort. „Dies kostete mir so große Ueberwindung, es einzugestehen. Der, den ich liebe, gehört nicht mehr in die Welt der Lebenden." „Ist es möglich?" seufzte die Madame. „Als er noch lebte, hieß er Konrad von Raupach," sagte Alicia.

„Wie?“ rief die gute Frau, „einer von Ihren Ahnen? Dieser Edelmann, dessen Bild sich im großen Saale befindet?“ „Dies ist das Bild, welches mich zu Grunde gerichtet hat,“ sagte Alicia. „Soll ich Ihnen schildern, wie ich mich betroffen fühlte, als ich ihn das erste Mal erblickte, mit welcher Bewunderung, mit welchem Entzücken ich diesen edlen Kopf betrachtete, das Ideal des ritterlichen Muthes, dieses ruhige Antlitz, das seinen nahen Untergang nicht zu ahnen scheint; soll ich Ihnen noch ferners sagen, wie genau meine Augen diese Gesichtszüge erforscht haben, in deren Ausdruck sich Schmerz und Kühnheit vereinigen und diese leuchtenden Augen, die sich von der Leinwand abzulösen schienen; soll ich es Ihnen auch bekennen, wie oft ich diesen wahnwitzigen Gedanken verwünscht habe ... Ach! meine liebe Madame Struggers, es gibt Gedanken, welche einen verzehren und von denen man sich nicht loswinden kann, außer man läßt vom Leben oder man verliert den Verstand.“ „Genug! schon genug!“ rief Madame Struggers erschrocken, „wollen Sie endlich schweigen, böses Kind? Der Tod, der Wahnsinn, was soll's mit solchen Rettungsmitteln? Haben Sie mir nun Alles bekannt?“ „Ich habe Ihnen Alles gesagt und Sie können jetzt begreifen, wie unglücklich ich mich fühle, indem mein Herz für ein Wesen schlägt, das nicht mehr auf dieser Erde weilt, für eine rein bildliche Darstellung, für eine Lüge in Farben.“ „Seltsam,“ sagte die Erzieherin vor sich hin. „Niemals in meinem ganzen Leben habe ich Aehnliches vernommen. Ein Bild, das Liebe einflößt! Es war ein unglückseliger Gedanke, dies Bildniß vom Speicher herabzuholen, woselbst es aufbewahrt war. Man muß vernünftig sein, man muß

dergleichen Absurditäten sich aus dem Kopfe schlagen. Meine liebe, theure Alicia, suchen Sie wieder vernünftig zu werden, Ihrer selbst wieder würdig zu sein." „Geben Sie sich keine Mühe, mich zu widerlegen. Ich liebe mein Uebel," entgegnete sie. „Sie haben es aber selbst gesagt, daß man in Folge einer solchen fixen Idee entweder das Leben oder die Vernunft einbüßen muß." „Welches Loos mir auch beschieden sein mag, ich liebe Konrad von Raupach," rief Alicia. „Er wäre jetzt wenigstens zweihundert Jahre alt," bemerkte die Madame. „Für mich zählt er nur fünfundzwanzig Jahre," entgegnete ihr Alicia. „Welch' ein harter Kopf," klagte Madame Struggers. „Gestatten Sie mir, Sie ein wenig auszuzanken; ich habe ein Recht dazu und ich habe Ihr Geständniß nicht deßhalb vernommen, um dadurch genöthigt zu sein, den Inhalt desselben billigen zu müssen." „Ich werde Sie anhören," sagte Alicia. „Was soll ich Ihnen sagen, meine Tochter, die ich ebenso zärtlich liebe wie meine Helmine, Ihnen, für welche ich stets mit treuer Sorge und Liebe gelebt habe? Um nichts Anderes vermag ich Sie anzuflehen, und dies in Ihrem eigenen Interesse und im Namen Ihrer dahingeschiedenen Eltern, bei Ihrer Anhänglichkeit an meine Person und bei Allem, was Ihnen heilig ist, als daß Sie sich von dieser schrecklichen Idee losreißen, daß Sie sich zerstreuen und sollte es nöthig sein, den hiesigen Aufenthalt verlassen möchten." „Niemals," unterbrach sie Alicia heftig. „Daß Sie in die Wahl eines ehrenhaften Mannes einwilligen möchten, welchen Ihnen Ihr Vormund bezeichnen würde," fuhr die Madame fort. „Lieber sterben, als mich auf solche Weise zu binden," versetzte Alicia. „Immer noch diese Narr-

heit," entgegnete ihr Madame Struggers. „Nun denn," fuhr sie fort, „leisten Sie mir das Versprechen, daß Sie es nämlich der Zeit überlassen wollen, zu handeln. Sie ordnet so Manches, das man für unmöglich hielt. Es däucht Einem so Vieles für unlösbar, weil uns der helle Blick abgeht, um das noch fernliegende Ende unserer Leiden zu erspähen. Die Zeit wird ihr gutes Werk vollbringen, so hoffe ich es wenigstens. Vertrauen wir ihr. Sie wird Ihnen Ruhe angedeihen lassen. Wer weiß? vielleicht wird Sie es bewirken, daß Sie sich dem Leben und seinen ehrbaren Freuden und Zerstreuungen überlassen werden. Beachten Sie wohl, daß ich weit davon entfernt bin, Ihnen eine Predigt halten, Ihnen geradezu widersprechen zu wollen, denn es würde nichts fruchten; ich ziehe es vor, Sie zu bemitleiden. Ja, ich thue es von ganzem Herzen; doch ich will hoffen, es werde der Augenblick kommen, wo Sie in sanfterer Stimmung, in ruhigeren Gedanken einigen Trost finden werden." Während die Erzieherin in dieser Weise zu ihr redete, hatte Alicia abermals den Kopf gesenkt. Theils hörte sie zu, theils versank sie wieder in ihre Traumgebilde. Madame Struggers überzeugte sich nur zu bald von der Nutzlosigkeit ihrer Bemühungen. Plötzlich bemerkte sie, wie Alicia zusammen schauderte und sich wie mit Schrecken umwandte. Es hatte sich nebenan eine Stimme vernehmen lassen, welche das Kammermädchen des Fräuleins um Zutritt bei demselben bat. Alicia, die sich erhoben hatte, machte mit der Hand eine abwehrende Bewegung, ohne es mit Worten ausdrücken zu können. Allein es öffnete sich schon die Thüre und Karl erschien unter derselben. Er war geschmackvoll aber mit feiner

Einfachheit gekleidet, er hatte einen schwarzen sammtnen Rock an, ein graues anschließendes Beinkleid, hohe Stiefel mit zierlichen Falten und silbernen Sporen. Er hielt eine elegante Reitpeitsche in der Hand. Er grüßte, obgleich ein wenig befangen, wie es dem Mann von gutem Ton eigenthümlich zu sein sein pflegt. Alicia betrachtete ihn ohne Zorn, ohne ihm jedoch ein Zeichen zu geben, daß er sich nähern, daß er sich setzen und sprechen möchte. So war es daher an ihm, das Gespräch einzuleiten und er mußte vor Allem den Beweggrund seines Besuches angeben. „Der Schritt, den ich zu thun wage," sprach er würdevoll, „dürfte Ihnen dermaßen unbescheiden dünken, daß er mir unausbleiblich Ihre Ungnade zuziehen wird. Ich habe mir die wahrscheinlichen Folgen desselben nicht verhehlt; allein die Reinheit meiner Beweggründe ermuthigt und beruhigt mich." Alicia, ohne ihn anzublicken, und ohne eine Spur von Empfindlichkeit zu verrathen, antwortete: „Ich weiß nicht, mein Herr, weßhalb sie einen so gemessenen und feierlichen Ton anstimmen. Als Gast dieses Schlosses sehe ich nicht ein, warum mich Ihr Besuch verletzen sollte. Ich kann ihn um so eher annehmen, da in diesem Augenblick meine zweite Mutter zugegen ist." „Wenn es sich diesmal nur um einen gewöhnlichen Besuch handelte," sagte Karl, „so wäre es blos eine hergebrachte Formalität, wegen dessen ich mich nicht auf diese Art zu entschuldigen brauchte. Allein ich bin gekommen, um einer viel ernsteren Angelegenheit wegen Ihre Verzeihung mir zu erbitten." „Wirklich? ich wüßte nicht . . ." entgegnete Alicia. „Möchte sich die Kälte Ihres Benehmens nicht bis zur Verachtung steigern," bat Karl, „und wenn das

was ich Ihnen zu schreiben das Unglück hatte, Ihnen das Gefühl der Verachtung für mich eingeflößt hat, so lassen Sie es mich wenigstens durch Ihr Benehmen nicht fühlen." „Sie irren sich, mein Herr," erwiederte Alicia. „Ich bin nicht im Stande, einen ehrbaren Mann, einen Freund meines Vetters Heinrich, welchem ich herzlich zugethan bin, gering zu schätzen. Die Sinnesweise, die Sie mir zumuthen, wäre häßlich und ich würde mich selbst verurtheilen, wenn ich fähig wäre, sie zu empfinden." „Wäre es möglich!" rief Karl, tief bewegt. „Lassen Sie mich meine Ansicht aussprechen", fuhr Alicia fort. „Aus dem, was Sie mir geschrieben haben, konnte ich ersehen, wie ich es zu deuten hatte, nämlich als ein Spiel Ihres Verstandes, als einen geistreichen Scherz." Bei diesen Worten überflog eine dunkle Röthe die Wangen des Studenten. Er hielt sich demungeachtet zurück und sprach in gesetztem Tone: „Ich kann es vielleicht bereuen, diesen Brief geschrieben zu haben, aber ich würde mich gegen mein Bewußtsein verfehlen, wenn ich das Gefühl bezweifeln lassen könnte, das es mir eingeflößt hat." Das Fräulein sprang heftig vom Stuhle empor, ihre Augen funkelten und sie war im Begriff, mit ihrem zornerfüllten Blick den verwegenen Studenten niederzuschmettern, der es wagte, ihr abermals ein solches Geständniß zu erneuern. Aber das Wort erstarb ihr auf den Lippen, als sie den sanften Ausdruck und die edle Haltung Karls bemerkte. Sie setzte sich wieder nieder und bedeutete ihm, ein Gleiches zu thun. Er gehorchte, verbeugte sich und sprach: „Ich begreife, was ein Fräulein von Fulkenstein gegenüber einer solchen Sprache em=

pfinden mag. Sie hat recht, wenn sie sich dadurch unangenehm berührt fühlt. Ein Student, kaum angekommen, lohnt auf solche Weise die Gastfreundschaft. Er schreibt eine Liebeserklärung und um seiner Kühnheit die Krone aufzusetzen, bestätigt er ganz laut, daß das, was er ausgedrückt hat, aus seinem Herzen komme. Das ist unschicklich und ich bin genöthigt, mich selbst zu richten." „Ich bin Ihnen sehr verbunden," entgegnete Alicia spöttisch, „daß Sie mich der Mühe überheben, es selbst thun zu müssen." „Und ich bin Ihnen für Ihre Offenheit sehr dankbar, mein Fräulein; denn so werde ich keine Illusionen zu verlieren haben." „Ich war in der That weit entfernt zu glauben, daß Sie sich mit mir beschäftigen, nicht mehr als Sie zu erwarten haben, daß ich diese Erklärung annehmen werde," sagte Alicia. „Es ist ein Unterschied zu machen," erwiederte Karl. „Sie können mir alle Hoffnung rauben, mich aus Ihrer Nähe verbannen, von mir aber zu fordern, daß ich keine Liebe für Sie empfinden darf, das ist etwas Anderes." Alicia's Blick richtete sich fragend nach Madame Struggers, als suchte sie bei ihr Unterstützung oder irgend einen Rath. Als sie jedoch bemerkte, daß diese ruhige Zuschauerin dieses Auftrittes blieb, so suchte sie nach einer solchen Erwiederung, die geeignet wäre, den Studenten zu vernichten. Dieser kam ihr jedoch zuvor, indem er, ruhig lächelnd, sagte: „Haben Sie das herbe Wort gefunden, das mir das Herz durchbohren soll? Stoßen Sie mich von sich, ich werde Sie demungeachtet wider Ihren Willen lieben und noch dazu für mein ganzes Leben." Das junge Mädchen wandte sich gegen ihn. „Sonderbarer Mann!

rief sie aus. „Ich war entschlossen, Sie mit Vorwürfen zu überhäufen. Vor einer Minute war ich noch erbost auf Sie und jetzt fühle ich mich bewogen, Ihnen zu verzeihen. Aber hören Sie. Folgendes sind meine Bedingungen. Ich gebe zu, daß Sie mich zu lieben glauben, obgleich es viel zu rasch gekommen war, um von langer Dauer zu sein. Es bleibt Ihnen nichts Anderes übrig, als daß Sie sich bemühen sollen, sich von diesem Uebel zu heilen, das heißt, daß Sie vernünftig werden möchten. Dann werden wir Freunde bleiben können und wenn meine aufrichtige Freundschaft einigen Werth für Sie hat, so soll sie Ihnen rückhaltslos zu Theil werden. Ist es Ihnen so recht?" setzte sie hinzu, indem sie dem jungen Manne ihre Hand reichte, welche dieser ehrerbietig küßte. „Ob ich wohl ihre Freundschaft wünsche!" entgegnete er. „Sie ist für mich ein theures Kleinod, dem Nichts zu vergleichen ist. Erlauben Sie mir jedoch, obgleich ich den größten Werth auf dieselbe lege, noch mehr zu hoffen. Ich will mich näher erklären. Ich werde gehorsam sein und ich werde mich zukünftig hüten, Sie mit einem Gegenstand zu belästigen, dessen zu erwähnen Sie mir soeben untersagt haben. Wäre es aber unmöglich, daß eines Tags meine Ergebenheit, meine unerschütterliche Anhänglichkeit nicht durch ein noch heiligeres und dauerhafteres Gefühl belohnt würde?" Alicia schüttelte den Kopf. „Meine Freundschaft; mehr Nichts," sagte sie. „Mehr wäre unmöglich." Karl schien zu überlegen. Er beobachtete Alicia aufmerksam, als wenn er in ihrem Inneren nach einem Geheimniß forschen wollte. „Unmöglich?" wiederholte er. „Dann muß man sich fügen." „Sie sind nicht der Einzige, mein

Herr, der sich in sein Geschick zu ergeben gezwungen ist," bemerkte sie mit Bitterkeit. Abermals sah sie Karl an; dann sprach er, ihr die Hand reichend: „Also werden Sie mich nicht von hier gehen heißen?" „Können Sie so Etwas denken? Einen Freund!" „Geloben Sie mir, meinen tollen Brief zu vernichten," sagte Karl. „Ich weiß es nicht... ich werde sehen..." erwiederte sie. „Werden wir keine Promenade mehr unternehmen?" fragte er. „Für heute nicht," sprach sie. „Sie haben ja an Joseph einen Begleiter. Er ist ein so guter Mensch. Ich wünsche, Sie möchten trachten, mit ihm näher bekannt zu werden." „Ich theile diesen Wunsch," entgegnete Karl. „Das macht mich ganz glücklich," sagte sie, „daß Sie mir willfahren wollen und ich bin fest überzeugt, daß Sie der Madame Struggers dadurch eine innige Freude verursachen, die für Joseph eine wahrhaft mütterliche Liebe hegt." „Wie eine Mutter," wiederholte die gute Frau, seufzend, „niemals werde ich jedoch die Seinige werden." „Ich habe es mir schon oft gedacht, daß ihre Helmine eine ganz passende Frau für den Sohn des Raths wäre," meinte Alicia. „Oh!" rief die Madame erschrocken, „sprechen Sie um Gotteswillen nicht davon. Der Herr Rath würde es mir niemals verzeihen. Er hat ganz andere Absicht mit seinem lieben Joseph." „Ich verstehe," erwiederte Alicia. „Es ist meine Hand, die man für ihn bestimmt hat." „Ihre Hand?" fiel ihr der Student lebhaft in die Rede. „Und Sie wären gesonnen, sich den Absichten ihres Vormunds zu fügen?" „Ich muß mich über Sie verwundern, mein Herr," sagte Alicia mit spöttischem Stolze. „Sorgen Sie sich nicht. Niemand wird mich ohne meine Einwilligung zu einer

Heirath zwingen und da ich, aus gewissen Gründen, so fort leben werde wie bisher, so ist keine Gefahr vorhanden, daß ich einem Befehle oder einer Bitte nachgeben werde." Diese Worte, mit fester Ueberzeugung ausgesprochen, gestatteten keine Widerrede. Karl fühlte es nur zu sehr. Da er übrigens mehr erreicht hatte, als er hoffen durfte, so befürchtete er durch einen noch längeren Besuch seine Angelegenheit zu verschlimmern. Er entfernte sich daher unter wiederholten Betheuerungen des Dankes und seiner Ergebenheit. „Unser Student geht fort wie ein Brief endet," sagte Alicia lächelnd. Einen Augenblick darauf verfiel sie in Nachdenken. „Lassen Sie sich durch mich nicht aufhalten, liebe Madame Struggers," sagte sie. „Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie die Güte hätten, mir das Frühstück herauf zu schicken. Ich bin nicht in der Stimmung, auszugehen. Ich will meine zeit mit Zeichnen und mit Lektüre zubringen." Madame Struggers beeilte sich, Alicia's Wunsch nachzukommen. Sie hatte kaum das Zimmer verlassen, so verdoppelte sie ihre Schritte. Ein großes Vorhaben war in ihrem Kopfe aufgetaucht.

Madame Struggers hatte den jungen Mann bald eingeholt, der langsam und nachdenkend in den weitschichtigen Gängen des Schlosses dahin schritt. Er hörte sie kommen nd blieb verwundert stehen. „Wollen Sie mich sprechen, Madame?" fragte er sie, in den Augen derselben den Gedanken herauslesend, der sie beseelte. „Sie haben es erra=

then," entgegnete diese. „Entfernen wir uns, denn ich besorge, daß man uns belauschen könnte. Ich rechne auf ihre Diskretion, um hoffen zu dürfen, daß unsere Unterredung geheim bleiben wird." „Ich verspreche es Ihnen im Voraus," betheuerte Karl. „Wo beliebt es Ihnen hinzugehen?" „Auf die Terrasse des Parks. Dort laufen wir nicht Gefahr, von neugierigen Ohren behorcht zu werden," sagte die Madame. „Gehen wir auf die Terrasse," erwiederte Karl mit dem ihm eigenthümlichen entschlossenen Tone. Als sie an dem Wohnzimmer des Raths vorüber schritten, vernahmen sie lebhafte Stimmen darin. Folgende Worte namentlich, vom Rath gesprochen, drangen an ihr Ohr: „So steht es? Sie dulden es, daß Joseph ganz auf seine Stellung, auf seinen Rang vergißt? Von jetzt an verbiete ich ihnen ausdrücklich, ferner mit meinem Sohne zu sprechen." „Seien Sie unbesorgt, Herr Rath," entgegnete Helmine sanft, „ich werde Ihrem Befehl Folge leisten." In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre. Karl und Madame Struggers, die sich an die Wand des Ganges gedrückt hatten, sahen Helmine tief betrübt heraustreten.

Als das arme Kind seine Mutter gewahrte, brach es in einen Strom von Thränen aus. Sie warf sich an deren Brust, indem sie ausrief: „Ach, meine gute Mutter! Du besitzest mein Geheimniß." „Leider bin ich nur zu gut unterrichtet," sagte diese. „Aber noch ist es Zeit. Lasse Dein Herz nicht zum Opfer eines unseligen Traumes werden. Du kennst ja zur Genüge den Stolz des Herrn von Lück. Im Grunde hat er auch Recht. Unsere Stellung, unsere Herkunft ist der Seinigen untergeordnet.

Betrachte seinen Befehl wie einen klugen Rath. Meide Joseph und denke nicht mehr an ihn.“ „Ich werde ihm ausweichen,“ erwiederte Helmine, „ich werde es über mich bringen können; aber wie soll ich es bewerkstelligen, nicht an ihn zu denken? Er ist ja so gut!“ Karl lächelte und sagte mit geheimnißvollem Tone: „Meine liebenswürdige Kleine, trocknen Sie Ihre Thränen. Sie werden nicht immer Ursache haben, sich zu kümmern. Man wird sich Mühe geben, Ihr Glück und Ihre Zufriedenheit begründen zu helfen.“ Helmine, ihr Antlitz verändernd, blickte ihn betroffen an und faltete die Hände. „Scherzen Sie oder reden Sie in Ernst,“ fragte Helmine. „Im vollen Ernst,“ betheuerte Karl; „denn ich weiß aus Erfahrung, daß man mit dem Herzen keinen Scherz treiben darf.“ Madame Struggers Gesicht verfinsterte sich. „Herr Karl,“ sprach sie, „Sie betrüben mich sehr.“ „Wirklich? theure Madame?“ fragte Karl. „Das würde mir sehr leid thun. Weßhalb beklagen Sie sich über mich?“ „Bemerken Sie es denn nicht, wie sich mein Kind an jedes Ihrer Worte anklammert, wie der Schiffbrüchige an den einzigen rettenden Balken? Suchen Sie es nicht, ihr einen Hoffnungsstrahl schimmern zu lassen, welchen zu verhauchen die Wirklichkeit nicht lange anstehen würde. Welche Macht steht Ihnen zu Gebote, Ihnen, der selbst des Beistands bedürftig ist?“ Der Student erwiederte kein Wort auf Madame Struggers Rede, er preßte nur ihren Arm an sich und zog sie mit sich fort; denn er erblickte unter der halb geöffneten Thüre die unbewegliche Gestalt des Raths.

Als sie sich weit genug entfernt hatten, als sie nämlich im Freien angelangt waren und ungehindert sprechen

konnten, begann Karl folgendermaßen: „Wir hatten Unrecht, uns nicht sogleich entfernt zu haben. Dieser Mephisto stand auf der Lauer. Doch es wird Alles sich günstig gestalten." „Nochmals, erwecken Sie in meiner Tochter keine Illusionen. Du wirst Dich, liebe Helmine, soviel als möglich in unserem Zimmer aufhalten. Hielte mich meine mütterliche Zärtlichkeit für Alicia nicht zurück, ich würde noch heute dieses Schloß verlassen." Helmine entfernte sich, das Haupt gesenkt wie eine Blume, welche der rauhe Herbstwind geknickt hat. Sie gedachte vielmehr der Hoffnung erweckenden Worte Karls als der klugen Rathschläge ihrer Mutter. Diese eröffnete nun, Karl gegenüber, ihr Anliegen, sprechend: „Was ich Ihnen, mein Herr mitzutheilen habe, ist von solcher Wichtigkeit und von solcher zarten Natur, daß ich mich beinahe erschreckt fühle, diese Unterredung zu beginnen, wenn ich mich nicht durch meine Anhänglichkeit an Alicia dazu gedrungen fühlte." „Madame," erwiederte Karl, „diese Einleitung verpflichtet mich, Ihnen auf das Feierlichste zu geloben, Ihr Geheimniß gewissenhaft zu bewahren. Sie dürfen es mir mittheilen. Mein Ehrenwort bürge Ihnen dafür." „Das ist gut gesprochen," sagte sie. „Ich sehe, daß ich mich in Ihnen nicht getäuscht habe. Nun aber vergeben Sie es mir, wenn ich vielleicht verwirrt sprechen sollte; denn es handelt sich nicht um meine Person, sondern um eine andere, die mir so theuer ist, wie meine eigene Tochter, die ich mit treuer Sorge erzogen habe, und welche ich glücklich wissen möchte." „Sie vermögen für das Wohl des Fräuleins keine innigeren Wünsche zu hegen, als ich selbst es thue," entgegnete Karl. „Ist es möglich," fragte sie ihn, „daß Sie

so rasch in Liebe zu ihr entbrannt sind? Und lieben Sie Alicia wirklich? Wird diese Ihre Liebe von Dauer sein?" „So wahr Gott mir helfen möge, schwöre ich Ihnen, daß ich Alicia von ganzer Seele liebe; ich schwöre, daß diese Liebe eine ernstliche ist und daß ich verzweifeln würde, sollte mir dies heilige Gefühl einst nicht erwiedert werden," betheuerte er. „Und doch scheint dies Ihr Loos zu sein," entgegnete sie seufzend. „Oh Gott!" klagte Karl. „Sie werden mich verstehen, wenn ich mich näher erklären werde, wozu jetzt der Zeitpunkt gekommen ist. Sie haben einen Nebenbuhler." „Einen Nebenbuhler!" wiederholte der junge Mann erbleichend. Dann setzte er mit düsterer und eifersüchtiger Miene hinzu: „Es ist doch nicht Herr Joseph?" „Nein gewiß nicht," erwiederte sie. „Der gute Junge denkt nicht an Alicia. Ihr Nebenbuhler... gehört nicht mehr dieser Welt an." Karl erbebte, unfähig, einen Laut von sich zu geben. „Ihr Nebenbuhler ist Einer von den Ahnen Alicia's, der Baron Konrad von Raupach," sprach sie. „Wie?" rief er, „der Ritter von Raupach, der in der Schlacht von Lützen getödtet wurde?" „Sie wissen das?" fragte sie ihn erstaunt. „Ja, ja," erwiederte Karl hastig. „Ich weiß es von meinem Freunde Heinrich." Madame Struggers fuhr fort: „Folgendes hat sich ereignet. Alicia kannte nicht das Bild des Konrad von Raupach. Unglücklicherweise kam man diesen Winter auf den Gedanken, um dasselbe einen prächtigen Goldrahmen machen zu lassen und es im großen Saale aufzuhängen. Würden Sie es glauben können, daß Alicia für den längst entschlummerten Todten eine leidenschaftliche Liebe empfindet, die sich in Folge der Unmöglichkeit sie zu

befriedigen, nur noch um so heftiger gesteigert hat? Nachdem sie mit sich selbst vergeblich gerungen, überließ sie sich am Ende der Uebermacht ihrer Leidenschaft und der fixen Idee, welche sie noch tödten wird. Mit einem Worte, es ist die Liebe gegenüber dem Tode, es ist der Tod, welcher das Leben verdorren macht. Was ist da zu thun? Sie gibt keinen anderen Gedanken Raum. Sie haben es bemerkt, wie Alicia Sie von sich abwies, ohne Zorn, ohne Mißachtung zwar, jedoch mit Festigkeit. In meinem mütterlichen Schmerz nehme ich zu Ihnen meine Zuflucht. Vielleicht gelingt es Ihnen besser, auf ihr zerrüttetes Gemüth einzuwirken." Karl stand da, völlig in sich abgeschlossen. Er legte seine Hand auf die Stirne und flüsterte einige leise und unverständliche Worte. Endlich sprach er: „Ein sonderbarer Fall, ein eigenthümliches Spiel der Einbildungskraft. Sie haben Recht, es ist ein trostloses Ereigniß. Und doch glaube ich, daß es ein Heilmittel gibt. Allein welches? Dies zu finden, erfordert Nachdenken. Es wird viele Mühe kosten; wer weiß, ob nicht Alles vergebens ist? Jedenfalls, gute Madame Struggers, danke ich Ihnen für Ihr Zutrauen. Ich erkenne daraus Ihre gute Gesinnung für mich. Es wäre Ihnen also nicht zuwider, mich als den Gatten Alicia's zu wissen?" „Sie wären in meinen Augen ihr Lebensretter," sagte Madame Struggers, indem sie fortfuhr: „Es wäre noch ein Hinderniß zu überwinden, vielleicht das Schwierigste von Allem, nämlich des Raths Einwilligung zu erlangen; denn er war von jeher bemüht, für seinen Sohn sich zu bewerben, das heißt sein eigenes Interesse im Auge zu behalten, nämlich das Vermögen Alicia's. Sie können

sich denken, wie er einen Fremden behandeln würde, der mit Einemmale seine Pläne zerstören wollte." „Beruhigen Sie sich," sagte Karl, „ich stehe Ihnen dafür, daß ich ihn dahin bringen werde, daß er unsern Wünschen nachgeben muß." „Da besäßen Sie ja die Zauberkraft eines Magiers," versetzte die Madame. „Lassen Sie mich nur ruhig darüber nachdenken," fuhr Karl fort, „alsdann werde ich handeln. Trennen wir uns, damit wir keinen Verdacht erregen. Daß nur Alicia von unserer Unterredung nichts erfährt. Das ist wichtig." „Das ist freilich höchst wichtig," wiederholte Madame Struggers, indem sie von dem jungen Manne schied, und nachdem sie sich bei ihm bedankt hatte.

Sie hatten Fritz nicht bemerkt, der außer seinen übrigen Dienstverrichtungen in ihrer Nähe mit dem Schneiden von Rosen und von Lilas beschäftigt war. Fritz war keiner von denen, welche gerade ihre Ohren den Worten verschließen, wenn diese auch nicht an sie gerichtet sind. So hatte er denn einige Bruchstücke der Unterredung vernommen und es war sein erster Gedanke, den Rath von deren Inhalt zu benachrichtigen. Er wartete so lange, bis der Student mit Joseph fortgeritten war; dann schlich er sich, ohne von Madame Struggers bemerkt worden zu sein nach dem Wohnzimmer des Rathes.

Nachdem die beiden Reiter den Eingang in den Park durchschritten hatten, bemächtigte sich ihrer ein Gefühl der Unbehaglichkeit. Männer pflegen sich gegenseitig zu impo=

niren, daher es auch nur sehr selten geschieht, daß Sie sich so schnell und ungezwungen mittheilen, wenn sie nicht schon eine geraume Zeit vorher mit einander bekannt und vertraut gewesen waren. Joseph namentlich war sehr verlegen. Karl war artig, zuvorkommend, aber gemessen und schweigsam. Joseph schmachtete zweifelsohne, bei ihm blieb aber das Leidenschaftliche in seinem Innern zurückgedrängt. Der gute junge Mann war viel zu sehr disciplinarisch erzogen, um es zu wagen, den Romanhelden zu spielen. Er hauchte den Namen Helminens ganz leise den Lüften zu; allein so vorsichtig und stille, daß es selbst diese kaum zu hören vermochten. Er gedachte der Strenge des Vaters und da er es fühlte, daß er nicht den Muth besitzen würde, sie zu bekämpfen, so besaß er wenigstens so viel Geduld, sie zu ertragen.

Die beiden Reiter konnten doch nicht immerwährend in ihrem zurückhaltenden und wortkargen Benehmen verharren. Die Offenherzigkeit ihrer Jugend übte ihren Einfluß auf den Mund. Karl unterbrach zuerst das Schweigen, indem er sagte: „Gestern befand ich mich auf derselben Stelle, saß auf eben demselben Pferde, die schöne Alicia begleitend und heute weilt sie im Schlosse und überläßt sich ihren düstern Träumen.“ „Ja,“ erwiederte Joseph, „ich begreife es sehr gut, mein Herr, daß die Begleitung von heute für Sie weniger angenehm ist. Es ist aber nicht meine Schuld. Glauben Sie es wenigstens, daß ich mich beeilt habe, von der Erlaubniß Sie begleiten zu dürfen, Gebrauch zu machen.“ „Ich danke Ihnen dafür,“ erwiederte Karl. „Sie sind gut, Sie besitzen ein vortreffliches Herz.“ Joseph verneigte sich. In seinem

Innern erwachte aber doch ein wenig sein Patricierstolz, der zu ihm sagte: „Dieser Student gibt sich mehr oder weniger das Ansehen eines Protektors.“ Allein noch ein Gedanke machte dem Vorhergehenden Platz und erweckte in Joseph das Bewußtsein, daß dieser schlichte Student in seinem ganzen Wesen, in seiner ganzen Art sich auszudrücken, mit einem Wort, mit Allem ausgestattet wäre, was den über die Gewöhnlichkeit erhabenen Menschen eigenthümlich sei. Karl sagte, ohne zu ahnen, was in Joseph's Inneren vorging: „Ich bin sehr froh, daß sich eine Gelegenheit dargeboten hat, die es gestattet, uns frei auszusprechen. Sie bietet sich vielleicht im Leben blos Einmal dar, daher darf man den geeigneten Augenblick nicht unbenützt vorübergehen lassen. Machiavel stellte die Gelegenheit bildlich dar, mit dem einen Fuße auf einem Rad, das niemals stille hält. Steigen wir selbst auf dies Rad, welches unaufhaltsam dahin läuft. Lassen Sie einmal Ihre Meinung über mich hören.“ „Sie stellen mir da eine Frage,“ entgegnete lächelnd der Sohn des Raths, „die mich verlegen machen könnte, wenn es der Fall wäre, daß ich sie in einem Ihnen ungünstigen Sinne zu beantworten hätte; denn ich bin vor Allem aufrichtig und wahrheitsliebend und ich würde es mir nie vergeben können, irgend Jemand zu täuschen. Sie fragen mich, welche Ansicht ich von Ihnen hege? Ich finde, daß Sie ein wenig originell sind.“ „Ganz gut,“ rief Karl. „Es gibt so viele Copien und so wenig Originale.“ „Dann finde ich, daß Sie nicht immer bescheiden sind,“ fuhr Joseph fort. „Ich rufe Ihre letzten Worte zu Zeugen auf.“ „Ich werde mir Mühe geben, es zu werden,“ versetzte Karl; „doch

Sie deuten vielleicht auch eine gewisse Energie als Stolz. Aber fahren Sie fort.“ „Ich habe nichts Weiteres mehr beizufügen, als daß ich mit voller Ueberzeugung an die Ehrenhaftigkeit Ihres Charakters und an Ihre Offenheit glaube.“ „Ich danke Ihnen,“ entgegnete Karl. „Hören Sie, verehrter Freund. Die Ehrenhaftigkeit des Charakters, die Sie mir zuzugestehen die Güte hatten, veranlaßt mich, auch an die Ihrige mich zu wenden. Würde es Sie beruhigen, wenn ich das Fräulein von Fulkenstein lieben würde? Hielten Sie mich für verwegen oder für zudringlich, wenn ich die Absichten Ihres Vaters durchkreuzen würde, oder auch vielleicht die Ihrigen; wenn ich den Traum einer reichen Heirath zerstören würde?“ Joseph reichte Karl die Hand und sprach: „Weit entfernt, daß Sie mein Nebenbuhler, daß Sie mein Gegner wären, würden Sie vielmehr mein Wohlthäter sein, wenn, was was ich nicht zu behaupten wage, es Ihnen bei Alicia gelingen würde, Ihren Wunsch erfüllt zu sehen, vor Allem aber bei meinem Vater.“ „Ich verstehe,“ erwiederte Karl, „Ihr Herz ist nicht mehr frei.“ „Leider!“ seufzte Joseph. „Das ist die Schwäche und die Unentschlossenheit, die in Ihrem Inneren wiederkehren,“ entgegnete Karl. „Seien Sie doch ein Mann, Joseph. Wenn der Gegenstand Ihrer Liebe ein Ihnen würdiger ist, so zögern Sie nicht, ihn mir zu nennen.“ „Kennen Sie ihn?“ fragte Joseph. „Vielleicht, und ich glaube der Name heißt Helmine,“ sagte Karl. Der Sohn des Raths wandte sich ängstlich um. Karl konnte nicht umhin, zu lächeln. „Meine Kühnheit beunruhigt Sie. Nun denn, Sie lieben das Fräulein Struggers.“ „Leider!“ seufzte Joseph von Neuem. „Wa-

rum denn leider?" meinte der Student. „Weil meine Liebe hoffnungslos ist; denn mein Vater träumt nur von einer Verbindung mit Alicia." „Wie? Sie könnten sich dem Willen Ihres Vaters unterwerfen, wo es sich um das Glück Ihres Lebens handelt?" rief Karl. „Ich weiß nicht, wie ich ihm widerstehen kann." „Nun, wenn Sie nicht selbst so viel Charakterstärke besitzen, so müssen Andere sie für Sie haben," bemerkte Karl. „Ich biete mich Ihnen als Beistand an, als Vermittler." „Um Gotteswillen!" rief Joseph, „thun Sie es nicht, Sie würden unserer Sache nur schaden. Mein Vater würde mich nach Wien zurückschicken und ich würde mein einziges Glück einbüßen, nämlich den Anblick Helminens." „Ihr ewiges Stillschweigen wird Ihnen aber auch nichts nützen," bemerkte Karl. „Es ist wahr," entgegnete Joseph, „allein, erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, Sie vermögen es ebensowenig zu meinen Gunsten zu handeln, wie ich selbst. Um es Ihnen unverholen zu gestehen, mein Vater liebt Sie nicht." „Ich weiß es," erwiederte Karl. „Er sieht Ihren Aufenthalt im Schlosse mit scheelen Augen an." „Ich weiß es ebenfalls," war Karls Antwort. „Er gäbe Viel darum, wenn Sie schon abgereist wären." „Auch das weiß ich," sagte Karl abermals. „Wozu wäre also Ihre Vermittlung gut?" fragte Joseph. „Die Wahrheit an das Tageslicht zu fördern," sagte Karl. „Aber denken Sie nur," meinte Joseph, „daß wenn Sie ihm zu gleicher Zeit Ihre Neigung für Alicia bekennen, daß alsdann der Zorn meines Vaters keine Gränzen mehr kennen wird." „Der Rath wird sich zuletzt dennoch beruhigen müssen," entgegnete Karl scherzhaft. „Sie lachen?" sagte Joseph.

„Oh! mein geehrter Freund, machen Sie den Versuch. Dann wollen wir sehen, ob ich mich getäuscht habe. Sie würden alsbald die Weisung erhalten, sobald wie möglich dies Schloß zu verlassen und mir ginge es vielleicht noch schlimmer.“ „Ah! der arme Junge!“ rief Karl. „Er wagt es zu sagen, daß er liebt! Aber die wahre Liebe verwandelt den Menschen in einen Löwen. Je reizender der Gegenstand der Eroberung ist, um so mehr soll der Muth sich steigern. Ich werde ihn für zwei haben. Alicia übrigens hat es in meinem Beisein erklärt, daß sie niemals heirathen werde,“ sagte Joseph. „Wie oft hat nicht ein junges Mädchen diesen Schwur gethan?“ meinte Karl, „Sie haben doch für Alles eine Antwort,“ bemerkte Joseph. „Ich will eben mein Vorhaben durchsetzen,“ sagte Karl. „Welch ein glückliches Dasein werden wir führen, mein lieber Joseph, wenn wir unser Lebensziel erreicht haben werden. Sehen Sie diese herrliche Gegend. Hier fühlt man sich glücklich; es ist der Frieden, erfüllt mit Poesie. Schon gestern betrachtete ich sie und war von ihr entzückt, heute empfinde ich das nämliche wohlthuende Gefühl. Wie herrlich wäre es, wenn wir mit einander den Aufenthalt in diesem Schlosse theilen würden, wenn wir es als gute Freunde bewohnen könnten, unsere Zeit der Musik, dem Studium und dem traulichen Gespräche widmend. Ich verspreche Ihnen die Gastfreundschaft für das ganze Leben.“ „Trotz meiner Aengstlichkeit,“ sagte Joseph lächelnd, „kann ich nicht umhin, ihren Worten eine komische Seite abzugewinnen.“ „Wie so?“ fragte Karl. „Daß Sie jetzt schon über das Schloß schalten und walten,“ erwiederte Joseph. Karl senkte den Kopf nach dem Halse des Pfer=

des und schien nachzusinnen. „Sie möchten recht haben,“ sagte er nach einer Weile mit bewegter Stimme. „Doch nein,“ rief er plötzlich mit Energie, „ich lasse mich nicht entmuthigen. Wie viel Zeit geben Sie mir, um mein Ziel erreicht zu haben?“ „Meine ganze Lebensdauer,“ entgegnete dieser. „Das wäre zu lange; denn ist es einmal mit der Jugendzeit zu Ende, so gilt das Leben nichts mehr,“ meinte Karl. „Also Ihre ganze Jugendzeit,“ sagte Joseph. „Auch das wäre noch zu lang,“ entgegnete Karl; „denn außer den ersten Illusionen gibt es nur Ueberdruß und Enttäuschungen. Hören Sie, ich verlange blos vierzehn Tage,“ sagte Karl. Joseph sah ihn erstaunt an, wie einen Menschen, der sich etwas Unmögliches auszuführen einbildet; doch er schwieg, indem er eine weitere Bemerkung für nutzlos hielt.

Es war schon spät, als die beiden jungen Leute zurückkehrten. Sie waren unterwegs öfters von ihren Pferden abgestiegen, um einige Dörfer und einzelne Bauernhöfe zu besichtigen, wo Karl überall herzlich empfangen worden war, nachdem die Bewohner in Erfahrung gebracht hatten, daß er ein Freund des Baron Heinrich von Raupach sei. Dieser Name hatte in der ganzen Umgegend einen guten Klang. „Wann wird doch der gute Herr Heinrich wiederkommen?“ hatten die Leute gefragt. Und mancher alte Bauer hatte sich geäußert, „ich möchte ihn doch noch einmal vor meinem Tode sehen.“ Der Rath kam den beiden Reitern entgegen. Er sah noch viel grämlicher wie gewöhnlich aus, was ihn nicht schöner aussehen machte. Alicia begleitete ihn, lebhaft mit ihm sprechend, als wenn sie eine Härte ihres Vormunds bekämpfen wollte.

Als sie den Tritt der Pferde vernahmen, unterbrachen sie das Gespräch. „Ah! sind Sie endlich da, meine Herren," rief ihnen der Rath entgegen. „Ich hoffe, Sie werden Zeit genug gehabt haben, die Gegend kennen zu lernen." „Wer weiß," sagte Karl. „Ich gehöre zu Denen, welche sich beeilen, ihr Glück zu genießen, weil sie ahnen, es werde ihnen bald geraubt werden." „Das klingt ja ganz poetisch," bemerkte der Rath und kniff die Lippen zusammen. „Oh! nein, Herr Rath, das ist nicht Dichtung, das ist Wirklichkeit," versetzte Karl und gegen Alicia sich wendend: „Guten Abend, mein Fräulein. Um wie viel angenehmer würde für mich dieser Ausflug gewesen sein, wenn es Ihnen genehm gewesen wäre, daran Theil zu nehmen." „Das Fräulein hat an Anderes zu denken, als tagtäglich umherzureiten," bemerkte der Rath listig. Der Student würdigte diese boshafte Aeußerung keiner Antwort. Sein und Joseph's Blick begegneten sich. Er las deutlich in demselben die Frage: „Ist dies der Weg zum Ziele?"

Man begab sich zu Tische. Madame Struggers und Helmine erschienen nicht. Nach einigen Augenblicken, da Karl noch immer stehen geblieben, fragte ihn der Rath: „Setzen Sie sich nicht?" „Ich will abwarten bis Madame Struggers und ihre Tochter erscheinen werden," sagte Karl. „Das ist umsonst," entgegnete ihm der Rath. Die beiden Damen werden nicht mitspeisen. Sie haben sehr viel zu thun, denn sie werden Morgen zweifelsohne nach Wien zurückkehren. Karl durchzuckte es, indessen Joseph, bleich wie der Tod, in seinen Sessel zurücksank, indem er einen Schrei ausstieß. Sein Vater warf ihm einen Blick

voll Zorn hin. Karl, der sich wieder gefaßt hatte, stellte folgende Frage an den Rath: „Erlauben Sie mir, mein Herr, Sie zu fragen, ob ich vielleicht auch mit Ursache an Ihrem Entschluß bin, die beiden Damen zu entfernen?" „Ganz und gar nicht," sagte der Rath trocken. Karl fuhr fort: „Ich kann es mir aber doch nicht denken, daß Madame Struggers, welche mit so inniger Liebe an Fräulein Alicia hängt, freiwillig sie verlassen würde." „Es ist doch unerhört," schrie der Rath. „Dieser Herr Karl, den wir kaum näher kennen, nimmt sich heraus, sich in Familien-Angelegenheiten einzumischen, seine Meinung geltend zu machen und so zu sagen in einem ihm fremden Hause, wo man so artig war, ihn aufzunehmen, den Herren zu spielen." Zorn und Verachtung rötheten des jungen Mannes Wangen; doch gerade weil er einen festen Charakter besaß, so wußte sich Karl zu beherrschen. Daher begnügte er sich, zu erwiedern: „Sie wären vollkommen berechtigt, mir gegenüber diese Sprache zu führen, wenn ich Ihnen die gastliche Aufnahme zu verdanken hätte. Dies ist jedoch nicht der Fall. Ich verdanke Ihnen überhaupt gar nichts." „Herr Karl," unterbrach ihn Alicia lebhaft, „Sie sind nicht mehr Herr Ihrer Worte. Sie kränken mich sehr." Eine Thräne perlte in des Studenten Auge. Alicia hatte ihn entwaffnet. Aber der Rath beharrte in seiner aufgeregten Stimmung. „Ich habe Sie verstanden," sagte er zu Karl. „Sie wollten dadurch andeuten, daß Sie die gastfreundliche Aufnahme nur allein Ihrem Freunde Heinrich zu verdanken hätten. Nun wohlan! Ja, ich erkläre es, denn der rechte Augenblick dazu ist erschienen, daß dieses Schloß, in welchem wir uns befinden,

Heinrich gehört, der es seither, nebst den dazu gehörigen Einkünften, seiner Cousine überlassen hat.“ „Ist es möglich!“ rief Alicia. „Wie? das hat Heinrich für mich gethan?“ „Ja,“ fuhr der Rath fort, „und dies sein edelmüthiges Verfahren darf Sie nicht verwundern. Allein dies berechtigt seinen Freund keineswegs, sich in meine Angelegenheiten einzumengen und meinen Sohn Joseph zum Ungehorsam gegen mich zu verleiten. „Ich vermöchte wenigstens einen Theil Ihrer Anschuldigungen zurückzuweisen. Ich will es unterlassen. Sollte meine Anwesenheit Anlaß zur Zwietracht geben, sollte wohl gar meine Person Schuld daran sein, daß die würdige Erzieherin des Fräuleins sich zu entfernen genöthigt wäre, so würde ich nicht länger zögern, ungeachtet des Rechts, das mir die brüderliche Freundschaft Heinrichs ertheilt hat, das Vergnügen zu opfern, das ich empfand, hier verweilen zu können. Ich werde Morgen abreisen.“ „Sie, mein Herr?“ fragte Alicia theilnahmsvoll. „Ich hoffe, mein Fräulein,“ sagte Karl, „daß die Beweggründe meines Verhaltens ihrer Billigung sich erfreuen werden und es wird mir einigen Trost gewähren, wenn mich Ihre Werthschätzung auf meinem Lebenswege begleiten wird.“ „Sie besitzen sie vollständig, mein Herr. Hegen Sie keinen Zweifel hierüber,“ versicherte ihn Alicia. Das Antlitz des Raths strahlte vor Freude. Welch’ ein Glück war es für ihn, endlich von diesem ihm lästigen Menschen befreit zu werden. Der übrige Theil des Abends verstrich friedlich, wie wenn nach erlebtem Sturm die Ruhe eintritt. Als man sich trennte, blieb Karl, ohne Alicia und Joseph zu folgen, bei dem Rath zurück und sagte: „Erlauben Sie mir,

Ihnen nicht sogleich eine gute Nacht zu wünschen, ich habe Ihnen noch einige Worte zu sagen.“ „Sie, mein Herr?“ fragte der Rath, ein wenig unmuthig über diese unverhoffte Zumuthung. „Können Sie denn diese Unterredung nicht für den kommenden Morgen aufsparen?“ „Unmöglich,“ entgegnete Karl. „Es wäre zu spät.“ „Wenn es sich so verhält, so bin ich bereit, Sie anzuhören,“ erwiederte Jener. Karl überzeugte sich vorher, ob die Thüren zugeschlossen seien, dann kehrte er zurück, ließ sich auf einen Stuhl nieder und begann mit leiser Stimme mit dem Rath ein Gespräch, dessen Gegenstand ein Geheimniß der beiden Männer blieb.

Karl an Alicia.

„Leben Sie wohl! Sie, welche ich mit jener Tiefe des Gefühls liebte, wie es nur in einer idealeren Welt zu geschehen pflegt. Ich, der arme Student, der allein und verlassen auf dem weiten Erdenrund weilt, ich hatte das Glück gehabt, Ihr frommes Lächeln zu erblicken, von Ihnen gastlich aufgenommen zu werden. Allein Gott überläßt uns seine Engel nur auf kurze Zeit. Ihr Fuß berührt nur für wenige Augenblicke die Erde. So leben Sie denn wohl, Sie, die ich mit jenem Gefühl der Inbrunst liebte, welches aus der Hochachtung entspringt. Nur ein einziges Wort von Ihnen und ich wäre zu Ihren Füßen niedergestreckt geblieben. Sie haben

mir Ihre Freundschaft angeboten, doch ich zog es vor, meinen Schmerz zu bewahren. Ihre Liebe wollte ich mir erringen, nicht Ihr Mitleid erregen. Doch es sei mir gestattet, Ihnen den letzten Schwur zu leisten. Aber Sie, welche dahier zurückbleiben, gedenken Sie meiner, wenn auch nur in flüchtigen Augenblicken. So will ich denn wieder die Wanderschaft durch das Leben antreten, seinen Zufällen mich preisgebend, ganz allein und verlassen. Kein menschliches Wesen wird mich fragen; denn man kümmert sich nicht um den vorüberziehenden Pilger. Er schleppt sich fort, er sinkt erschöpft nieder, erdrückt von der Bürde des Daseins. Niemand hat ihn gekannt. Leben Sie wohl, Alicia. Erhalten Sie sich dem Frieden, den ich verloren habe."

„Karl."

Nachdem Alicia diesen Brief gelesen hatte, versank sie in tiefes Träumen, aus dem sie durch Madame Struggers aufgescheucht wurde, welche in das Zimmer trat. Sie warf sich in deren Arme und sagte mit bewegter Stimme: „Sehen Sie, theure Madame, was mir Herr Karl geschrieben hat. Ich verheimliche Ihnen Nichts, am allerwenigsten diese Angelegenheit. Wie traurig ist's, Jemand ein Gefühl einzuflößen, welches man nicht theilen kann. Der arme junge Mann! Warum hat er mich aber auch lieb gewinnen müssen? Gewiß hält er mich für sehr grausam. Ach! wenn er wüßte..." „Nicht ihn beklage ich," sagte Madame Struggers. „Er nimmt einen Traum mit sich, einen peinlichen zwar, der jedoch viel poetisches

in sich schließt und der sich eines Tages in eine Erinnerung umgestalten wird, deren zuweilen bittere Augenblicke dennoch nicht süßer Empfindungen entbehren werden. Sie, mein liebes Kind, sind es, die vor Allem zu bedauern ist, Sie, die ihren Verstand unnützen und tollen Grillen geopfert haben." „Entschuldigen Sie mich aus Barmherzigkeit," flehte Alicia, „und schelten Sie mich nicht. Ach! ich fühle mich ja so unglücklich!" „Wahrlich ist es ein Unglück und noch dazu ein sehr großes, sich über das Bereich der Wirklichkeit verirrt zu haben. Was haben Sie angefangen, liebe theure Alicia? Sie haben alle Ihre Gedanken auf einen Gegenstand gerichtet, der nicht mehr existirt. Sie haben das Lebendige mit dem schon Todten vermählt. Schon vor dem Eintritt ihrer letzten Lebensstunde haben sie sich freiwillig in das Grab gelegt." „Vernichten Sie mich nicht," bat Alicia. „Verkennen Sie nicht mein Herz," fuhr die Madame fort, „es sind nicht Worte der Härte oder der Anklage, die ich spreche, es ist der Schrei des Kummers einer Mutter, und darf ich Ihnen sagen, wie ich denke, so muß ich es Ihnen bekennen, daß mich der Herr Karl unaussprechlich dauert; denn er besitzt einen biedern Charakter." „Schweigen Sie," unterbrach sie Alicia." „Mag er beschaffen sein, wie er will, ich will nicht an ihn denken, ich habe die Augen ob seiner Vorzüge zugedrückt." „Er wird Sie nicht mehr mit seiner Gegenwart belästigen," versetzte die Madame. „Wie so?" fragte Alicia. „Er ist fort" sagte die Madame. „Fort?!" rief Alicia. „Diesen Morgen. Dieser Brief, den Sie mir soeben zeigten, war sein Abschied." Alicia dachte einige Augenblick für sich nach, dann sagte sie ent=

schlossen: „Dieser Herr Karl ist keiner von denen, welche man vergißt. Sollte er Ihnen jemals schreiben und Ihnen den Ort seines Aufenthaltes mittheilen, so lassen Sie ihn wissen, daß ich ihm meine aufrichtige Freundschaft bewahrt habe.“ „Oh! wenn Sie ihn nur gesehen hätten,“ sagte Madame Struggers, „den vortrefflichen jungen Mann. Die Thränen standen ihm in den Augen. Als er schon auf der Straße sich befand, blickte er noch zu öfteren Malen nach dem Schlosse zurück. Sie werden sein Betragen noch mehr schätzen, wenn ich Ihnen sage, daß er sich so zu sagen für mich geopfert hat. Der Rath beschuldigte mich, die Neigung seines Sohnes zu Helminen zu begünstigen und namentlich den Rathschlägen Herrn Karls in dieser Beziehung Gehör zu schenken. Ich sollte mich von hier entfernen. Schon wollte mir bei diesem Gedanken das Herz brechen. Herr Karl, bevor er schied, wollte vorher noch vom Rath ein Pfand der Genugthuung verlangen. Wir werden nicht getrennt werden, meine theure Alicia.“ Als Alicia diese Worte vernahm, stürzte sie sich abermals in Madame Struggers Arme. Man hörte Tritte. Es war der Rath, der mit freudestrahlendem Antlitz hereintrat. „Ich bin von Allem unterrichtet,“ sagte ihm Alicia mit schneidender Kälte, sich von ihm abwendend. „Sollte es Ihnen unangenehm sein?“ fragte der Rath. „Es wird mir wohl gestattet sein, bis zu einem gewissen Grade die Gesellschaft eines anständigen Mannes zu vermissen?“ erwiederte sie. „Gott weiß es, daß es mir nie in den Sinn kam, Sie zu kränken. Vielleicht habe ich den Eigenschaften des Studenten zu wenig Rechnung getragen; allein mir mißfiel sein bisweilen allzu abstoßender Freimuth.

Uebrigens muß ich ihm zur Ehre nachsagen, daß sein im letzten Augenblicke bewiesenes Benehmen ein höchst lobenswerthes und ehrenhaftes war, das ich nur achten kann." „Sie werden in Folge dessen mich nicht mehr von meiner lieben Struggers trennen wollen?" fragte Alicia. „Ich bin weit davon entfernt, erwiederte der Rath. „Doch ich bin der Ueberbringer einer Nachricht, die Sie erfreuen wird. Rathen Sie Einmal. Nein, Sie werden es niemals errathen. Es wird besser sein, wenn ich es sage Da sehen Sie." Er hielt ihr einen Brief entgegen. „Er ist von ihrem Vetter," sagte er. „Ein Brief von Heinrich!" rief Alicia und streckte ihre Hand darnach entgegen. „Ich wußte wohl, daß es Sie erfreuen würde," bemerkte der Rath. Alicia hatte das Schreiben hastig erbrochen und las:

„Endlich will ich es aufgeben, theure Cousine, ferner noch außerhalb meinem Vaterlande, getrennt von meiner Familie und von Allem, was ich liebe, in der Verbannung zu leben. Die Wissenschaft, der ich mit Liebe und Wißbegierde oblag, kann mit der Aufopferung so vieler Jahre zufriedengestellt sein. Ich glaube nun berechtigt zu sein, ein wenig nach Herzenswunsch leben zu dürfen. In einigen Tagen hoffe ich bei Dir sein zu können. Du wirst mich verändert finden. Sicherlich wirst Du mich nicht wieder erkennen. Wie bin ich ungeduldig, Dich wiederzusehen. Man hat mir gesagt, Du seiest sehr schön geworden und auch eben so gut, was die Hauptsache ist. Mein Freund Karl, der mir nach Schloß Fulkenstein vorausgeeilt war, hat mir Wun=

derdinge von Dir geschrieben; ich muß Dir jedoch bemerken, daß Karl ein Dichter ist. Lasse Dich durch seine Schmeicheleien nicht bethören, obwohl ich überzeugt bin, daß er nicht übertrieben hat. Ich fühle mich jetzt schon bei dem Gedanken beglückt, daß wir bald vereinigt sein werden. Ich glaube, ich werde mich in Zukunft nicht wieder von Dir trennen können. Man vermag nur eine Zeit lang geschieden zu leben, und es ist wohl gethan, diese Kluft für immer auszufüllen. Erlaube mir, Dich schon im Voraus zu umarmen."

„Heinrich."

„Was sagen Sie dazu?" rief der Rath mit triumphirender Miene. „Ich bin entzückt darüber," erwiederte Alicia. „Indem ich Heinrich wiedersehe, finde ich auch meine Familie wieder. Vielleicht wird er über die Abreise seines Freundes ungehalten sein." „Das wird sich machen lassen," meinte der Rath. „Ich nehme die Verantwortung auf mich. Wollen Sie erfahren, weßhalb mich dieser Brief und die baldige Ankunft Ihres Vetters so freudig gestimmt hat? Weil dies Ereigniß wirklich nöthig war, um sie von der Schwermuth zu heilen, in der Sie sich zu gefallen scheinen und welche für Ihre Erzieherin, für Joseph und für mich eine Veranlassung der Sorge und des Bedauerns geworden ist." „Sie haben Recht," erwiederte Alicia halblaut. Ihr Ideengang führte sie wieder in das Bereich ihrer Träume und ihrer Truggebilde. Der Rath that dergleichen, als bemerke er es nicht und entfernte sich. Madame Struggers folgte ihm, zu welcher

er sagte: „Wir wollen Frieden schließen und noch dazu einen dauerhaften.“ Alicia sah ihnen mit stummem Blick nach, der bald auf das Schreiben Karls sich heftete, welches neben dem Briefe Heinrichs offen auf dem Tische liegen geblieben war. „Seltsam,“ dachte sie, „der Eine schrieb seinen Abschied, der Andere zeigte seine Ankunft an. Der Eine ist betrübt, der Andere heiter. Armer Karl! Warum kann ich nicht seinen Kummer theilen, und weßhalb wieder nicht die Freude Heinrichs?“

Die Nacht hat das Schloß Fulkenstein in ihren dunkeln Schleier gehüllt. Es ist eine sternenlose Nacht mit vorhergegangenem Gewitter. Sie ist traurig und finster. Von außen hatte man den klagenden Ruf der Nachtvögel vernehmen können, welche vom Landmanne als das Stöhnen der gequälten Geister oder als die Stimmen der Dämonen des Abgrundes gedeutet werden. Es war schon sehr spät, als man draußen am Perron einen Wagen anfahren hörte. Der Rath und Joseph, brennende Lichter in der Hand, eilten dem Ankommenden entgegen, der aus der Postchaise stieg. Man hörte zu verschiedenenmalen den Namen „Heinrich“ aussprechen. So war es denn wirklich der so lang Erwartete. Dennoch hat sich Alicia noch nicht blicken lassen. Es ist freilich schon Mitternacht. Heinrich hat erfahren, daß sie sich in ihr Gemach zurückgezogen hat; er will sie so spät nicht mehr stören. Da er sich selbst von der Reise ermüdet fühlt, so will er sich die Freude, seine Cousine wiederzusehen, für den kommenden Morgen versparen. So herrschte in Kurzem wieder Ruhe und Stille im Schlosse. Alles hat sich dem Schlafe ergeben, blos allein Alicia tritt leise und hastig mit einem

Licht in der Hand, aus ihrem Zimmer. Ihr Auge blickt verwirrt und scheu umher; die Worte, die sie leise ausstößt, entbehren des Zusammenhangs. „Bevor ich Dich wiedersehe, Heinrich" sprach sie, „will ich meinen Schwur erneuern. Ja, Du könntest es versuchen wollen, mich von der Idee, die mich tödten wird, abzubringen; allein ich werde alle Schranken durchbrechen, die mich von diesem Grabe trennen und ich werde den dichten Schleier lüften, der mir jene Seele verhüllt, zu der es mich unwiderstehlich hinzieht." Sie schreitet geisterhaft durch die weiten Gänge und die öden Gemächer dem gewohnten Orte zu. Der Griff der Thüre gibt dem Drucke ihrer Hand nach, welche sie so oft schon geöffnet hatte. Alicia steht vor dem verhängnißvollen Bilde. Sie zittert. Nur mühsam gelingt es ihr, einen Schrei zu unterdrücken. Nur der Rahmen allein ist an der Mauer angehängt, die Leinwand ist herausgenommen. In demselben Augenblick läßt sich ein Geräusch am entgegengesetzten Ende des Saales vernehmen, die Thüre öffnet sich langsam und es erscheint eine männliche Gestalt. Er ist von schlankem und zierlichem Wuchs und in die kriegerische Tracht des siebenzehnten Jahrhunderts gekleidet. Er schreitet langsamen Schrittes näher. Alicia, zwischen Entsetzen und zwischen dem Gefühle ihres Herzens im Zweifel schwebend, glaubt zu sehen, ja sie sieht wirklich Konrad von Raupach. Er ist es, er ist es selbst. Es kann nur Er sein. Die Gestalt schreitet immerwährend näher, ernst und lautlos. Mit Einemmale gibt er ein beruhigendes Zeichen; dann sprach er mit sanfter Stimme folgende Worte: „Alicia, beruhige Dich, ich bin derjenige, welchem Du so oft schon Deine

Wünsche anvertraut hast, derjenige, den Du liebst und der Dich liebt. Gott hat mir die Gnade angedeihen lassen, mich für einige Augenblicke in das Leben zurückzurufen. Ich bin gekommen, um mich mit Dir zu vereinigen; alsdann begebe ich mich wieder zur ewigen Ruhe. Willst Du meinen Brautring annehmen?“ Dem jungen Mädchen war die Stimme entfallen. Die innere Aufregung hatte sie auf einen Lehnstuhl sinken machen. Sie vermochte nur zu stammeln: „Ja, ich willige ein.“ Er trat zu ihr hin, kniete sich vor ihr nieder und sagte: „Willigst Du ein, Baronin von Raupach zu werden?“ „Ja,“ erwiederte sie.“ „Vor dem Angesichte Gottes?“ „Ja,“ betheuerte sie. „In rechtmäßiger Ehe?“ „Ja,“ gelobte sie abermals. „Hier ist mein Ring, gib mir den Deinigen,“ sagte er. Alicia glaubte die eisige Kälte zu fühlen, als sie seine Hände berührte. Es bemächtigte sich ihrer ein furchtbarer Schauder; sie sank zurück und fiel in eine tiefe Ohnmacht.

Als Alicia am andern Morgen erwachte, gewahrte sie Madame Struggers und Helmine am Fuße ihres Bettes. „Gott sei es gedankt,“ rief die Madame, „der Schlaf hat sie wieder gekräftiget.“ „Ach welch' ein schrecklicher Traum,“ sagte Alicia mit matter Stimme. Sie brach in Thränen aus. Das Gedächtniß stellte sich wieder ein. Als sie den prachtvollen Ring an ihrem Finger gewahrte, der ihr völlig fremd war, sagte sie mit Entsetzen: „Was habe ich gethan? Ich bin verloren!“ „Nein, mein Kind, Sie sind es nicht,“ entgegnete Madame Struggers beruhigend. „Sie werden in aller Ruhe aufstehen und wir führen Sie alsdann in den blauen Salon, wo Ihrer der liebenswür-

digste Mann von der Welt harrt, nämlich ihr Vetter Heinrich." „Heinrich!" sprach sie, „ist er hier?" „Haben Sie ihn denn nicht ankommen hören?" fragte die Madame. „Es ist wahr," sagte Alicia. „Verlieren wir keine Zeit," drängte die gute Frau. „Aber ich sehe so bleich aus. Was wird er von mir denken?" meinte Alicia. „Sie sehen im Gegentheil sehr hübsch aus," beschwichtigte sie Madame Struggers. Mechanisch sich fügend, folgte Alicia Madame Struggers und Helminen, welche der Jugendfreundin die wärmste Theilnahme bewiesen hatte.

„Da ist Sie, da ist Sie!" rief die Madame, welche zuerst eingetreten war. Ein Freudenschrei antwortete darauf. Zugleich stürzte ein junger Mann herzu und sank zu Alicia's Füßen nieder, indem er sprach. „Meine schöne Cousine!" Alicia erbebte, als wenn sie eine Schreckenskunde vernommen hätte; aber schon hatte sich Heinrich ihrer Hand bemächtigt, die er mit Küssen bedeckte. „Er, schon wieder, Er," sagte Alicia. „Wer denn?" fragte Heinrich. „Bin ich für Dich der Student Karl oder Konrad von Raupach, oder was noch besser ist, Dein Vetter Heinrich?" Nicht im Stande zu antworten, stieg in Alicia eine Ahnung auf und ein liebliches Lächeln umspielte ihren Mund. „Er ist von Allem etwas," sagte der Rath gutmüthig. „Wie? Herr Karl, Sie wären ... wie? Heinrich Du wärest ...? stammelte Alicia. „Ich bin Dein Vetter, der während zehn Minuten Dein Ahnherr war. Zum Beweise dessen sieh hier Deinen Ring," sagte Heinrich. „Oh! böser Vetter, wie hast Du mich betrogen," erwiederte Alicia. „Mußtest Du so weit herreisen, um mir diesen Streich zu spielen?" „Wenn ich noch viel

weiter von Dir gewesen wäre, so würde ich demungeachtet zurückgekehrt sein, da ich erfuhr, daß Du eines Arztes bedürftig wärest.“ „Aber der fürchterliche Schwur, den ich geleistet habe...“ bemerkte Alicia. „Ich mache mich verantwortlich dafür,“ entgegnete Karl. „Indem Du mich heirathest, bleibst Du ihm treu; denn Du wirst die Baronin von Raupach. Uebrigens ist es nöthig, daß Du einwilligest, schon im Interesse Helminens, welche ich aussteuern werde und da der Rath seine Zustimmung zu der Heirath zwischen ihr und seinem Sohne Joseph ertheilt hat. Ebenso wie ich mich in die Tracht Konrad's verkleidet habe, wird es gut sein, daß Konrad meine Gesichtszüge erhalte. Wenn Du es erlaubst, liebe Cousine, so wird in kurzer Zeit ein tüchtiger Künstler sich einfinden, welcher diese Figur in die Meinige umändern wird.“ „Es kömmt mir Alles wie ein Traum vor,“ sagte Alicia, „und wärest Du nicht mein guter Heinrich...“ „Ja,“ unterbrach sie dieser, indem er sie an sein Herz drückte, „wohl gleicht dies Alles einem Traum; allein es ist derselbe Traum, den unsere beiden Mütter schon im Voraus bereitet hatten, als eine Frucht ihrer innigsten und geheiligten Freundschaft.“

Die Ermordung der Caumont la Force.

Im Jahre 1572 wurde Paris oftmals durch Volksaufstände beunruhigt. Beinahe täglich konnte man von einem feindlichen Zusammenstoße zwischen Hugenotten und Katholiken hören. Die Gemüther waren erfüllt von der bangen Ahnung, daß sich in nicht allzu ferner Zeit ein Ereigniß von großer ernster Bedeutung zutragen werde. Die katholischen und die hugenottischen Parteiführer beobachteten sich gegenseitig mit Mißtrauen und obwohl seit dem Jahre 1570, dem Augusttraktate zufolge, im Frieden lebend, herrschte demungeachtet zwischen ihnen der tiefste Argwohn.

Karl der IX. hatte soeben seine treuesten Anhänger, seine verläßigsten Truppen und seine leidenschaftlichsten Rathgeber in seine Nähe berufen. Man ahnte es schon im Voraus, es werde nicht lange mehr anstehen, daß die Schwerter aus den Scheiden gezogen und daß die Dolche gezückt würden.

In diesem düstern Jahre 1572 ging Heinrich von Caumont eines schwülen August-Abends hastigen Schrittes und schwermüthigen Blicks im Garten des Palastes von la Force, welcher in der Straße Saint-Antoine, der Kirche Saint-Paul gegenüber gelegen war, auf und nieder. Er

war ein junger Mann von beiläufig zwanzig Jahren, von schlankem Wuchse, regelmäßigen Gesichtszügen; doch war in seinen Zügen jener eigenthümliche Ausdruck sichtbar, der sich bisweilen bei Menschen trifft, denen eine gefahrvolle Zukunft bevorsteht.

In diesem Augenblicke näherte sich ihm, munter einherhüpfend, ein Kind. „Bruder, wie gefällt Dir mein neuer Wamms?" fragte es. „Er ist sehr schön," erwiederte Heinrich. „Du siehst wie ein blauer Vogel aus." „Ich habe absichtlich diese Farbe gewählt, um Dir zu gefallen," fuhr der Kleine fort. „Ist es denn nicht die Farbe der Frau von Larsy?" fragte der kleine Caumont schelmisch. Bei diesem Namen verfinsterte sich Heinrich's Antlitz. „Es fängt die Betstunde an," bemerkte der Kleine; „folgst Du mir denn nicht?" „Nein, ich muß ausgehen," versetzte Heinrich. „Bete vorderhand Du für mich, ich werde es für Dich thun, wenn ich zurückgekehrt sein werde." Er umarmte freundlich lächelnd den Knaben, der einst der erste Herzog von la Force, Pair, Marschall von Frankreich und das Haupt seiner nachfolgenden, berühmten Familie werden sollte.

Die Nacht war finster. Mit Mühe ließen sich die hohen Giebeldächer der Häuser der Straße Saint-Antoine erkennen, und schwere Wolken hingen am nächtlichen Himmel. Heinrich von Caumont schritt rasch aus dem Palaste, nach der Seine die Richtung einschlagend. Er langte in dem Augenblicke dort an, als soeben noch der letzte Fährmann das linke Ufer verließ, um an das rechte herüber zu stoßen. Als er am andern Ufer ausgestiegen war, schritt er einige Minuten über die Felder; denn die Vorstadt Saint-Ger-

main war in Folge der Kriege des fünfzehnten Jahrhunderts beinahe völlig zerstört worden, so daß der Pflug über mehrere Stellen ging, woselbst vordem viele Wohnungen gestanden hatten. Eine Viertelstunde später hing ein junges Mädchen an seinem Arme, mit welcher er langsamen Schrittes unter den großen Bäumen auf- und abging, welche die große Wiese, der Pré aux Clercs genannt, umgaben. Heinrich und das junge Mädchen schienen sich wenig um das Geräusch zu bekümmern, welches sich zeitweise in dem angrenzenden Stadttheile vernehmen ließ. „Heinrich“, sagte das junge Mädchen, „es werden nun bald sechs Monate sein, daß wir uns das Erstemal sahen, und auf welche Weise! Mitten in der Seine, von ihren Wellen fortgerissen und nahe daran, unter ihnen zu versinken. Wenn Du wüßtest, Heinrich, wie mich der Gedanke glücklich macht, Dich meinen Lebensretter heißen zu können,“ und sie fügte beunruhigt bei: „Niemals sah ich Dich so niedergeschlagen wie heute. Was fehlt Dir?“ Der junge Mann lächelte wehmüthig. „Weißt Du es nicht, Margarethe,“ sprach er, „daß die von unserer Religion jeden Tag in größter Gefahr schweben? Was sage ich? Schwebt nicht das Schwert des Todes über unsern Häuptern? Was mich angeht, so zähle ich schon zwanzig Jahre und es ist gleichgültig, ob mich der Tod auf dem Schlachtfeld oder anderswo erreicht. Das ist nur eine Folge meiner Stellung. Ich bin daher auf Alles gefaßt.“ Margarethe schauderte. „Ach! welch ein Unglück ist es,“ sagte sie seufzend, „daß Du ein Mann des Schwertes geworden bist.“ „Was kann ein Caumont la Force Anderes sein?“ fragte er. „Und weßhalb mußte es geschehen, daß ein

armes Mädchen wie ich, seine ganze Zukunft Dir anheim gab?“ sprach sie. Heinrich von Caumont drückte, traurig bewegt, einen Kuß auf des jungen Mädchens Hand. „Ja,“ sagte Margarethe, „Du bist jetzt die Seele meines Daseins. Wo ich immer weile, schwebt mir Dein Bild vor Augen und der Klang Deiner Stimme ist für mich erquickender, als der Hauch der Nachtluft, der diese Blätter bewegt. Ein Gedanke verfolgt mich jeden Augenblick des Tags und erfüllt mein Inneres mit Angst, indem ich mir sagen muß, daß Heinrich den Louvre besucht. Und befindet sich dort nicht irgend eine schöne Dame des Hofs, die seiner im einsamen Boudoir gedenkt? Man sagt selbst, daß die Gräfin von Larsy....“ Heinrich ließ sie nicht zu Ende kommen, ergriff mit Heftigkeit ihre Hand und erwiederte mit ernsthafter Miene: „Sprich mir niemals von dieser Frau. Bei meiner Ehre, ich liebe sie nicht.“ „Noch ein anderer Gedanke quält mich,“ fuhr das junge Mädchen fort, den Arm Heinrichs an sich pressend, als wenn ein Gefühl der Furcht sie überkäme. „Welch' ein Gedanke ist es, Margarethe,“ fragte er sie. „Ich irre mich, nicht ein Gedanke, sondern eine Gestalt ist es, die mich ängstigt.“ „Eine Gestalt?“ fragte Heinrich. „Ja, stelle Dir vor,“ sagte sie, „seit einigen Tagen folgt mir stets ein Mann von finsterem Aussehen, der sich, sobald es Nacht geworden, bisweilen über eine Stunde meiner Wohnung gegenüber aufhält, seine Augen auf meine Fenster gerichtet.“ „Das wird ohne Zweifel ein Dichter sein,“ bemerkte Heinrich scherzhaft. „Nein, es ist Kriegsmann,“ entgegnete sie. „Er trägt eine Feder auf dem Hute und führt einen

langen Degen." „Dann ist es ein Anbeter," meinte Heinrich. „Und was ist da Wunderbares daran? Bist Du denn nicht anbetungswürdig?" Es war spät geworden.

Heinrich und Margarethe erinnerten sich endlich, daß es Zeit sei, sich zu trennen. Auf dem Quais, unweit der Seine-Straße war es, wo Heinrich von Caumont und Margarethe von einander Abschied nahmen.

Diese hielt vor einem kleinen Hause von höchst bescheidenem Aussehen und pochte an den Eingang desselben. „Wer ist da?" fragte eine zitternde Stimme. „Ich bin es, Tante, die Margarethe Fleury," gab das Mädchen zur Antwort. „Auf Wiedersehen," sagte das junge Mädchen zu ihrem Freunde; denn sie bemerkte einen schwachen Lichtschein über der Thüre. Heinrich entfernte sich nach der anderen Seite der Gasse. Er sah Margarethe am Ende eines schmalen Hausgangs verschwinden, geführt von der Tante, die ihr, eine Laterne in der Hand, voranleuchtete. Einen Augenblick darauf machte er sich auf den Heimweg nach seiner Wohnung, indem er die Richtung nach der Fähre bei den Tuilerien einschlug. Während er so dahin schlenderte, überließ er sich den angenehmsten Selbstgesprächen, indem er nicht ohne einige Genugthuung und Eitelkeit zu sich selbst sagte, daß das linke Ufer der Seine für ihn das gelobte Land sei, insoferne daselbst für ihn zu gleicher Zeit zwei liebliche Blumen blühten, eine prachtvolle Rose und ein frischduftendes Veilchen. Unter dem Veilchen verstand er Margarethe und die Rose bedeutete die Gräfin Larsy. Zur Ehre seiner Wahrheitsliebe gegen das junge Mädchen sei es aber gesagt, daß

er von der prächtigen Rose nur der Erinnerung wegen Erwähnung that und daß er in Wahrheit nur das duftende Veilchen liebte.

Heinrich gedachte soeben wieder zum hundertstenmale des Veilchens, als er einige Schritte von rückwärts sich angerufen hörte.

„Wer da?" fragte er und langte nach seinem Degen. „Der Rittmeister Martin von Aural," erwiederte eine kräftige Stimme. „Der Himmel gebe Ihnen seinen Segen," sagte Heinrich. „Und auch dem Herrn von Caumont," entgegnete Jener, „denn ich habe ihm etwas mitzutheilen." Bei diesem Wort trat ein Mann herzu, welcher die Uniform der königlichen Chevauxlegers trug. In dem Ausdruck seines Gesichts drückte sich gerade kein besonderes Wohlwollen aus. Die dichten Augenbrauen, die fahle Gesichtsfarbe, die starken Lippen und das hervorstehende Kinn verriethen im Gegentheil Verschlagenheit und einen eisernen Sinn. „Bei unserem Herrgott, Herr von Caumont," sagte er, „es scheint im Buche des Schicksals geschrieben zu stehen, daß wir uns stets auf meinem Wege begegnen". „Und Sie mir auf dem Meinigen," entgegnete Heinrich gleichgültig. „Was das betrifft, so müssen wir uns näher erklären," bemerkte der Rittmeister. „Im Louvre haben Sie bei der Gräfin von Larsy den Sieg über mich davon getragen." „Sie irren sich, Rittmeister. Die Gräfin ist nicht die Dame meines Herzens, wie man es in den Romanen zu nennen pflegt. „Das mag sein," versetzte Jener; „allein Sie sind der Ritter dieses Herzens und Ihre Gegenwart hat mir bei ihr geschadet. Mag dem sein, wie ihm wolle, ich habe mich in meine Niederlage

ergeben; aber es handelt sich um eine andere Eroberung, um die wir uns Beide bewerben, nämlich die der liebenswürdigen Margarethe Fleury."

Heinrich von Caumont erbebte innerlich. „Was diese betrifft, so würde ich sie selbst dem Teufel abstreiten," betheuerte der Rittmeister. „Was kann Sie aber glauben machen..." sagte Heinrich verlegen. „Beim Teufel!" rief der Rittmeister. „Habe ich Sie nicht schon zweimal in der Nähe des Gäßchens getroffen, wo Margarethe wohnt? Sie gehen doch wohl nicht dahin, um nur die Häuser oder die Fensterstöcke zu zählen." „Ich will nicht in Abrede stellen, daß ich Margarethe Fleury kenne," entgegnete mit Kälte Herr von Caumont. „Ich war eines Tages so glücklich, sie vom Tode zu erretten." „Damals, als sie nahe daran war, in den Wellen der Seine unterzugehen," unterbrach ihn der Rittmeister. „Ich habe von diesem Ereigniß sprechen hören." „Und ich achte das junge Mädchen von ganzem Herzen," sagte Herr von Caumont mit scharfer Betonung. „Das ist ja vortrefflich," versetzte der Rittmeister, seine Hand auf Heinrichs Schulter legend. „So einen platonischen Nebenbuhler sollte man eigentlich gar nicht fürchten. Somit bleiben Sie bei der Achtung, ich bei der Liebe." Obgleich vor Wuth zitternd, so hielt Heinrich dennoch an sich. Er wünschte es nicht, daß Margarethens Name als Vorwand eines Streites benützt würde. Der Rittmeister bemerkte Heinrichs Aufregung. „Er liebt Margarethe," dachte er. „In diesem Falle ist es eine Angelegenheit zwischen uns Beiden." Um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, fragte er leichthin: „Ich glaube, Sie werden mit dem König zu-

frieden sein, Herr von Caumont?“ „Inwieferne?“ „Insoferne,“ erwiederte der Rittmeister, „als der König um das Wohl Ihrer Religionsgenossen besorgt ist und daher für Margarethe ebenfalls, die Ihr Glaubensbekenntniß theilt. Die königliche Sorge erstreckt sich so weit, daß er, um sie vor den Plänen der Guisen zu schützen, in alle Häuser, wo sich ihre Glaubensbrüder aufzuhalten oder sich zu versammeln pflegen, vertraute Männer gesandt hat, um ihre Namen und ihre Wohnungen zu erfahren. Ja, er hat, um Coligny zu beschützen, eine Wache vor dessen Wohnung aufstellen lassen.“ „Ich weiß es, „entgegnete Heinrich mit düsterem Tone. „Diese Wache befehligt Cosseins, der Todfeind des Admirals.“ Dies sagend, konnte er nicht umhin, verächtlich mit den Achseln zu zucken. „Oho!“ versetzte der R.ttmeister, der nur eines Vorwands harrte, um einen Streit hervorzurufen, „solche Verachtung gegen die königliche Gnade! Beim Teufel! Sie werden mir dafür Genugthuung verschaffen.“ „Ich stehe zu Diensten,“ erwiederte Heinrich. „Das bin ich von Ihnen überzeugt,“ sagte Jener. „Beliebt es Ihnen, noch in dieser Nacht....“ „Beim Teufel! nein,“ entgegnete der Rittmeister. „Sie sind sehr ungeduldig. Bedenken Sie doch, daß man, um mit den alten Rittern zu sprechen, dem Dienst für seinen König und für seine Dame obliegen muß. Ich habe heute Nacht die Wache im Louvre und morgen bringe ich den Abend bei der Frau von Larsy zu. Es ist eine liebenswürdige Frau, nicht wahr? Haben Sie mir auch die Pforte ihres Herzens verschlossen, so ist es mir doch nicht minder angenehm, auf platonische Weise ihres Anblicks zu genießen.“ Heinrich schwieg. „Mir kömmt ein Gedanke,“ sagte der Ritt=

meister. „Kommen Sie morgen Abend zu der Gräfin. Dort wollen wir Tag und Stunde besprechen.“ „Ich werde kommen,“ versetzte Heinrich. Sie trennten sich Beide beim Louvre, nachdem sie übergesetzt waren. Der Eine begab sich in den Palast, der Andere kehrte nach seiner Wohnung zurück.

Zwei Tage nach der Unterredung Heinrich von Caumont's mit dem Rittmeister, war das Hotel der Gräfin von Larsy prachtvoll erleuchtet. Die Lüster sandten ihre Strahlen in den großen Garten, der sich bis zu dem Ufer der Seine erstreckte. Die Gräfin schritt durch ihre Gemächer, umringt von den sich an sie drängenden, zahlreichen Anbetern, unter welchen sich die berühmtesten und vornehmsten Namen des Königreichs befanden, wie jene der Biron, der Laroche-Foucauld, der Nevers, der Cossé und vieler Anderer. Aber die Augen derjenigen, um deren Gunst sich alle diese Anbeter bewarben, suchten unter dieser vornehmen Menge die Gestalt des schwermüthigen und ernsten von Caumont zu entdecken, den sie durch eine vertraute Dienerin eigens für diese Abendgesellschaft einladen hatte lassen.

Die Gräfin hatte sich in die Ecke eines der Fenster zurückgezogen und hörte mit steigender Spannung den Worten des Rittmeisters Aural zu, der, wie es den Anschein hatte, ihr ein Geheimniß mittheilte. Plötzlich ließ sich in ihren Gesichtszügen eine auffallende Veränderung

wahrnehmen. „Also," sagte sie mit verhaltener Stimme, „hat er eine Liebschaft. Sind Sie dessen ganz gewiß?" „Ja, Gräfin," versetzte der Rittmeister. „Und wie heißt sie?" war ihre Frage. „Es ist ein junges Mädchen," sagte er. „Ist sie schön?" fragte die Gräfin weiter. „Sehr schön," versicherte der Rittmeister; „aber sie ist eine verstockte Ketzerin." Als sie dies vernahm, umspielte ihren Mund ein triumphirendes Lächeln. „Ihr Name?" fragte sie. „Sie heißt Fleury, mit dem Taufnamen Margarethe. Sie ist..." Die Gräfin unterbrach ihn rasch, fragend: „Wo wohnt sie?" „Einige Schritte von hier," sagte er. „In dem kleinen Gäßchen Nesle." Wenn sie es auch nicht aussprach, so konnte man es doch in ihren Blicken lesen, daß sie sagen wollte: „Ich werde mich rächen." In demselben Augenblicke trat Heinrich von Caumont in den Saal. Nachdem er die Gräfin gegrüßt, flüsterte er dem Rittmeister mit kurzen Worten in das Ohr: „Haben Sie Ihre Zeugen?" Jener erwiederte: „Wir brauchen keine Zeugen. Wozu die Leute belästigen?" „Also ohne Zeugen? Gut," sagte Heinrich. „Ich habe unter dem Vorwand einen Kranken besuchen zu wollen, den Pater Lukas, den Beichtvater der Gräfin, benachrichtigt, damit er mir, falls es nöthig wäre, im letzten Augenblicke beistehen möchte. Man kann nicht wissen, was einem guten Katholiken zustoßen kann. Genehmigen Sie die Anwesenheit des Pater Lukas?" fragte der Rittmeister. „Ich bin ganz einverstanden," entgegnete Heinrich. „Gehen wir nun, sagte der Rittmeister. Heinrich von Caumont war so in Gedanken vertieft, deren Gegenstand sich jedoch außerhalb dieses Hauses befand, daß er es gar nicht be=

merkte, welch' fürchterliche Blicke ihm die Gräfin zuwarf. Einige Augenblicke später, begleitet von einem Mönche, der seine Gebete hersagte, hielten Herr von Caumont und der Rittmeister unfern der Wohnung der Gräfin stille, in der Nähe des Gäßchens, wo Margarethe Fleury wohnte, und deren Haus eine flackernde und rauchige Laterne spärlich beleuchtete. Die beiden Gegner zogen ihre Degen. Da erbebte Heinrich. Er hatte bemerkt, daß Margarethens Fenster halb geöffnet war. „Um Gotteswillen!" rief Pater Lukas, als er die Degenklingen leuchten sah. „Begeben wir uns denn nicht zu dem Sterbenden, Rittmeister, von welchem Sie mir sprachen?" „Nur Geduld, lieber Pater," entgegnete dieser, „wenn Sie noch keinen Sterbenden haben, vielleicht haben Sie in zwei Minuten einen Todten." Der Pater verstand den Sinn dieser Rede, er kniete nieder und begann wieder in näselndem Tone zu beten. „Nicht so laut," sagte der Rittmeister zu ihm. „Der Laut Ihrer Nase könnte uns zerstreut machen." „Kann es losgehen?" fragte Heinrich seinen Gegner, indem er Stellung nahm. „Ja, ich bin bereit," antwortete der Rittmeister, sich gleichfalls fertig machend. Die Klingen kreuzten sich. Beim dritten Gange stieß Herr von Aural einen derben Fluch aus und stürzte so jählings zur Erde, daß er der ganzen Länge nach im Schmutz ausgestreckt dalag. Er war zu gleicher Zeit verwundet, entwaffnet und beschmutzt. Heinrich und Pater Lukas standen ihm hülfreich bei, als sich Schritte vernehmen ließen. Es war eine Patrouille, die sich näherte. „Retten Sie sich Herr von Caumont," sagte der Rittmeister, „wir wollen bei unserer nächsten Zusammenkunft den Handel erneuern; denn für heute habe ich ein kleines Loch in

der Brust davon getragen, das mich schwach gemacht hat.“ „Ich überlasse Sie der Sorgfalt des Pater Lukas,“ sagte Heinrich, indem er eiligst entfloh, da die Patrouille nur noch einige dreißig Schritte entfernt war. „Was geschieht hier?“ fragte der Anführer derselben, als er einen Kriegsmann, von einem Geistlichen unterstützt, gewahrte. „Nur ruhig,“ sagte der Rittmeister, „der ehrwürdige Pater ist soeben beflissen, mir zu beweisen, daß wenn man zu viel getrunken hat, man in den Schmutz fällt. Sie sehen hier das Beispiel.“ Die Leute lachten und entfernten sich. Ein teuflischer Gedanke bemächtigte sich des Rittmeisters. „Pater Lukas,“ bat er, „unterstützen Sie mich und führen Sie mich bis an diese Thüre.“ Er deutete auf Margarethens Haus. Der Pater nahm den Kriegsmann unter den Armen und geleitete ihn bis zur Schwelle des bezeichneten Hauses. „Gut so, Herr Pater,“ sagte er, „und nun pochen Sie tüchtig an die Thüre.“ Der Pater gehorchte. „Gut gemacht, Ihre Faust ist nicht von schwächlichem Kaliber,“ meinte der Rittmeister.

Es war eine finstere Nacht. Margarethe saß bei ihrer Handarbeit und dachte an Heinrich; doch schon seit einigen Augenblicken horchte sie auf den fremdartigen Lärm, der zu ihr heraufgedrungen war Anfangs war es ein Geklirre wie von Degen, alsdann ein dumpfes Getöse, als wäre ein schwerer Gegenstand auf die Erde gefallen und hierauf eilige Fußtritte, gleich denen eines Menschen, der flieht. Der Faustschlag des Pater Lukas hatte sie erzittern gemacht. „Wer ist da?“ fragte sie ängstlich, an das Fenster tretend, welches der Wärme wegen halb geöffnet war. „Ein Verwundeter, der um einen Trunk Wasser bittet,“ antwortete mit scheinbar matter Stimme

der Rittmeister. Margarethe ging hinab, gefolgt von ihrer Tante, einen Wasserkrug in der Hand. Obwohl es ungeheuer finster war, so hielt es der Rittmeister demungeachtet für sicherer, seinen Hut tief in das Gesicht zu drücken. Nachdem er getrunken, bat er den Pater, ihm die Wunde auszuwaschen, welche ein wenig blutete. Als Margarethe dies sah, eilte sie die Treppe hinauf und brachte einige Stückchen Leinwand herbei, womit sie den Verwundeten eigenhändig verbinden wollte. Der Rittmeister ließ es geschehen, obgleich die Wunde von keiner Bedeutung war. „Das ist ein letzter Liebesdienst,“ sagte er mit matter Stimme und that, als würde er immer schwächer. „Sprechen Sie doch,“ bat das Mädchen mitleidsvoll. „Halten Sie Ihre Laterne an mich,“ sagte er. Margarethe gehorchte. Er zog ein kleines Taschenbuch hervor, riß ein Blatt heraus und schrieb einige Zeilen in italienischer Sprache darauf, eine Sprache, welche zu damaliger Zeit sehr im Gebrauche war. „Sehen Sie dort diesen prachtvoll erleuchteten Palast?“ sagte er. „Den Palast der Gräfin von Larsy?“ fragte sie. „Ja,“ entgegnete er. „Ich bitte Sie inständigst, dies Blatt Papier der Gräfin zu überbringen. Es ist vielleicht der letzte Wunsch eines Sterbenden.“ Hätte das junge Mädchen in diesem Augenblicke auf den Gesichtszügen des Rittmeisters zu lesen vermocht, sie wäre ob des satanischen Ausdrucks desselben erschrocken. Bei Nennung des Namens der Gräfin war dem Mädchen das Blut in den Adern erstarrt. Das Schicksal wollte es, daß sie endlich ihrer Nebenbuhlerin gegenüber zu stehen kam. „Der Wille eines Sterbenden ist heilig,“ sagte Margaretha leidenschaftlich. „Ich werde

zu der Gräfin hingehen." „Ganz allein?" fragte die Tante erschrocken. „Was habe ich zu befürchten?" erwiederte das Mädchen. „Befindet sich denn das Haus der Gräfin nicht in nächster Nähe?" „Ueberdies wird Sie Ihre Botschaft schützen," sagte der Rittmeister. „Pater Lukas wird unterdessen, bis Sie zurückkehren, mein Wächter sein."

Margarethe machte sich auf den Weg.

Als das junge Mädchen im Hotel der Gräfin anlangte, befand sich noch eine große Menge von vornehmen Gästen anwesend. Margarethe drang bis zu dem Saale, in welchem sich die Gräfin aufhielt. Ihre Bläſſe, die Aufregung, in der sie sich befand und ihre blendende Schönheit verliehen ihr den Liebreiz einer himmlischen Erscheinung. Die Diener hatten ihr die Thüren geöffnet, ihrer Versicherung gemäß, daß sie die Ueberbringerin des letzten Willens eines Sterbenden sei. Beim Anblick des jungen Mädchens entstand unter den Anwesenden ein Geflüster der Bewunderung, während sie mit natürlichem Anstand sich der Gräfin näherte und ihr das Billet des Rittmeisters überreichte. „Gräfin," sprach sie, „ich erfülle den letzten Willen eines Sterbenden." Die Gräfin las mit Gleichgültigkeit die ersten Zeilen; doch plötzlich veränderten sich ihre Gesichtszüge, was einen nahen Sturm zu verkünden schien. Das Billet enthielt Folgendes: Ich hatte für diesen Abend mit Heinrich von Caumont einen Zweikampf verabredet, der auch wirklich stattgefunden hat. Das Glück der Waffen war mir nicht günstig. Ich erhielt

einen Stich mit dem Degen. Wollten Sie, Gräfin, die Gewogenheit haben, mir einen Diener zu senden, der mich nach Ihrem Hotel geleiten möchte. Wiewohl der Zufall für meine Person ungünstig ausfiel, so war er im Gegentheil für Sie viel günstiger; denn das Mädchen, welches Ihnen dies Billet überreichen wird, ist keine Andere als Margarethe Fleury."

Der Blick der Gräfin, den sie auf Margarethe warf, glich jenem der Schlange, wenn sie auf den armen Vogel lauert, der ihre Beute werden wird. Das Mädchen errieth die Bedeutung dieses Blicks und sie besaß den Muth, ihm zu begegnen. Ihre Liebe verlieh ihr Stärke dazu. Die Umstehenden warfen sich fragende Blicke zu. In diesem Augenblicke trat ein Bote der Königin-Mutter ein. „Auf höchsten Auftrag," sagte er mit halblauter Stimme zu der Gräfin, indem er ihr ein sorgfältig versiegeltes Briefchen übergab. Die Umstehenden zogen sich einige Schritte zurück. Die Gräfin erbrach das Siegel und begann Folgendes zu lesen: „Bald soll das Trauerspiel beginnen, von welchem ich Ihnen gesprochen habe. Es wäre unmöglich, es zweimal aufzuführen. Jedem guten Katholiken muß der günstige Ausgang unseres Unternehmens am Herzen liegen. Ihre Rolle besteht darin, die Caumont verschwinden zu lassen. Der Rittmeister von Aural wird Ihrer Befehle gewärtig sein. Vergessen Sie es nicht, daß das Geschlecht der Caumont unser Todfeind ist; denn es gehört ja der Religion der Hugenotten an. Man muß daher trachten, es den erloschenen Geschlechtern anzureihen. Ein Augenblick der Schwäche wäre ein Fehler, der Ungehorsam ein Verbrechen."

Der Rittmeister Aural erschien, blaß wie ein Gespenst. Er trug den Arm in einer Schlinge und seine Uniform verrieth noch an mehreren Stellen seinen wenig ritterlichen Fall in den Straßenschmutz. Als Margarethe ihn erblickte, glaubte sie in ihm einen aus dem Grabe erstandenen vor sich zu sehen. Es war ihr, als hätte sie geträumt, ihr Geist verdüsterte sich und sie sank ohnmächtig nieder. Die Gräfin warf einen durchdringenden Blick auf sie und befahl, sie in einen Lehnstuhl zu setzen. Dann sagte sie zum Rittmeister: „Auf Befehl haben Sie mir Herrn von Caumont einzuliefern. Ich werde sodann bestimmen, was mit ihm geschehen soll.“ „Dienst für Dienst, entgegnete Jener. „Ich liefere Ihnen Herrn von Caumont, dagegen rechne ich auf Ihren Einfluß, damit Margarethe gerettet werde.“ Die Gräfin sah ihn verwundert an. „Wundern Sie sich nicht,“ fuhr er fort, „ich habe zwei Pläne. Zuerst will ich ihre Bekehrung, dann zweitens ihre Liebe. Ersteres wird im Jenseits gut aufgenommen werden, Letzteres wird für meine Person sehr angenehm sein.“ „Wir wollen später darüber verhandeln,“ entgegnete die Gräfin. „Für jetzt muß ich Sie in Kenntniß setzen, daß Sie den Befehl erhalten werden, übermorgen, nämlich in der Nacht des fünfundzwanzigsten, die Caumont festzunehmen.“ „Davon wußte ich nichts,“ versetzte der Rittmeister. „Aber ich weiß es,“ sagte die Gräfin. „Alsdann werden Sie, gleichviel auf welche Weise, unter ihrer persönlichen Anführung Herrn von Caumont in mein Hotel bringen.“ „Sie muthen mir eine sonderbare Aufgabe zu,“ meinte er. „Bedenken Sie,“ fuhr die Gräfin fort, „daß ich bei der Königin=

Mutter in großer Gunst stehe." Der Rittmeister erbebte innerlich; dann sagte er: „Werden Sie mir alsdann aus Dankbarkeit das Leben Margarethens gewähren?" „Ja, unter einer Bedingung," erwiderte sie. „Darf ich sie hören?" fragte er. „Daß Sie Sorge tragen werden, das Mädchen aus Paris zu entfernen und daß Herr von Caumont aus Ihrem eigenen Munde es erfahren soll, daß Sie über den Gegenstand seiner Liebe den Sieg davon getragen haben." „Das soll geschehen," rief der Rittmeister, dem diese Bedingungen ganz erwünscht waren.

Margarethe kam zu sich. Ihre Blicke hafteten mit Entsetzen bald auf dem unheimlichen Rittmeister, bald auf der Gräfin von Larsy Heinrich von Caumont, der nach dem Hotel zurückgekehrt war, um seinen kleinen Bruder zu suchen, trat in den Saal. Bei Margarethens Anblick stieß er einen Schrei der Ueberraschung aus. Auch das Mädchen äußerte ihre Freude über sein Erscheinen. „Rittmeister," sagte die Gräfin mit von Eifersucht halb erstickter Stimme, „auf Befehl nehmen Sie Herrn von Caumont fest." Margarethe seufzte verzweiflungsvoll. „Was Sie betrifft," sagte die Gräfin, indem sie dem Mädchen einen Blick voll Haß entgegen schleuderte, „so kenne ich Sie. In Bälde wird Ihnen, als einer Ketzerin, Ihr gerechter Lohn zu Theil weroen. Bis dahin werden Sie dies Haus nicht mehr verlassen." Heinrich von Caumont beugte sich zu seinem kleinen Bruder und flüsterte ihm unbemerkt in das Ohr: „Eile mit meinem Diener fort, welchen Du im Hofe treffen wirst und mache, daß Du mit ihm wieder in das Hotel zurückkehren kannst." Sodann fügte er

noch in einem Patois einige Worte bei. „Wo soll ich aber diese Briefe hintragen?“ fragte ihn der Kleine in der nämlichen Sprache. Heinrich sagte ihm rasch einige Worte und der Kleine verschwand mit Blitzesschnelle. Unter sämmtlichen Anwesenden herrschte ein Gefühl von ängstlicher Spannung. Margarethe war wie vernichtet über die Lage, in der sich Heinrich befand. Sie war todtenbleich und zitterte am ganzen Körper. Heinrich näherte sich der Gräfin und sagte: „Ich habe Ihnen eine Bemerkung mitzutheilen.“ Ueberwältigt von dem seltsamen Ton des jungen Herrn von Caumont, trat sie einige Schritte zurück, um mit ihm allein zu sein. „Sollte diesem jungen Mädchen nur ein einziges Haar gekrümmt werden,“ betheuerte er ihr leise, „so schwöre ich Ihnen bei meiner Ehre, daß Sie alsbald verloren sind.“ Die Gräfin lächelte mitleidig. „Lachen Sie nicht,“ entgegnete er, „meine Vorsichtsmaßregeln sind getroffen.“ „Und die Meinigen ebenfalls,“ bemerkte sie. „So wenig wie dies Mädchen werden auch Sie das Hotel nicht mehr verlassen.“ Und sie setzte in finsterm Tone bei: „Morgen ist die Nacht des Fünfundzwanzigsten.“ „Ich werde das Hotel verlassen,“ sagte Heinrich, jedes Wort stark betonend, „und auch Margarethe wird mir folgen.“ Es lag so viel Nachdruck in seiner Rede, daß die Gräfin einen Augenblick die Fassung verlor. „Wer hat hier zu befehlen?“ sagte sie stolz. „Sie, meine Gräfin,“ erwiederte er. „Gestatten Sie mir daher, Ihrer Gefangenen meinen Arm anzubieten, damit wir Beide nach unseren Wohnungen zurückkehren können.“ „Nach Hause,“ äußerte sich die Gräfin spöttisch. „Ich muß daselbst vor Tagesanbruch sein, um

den Befehl zu ertheilen, daß Ihre Briefe an Heinrich von Caumont, den Ketzer, nicht in die Hände der Königin-Mutter gerathen," sagte er. Die Gräfin senkte den Kopf, als wenn sie der härteste Schlag des Schicksals getroffen hätte. Wenige Augenblicke später verließ Heinrich das Hotel der Gräfin, die arme Margarethe mit sich nehmend. „Das Spiel ist verloren," bemerkte, theils aus der Fassung gebracht und theils spöttisch, der Rittmeister. Die Gräfin überlegte einen Moment; dann sagte sie mit aufgeregter Stimme: „Das Spiel ist nur aufgeschoben."

Am folgenden Tage, nach den Begebenheiten, die wir soeben berichtet, sah man an den Ufern der Seine einen Unbekannten, der ungeduldig des Augenblicks harrte, den Fluß übersetzen zu können. Als er dem Louvre gegenüber angelangt war, hielt er nur mühsam seinen Unmuth zurück. Alle Boote waren zurückgehalten. Er war genöthigt, bis gegenüber den Tuilerien herabzugehen, woselbst gewöhnlich ein Sammelplatz der Boote war; aber auch hier war kein Einziges zu finden. Der Unbekannte war schon der Verzweiflung nahe, als ein Fährmädchen, gerührt von seiner Verlegenheit und angezogen von seiner angenehmen Persönlichkeit, sich erbot, ihn überzusetzen. „Man sieht wohl, daß Sie kein Hugenotte sind," bemerkte das Mädchen, „Sie würden sonst weniger beflissen sein, das jenseitige Ufer zu erreichen." „Sieh," sagte der Unbekannte und wies auf das Kreuz auf seinem Hute. „Um Gottes-

willen!“ rief das Mädchen. Der Unbekannte wandte das Gesicht ab und gab keine Antwort. Als er aus dem Boote gestiegen war, eilte er raschen Schrittes nach dem Hotel la Force.

Der alte Herr von Caumont, das Haupt der Familie, hatte seinen jüngsten Sohn auf den Knieen und hatte gerade ein Kapitel aus der Bibel ausgelesen. Dieser Knabe war derselbe, den wir bei der Gräfin getroffen hatten. Der alte Herr von Caumont war ein stattlicher Mann von ehrwürdigem Aussehen. Seine schwarze Kleidung paßte ganz zu dem Ernst seiner Gesichtszüge, welche ascetische Strenge verriethen. „Herr von Caumont la Force,“ sagte der Unbekannte zu dem strenggläubigen Puritaner, „die von der Religion laufen große Gefahr. Alle Boote auf der Seine sind mit Soldaten besetzt.“ Der Greis schien seine Worte nicht recht zu verstehen und sein kleiner Sohn machte große Augen. „Es ist kein Augenblick zu verlieren,“ fuhr der Unbekannte fort, der mit ängstlichem Blick nach einer dritten Person spähte. „In einer Stunde ist es vielleicht schon zu spät. An ein Entkommen ist alsdann nicht mehr zu denken.“ „Was hat man denn vor?“ fragte der alte Herr. „Ihren Tod,“ sagte der Unbekannte. „Erklären Sie sich deutlicher,“ bat ihn der Greis. „Ja, Ihren Tod und den Ihrer Glaubensbrüder,“ sagte der Unbekannte, „das Gemetzel soll allgemein werden. Ich weiß Alles. Ich erfuhr es von einem Gardeoffizier des Königs. Im Louvre, wo der König von Navarra und der Prinz von Condé gefangen gehalten werden, wimmelt es von bewaffneten Soldaten. Zahlreiche Truppen umringen das Schloß und wieder Andere halten die benachbarten Straßen

besetzt. Was hat man mir noch gesagt? Ah! es fällt mir jetzt ein. Johann Charion, der Präsident und Vorstand der Kaufleute, hat den Befehl erhalten, den Hauptleuten der verschiedenen Stadtviertel mitzutheilen, ihre Compagnien zu bewaffnen und sich gegen Mitternacht nach dem Stadthause zu verfügen. Die Mitglieder eines geheimen Raths haben unter sich die Viertel ausgetheilt, wo Jeder von ihnen als Vorgesetzter desselben die Executionen leiten wird. Wie verlautet, soll der Herzog von Guise sich dasjenige Stadtviertel vorbehalten haben, in welchem der Admiral wohnt." Der alte Herr von Caumont erbebte. Sein kleiner Sohn drückte sich an ihn, als wenn er die Meuchelmörder schon kommen sähe. „Doch wer sind Sie, mein Freund?" fragte der calvinistische Edelmann den Unbekannten. Dieser erröthete und er stotterte: „Ich bin von unserer Religion und ich kann es nicht vergessen, wieviel des Guten die Herren von la Force ihren Glaubensgenossen schon erwiesen haben." Von der Schönheit des Unbekannten überrascht, fragte er ihn: „Also geschieht diese Eröffnung in Folge der Dankbarkeit?" Der Unbekannte verbeugte sich. „Aufgemacht! Aufgemacht!" riefen mehrere Stimmen zugleich. Herr von Caumont warf einen flüchtigen Blick in den Hof hinab. Er war dicht mit Soldaten gefüllt, an deren Spitze sich ein Offizier befand. In diesem Offizier erkannte der Unbekannte zu seinem Schrecken Martin von Aural. Bald darauf wurde die Thüre geöffnet und von seinen Soldaten gefolgt, trat der Rittmeister, das Schwert in der Hand, herein, indem er brüllte: „Schlagt sie nieder!" Doch plötzlich innehaltend, fragte er: „Wo ist Heinrich von Caumont?" „Hier ist

er!“ rief die Gestalt eines in das Gemach stürzenden jungen Mannes, der auf den Greis zueilte, ihn mit seinem Körper schützend. Es war Heinrich von Caumont. Bei seinem Anblicke stieß der Unbekannte einen Schrei aus, der jedoch von dem Getöse, das sich von allen Seiten im Innern des Hotels erhob, übertäubt wurde. „Verrichten Sie Ihr Gebet,“ sagte der Rittmeister zu Heinrich; „denn Sie müssen sterben. Es handelt sich heute nicht um einen Zweikampf, sondern um die Ausführung eines königlichen Befehls und einer That zur größeren Ehre Gottes.“ Der alte Herr von Caumont erwiederte kein Wort. Heinrich sah den Rittmeister mit Geringschätzung an. „Fangen Sie mit mir an, was Ihnen für gut dünkt,“ sprach endlich der Greis, „erbarmen Sie sich aber meiner Kinder, welche Niemand beleidigt haben.“ Während dies vorging, begann ein Theil der Soldaten das Hotel zu plündern. Sie erbrachen die Kästen und die Schubladen und nicht lange, so konnte man sie, mit reicher Beute beladen, wieder zum Vorschein kommen sehen. Bei dem Anblick seiner Kinder, die in wenigen Augenblicken hingemetzelt werden sollten, entsank dem alten Herrn von Caumont der Muth. Der stolze Puritaner fühlte sich durch den Vater besiegt. „Hören Sie, Rittmeister,“ sprach er, „retten Sie meine Kinder und Sie sollen zweitausend Thaler von mir erhalten.“ „Zweitausend Thaler,“ überlegte dieser. „Meine Börse ist ohnehin leer,“ dachte er. „Die Sache ist des Nachdenkens werth. Das Lösegeld wird der Preis für die Frist sein, die Religion wird dadurch keinen Schaden leiden.“ „Folgen Sie mir,“ sagte er mit lauter Stimme; „seien wir jedoch vorsichtig. Zerreißen Sie Ihre Taschen-

tücher und befestigen Sie selbe auf Ihren Hüten. Gut so. Und nun streifen Sie die Aermel zurück. An diesen Zeichen erkennen sich die Unsern." Der alte Herr von Caumont und seine beiden Söhne zögerten zu gehorchen. „Nur noch eine Minute länger," rief der Rittmeister, mit dem Fuße auf dem Boden stampfend, „und ich gebe den Befehl zur Hinrichtung." Es blieb nichts Anderes übrig, als sich zu fügen. Sie streiften die Aermel zurück und hefteten sich ein weißes Kreuz auf ihre Hüte. „Gehen wir," bedeutete ihnen der Rittmeister. Der Unbekannte folgte in einiger Entfernung nach, emsig bemüht, vor dem Rittmeister von Aural sein Angesicht zu verbergen.

Als sie am Ufer der Seine anlangten, erblickten sie eine große Anzahl von Todten, die ihrer Kleider beraubt dalagen, und eine Rotte von Meuchelmördern, welche neue Schlachtopfer niedermetzelten. Mitten durch diese Gräuelscenen führte der Rittmeister von Aural den alten Herrn von Caumont nebst seinen beiden Söhnen nach seiner Wohnung. „Hier," sagte er mit der Miene eines Tigers, der seine Beute in Sicherheit gebracht hat, „hier wollen wir warten, bis Frau von Brissembourg, Ihre Schwägerin, die Gefälligkeit haben wird, uns zweitausend harte Thaler zu senden. Wie die Zeiten jetzt sind, Herr von la Force, so werden Sie wohl einsehen, daß es nicht zu theuer für die Erhaltung des Lebens gezahlt ist."

Bald befand sich die geforderte Summe in des Rittmeisters Händen, als er plötzlich rief: „Reißt ihnen die Kleider vom Leibe!" Dies hörend, sahen die Caumont ein, daß sie sterben müßten. Sie wurden an den Eingang

der Straße Croix-des-Petits-Champs gebracht. „Nieder mit ihnen," schrie Aural. Ein fürchterlicher Schrei ließ sich bei diesen Worten vernehmen. Heinrich von Caumont erbebte. Er hatte Margarethens Stimme erkannt; allein vergeblich suchte sein Auge sie inmitten der rasenden Menge zu entdecken. „Nieder mit ihnen," rief abermals der Rittmeister. Die Dolche fahren aus der Scheide, der alte Herr von Caumont umschlingt seine Söhne und drei Körper sinken zur Erde nieder. Da eilt jener Unbekannte herbei, den wir schon im Hotel la Force getroffen haben und er wirft sich mit einem Entsetzen erregenden Schrei mitten unter die Meuchelmörder. Sie stoßen ihn mit solcher Heftigkeit zurück, daß er in den Staub taumelt. Nach vollbrachter That entfernen sich die Mörder. Nur der Rittmeister von Aural bleibt wie versteinert; denn in dem Unbekannten erkennt er Margarethe Fleury, die, einen Moment von dem Falle betäubt, sich wieder aufrichtet. Es läßt sich ein Seufzer vernehmen. Heinrich von Caumont athmet noch. Margarethe preßt ihn unter Thränen und Wehklagen an ihre Brust. In dem Augenblick, als er den letzten Athemzug aushauchte, schlug er die Augen auf. Sein Blick war halb verklärt. Die Gräfin von Larsy, welche daher geeilt kam, schien wie vernichtet bei dem Anblick dieser Scene. „Ach! mein Heinrich!" jammerte Margarethe und benetzte mit ihren Thränen dieses Antlitz, über welches sich schon die Schatten des Todes ausbreiteten. „Oh! mein Heinrich! stirb nicht!" Heinrich schloß für immer seine Augen. Das unglückliche Mädchen betrachtete ihn mit dem heftigsten Seelenschmerz. Dann sagte sie, die Augen dem Himmel zuwendend: „Gott

wird ihn rächen.“ „Und ich ebenfalls,“ sagte eine Stimme. Margarethe wandte sich um und sie gewahrte die Gräfin, wie diese dem Rittmeister einen Dolch in die Brust stieß. „Stirb,“ sagte sie, „denn Du hast Deinen Schwur gebrochen.“ Der Rittmeister sank zusammen, indem er ausrief: „Alle Teufel! Selbst im Sterben gewinnt Caumont die Partie!“ „Nimm den Leichnam,“ befahl die Gräfin dem Diener, der ihr gefolgt war, „und trage ihn in mein Hotel.“ Der Rittmeister röchelte schon; doch bevor er sein Leben ließ, wollte er noch Rache nehmen. „Sie werden die Wächterin seines Leichnams sein,“ sagte er zu der Gräfin, „Margarethe aber diejenige seines Herzens.“ Nicht lange nachher befand sich Margarethe ganz allein in Mitte der auf der Erde liegenden Schlachtopfer und betete leise auf ihren Knieen. „Ach, Gott!“ sagte sie nach einer Weile, „sie sind Alle todt.“ „Nein,“ ertönte eine Stimme, „ich lebe noch.“ Es war der kleine la Force, der dies sagte. Margarethe sah den Knaben sich aufraffen, der bei ihrem Anblick einen dumpfen Schrei ausstieß. „Sind sie fort? fragte er. „Ruhig,“ warnte sie ihn. „Sie sind vielleicht noch in der Nähe.“ Nach einer Weile blickte Margarethe nach den nächsten Straßen, die zunächst hier ausmündeten. „Jetzt sind sie fort,“ unterbrach sie endlich das Stillschweigen. „Rette mich,“ bat sie der Knabe. Das junge Mädchen warf einen scheuen Blick umher; dann nahm sie den Leichnam des la Force und verbarg ihn sorgsam unter ihrem Mantel. Wohin wirst Du mich führen?“ fragte der Knabe. „Ich weiß, wo Sie sicher sein werden,“ erwiederte sie und entfernte sich eilig mit ihrer theuren Bürde. Eine Stunde darauf war

der Knabe dem Marschall von Biron, seinem Onkel und Gouverneur des Arsenals, übergeben.

Wir wissen nicht, was aus der armen Margarethe Fleury geworden; nur über das Schicksal der Gräfin v. Larsy können wir berichten, daß sie Karmeliterin wurde.

Die Brandstifterin
von
Maison Rouge.

Benützen Sie den Eisenbahnzug, der vom Straßburger Bahnhofe von Paris aus nach Mühlhausen geht, und nachdem Sie einen Theil des Departements der Seine und Marne durchfahren haben, so halten Sie an der Station, welche unmittelbar nach Jener von Nangis kömmt. „Leudon! Maison-Rouge!“ ruft der Conducteur des Zugs. Sie sind angekommen. Leudon besteht aus zwei oder drei Pachthöfen, vor welchen man eine Kneipe erblickt, welche auf dem Schilde den pomphaften Titel eines Gasthofs führt und die von zwei alten Leuten betrieben wird, einem Manne und einer Frau.

Wenn Sie, gedrängt von der Begierde etwas Neues sehen zu wollen, den Weg weiter verfolgen, so gehen Sie an der bezeichneten Kneipe, Gagne-Petit genannt, vorüber und schlagen Sie einen sandigen Weg ein, der zu beiden Seiten grüne Flächen durchschneidet und Sie werden bald einen Weiler erreicht haben, der an sich nichts Merkwürdiges darbietet, außer daß er drei Kilometers von der Eisenbahn entfernt liegt, und daß er eine Zwischenstation an derselben geworden ist. Die Leute treiben keinen anderen Handel, als mit Getreide, das sie mittelst der Eisenbahn nach Nangis liefern. Das Land ist reich und wird

von vermögenden Pächtern bewohnt. Es gehörte vormals zu Nangis, seit dem Jahre 1789 hat dies aufgehört. Vor Zeiten waren die Herren van Maison-Rouge entweder gut oder hart gegen ihre Unterthanen; heut zu Tage sind die Besitzer ebenfalls mild oder hartherzig gegen die armen Leute, wie der liebe Gott ihr Herz entweder mit Egoismus oder mit Barmherzigkeit ausgestattet hat. Den Wohlthätigen unter ihnen wurden die Segenswünsche der Armen zu Theil.

Der Pächter Beaumenil war Einer von denjenigen, der durch seinen schmutzigen Geist, der jedoch mehr aus übertriebener Sparsamkeit und mißverstandener Vorsicht als von einer bösen Gemüthsart herrührte, sich in einem Umkreise von mehr als fünf Stunden in den üblen Ruf eines hartherzigen Mannes gebracht hatte. „Von mir bekommen die Faullenzer nichts," war sein gewöhnlicher Bescheid, wenn die armen Leute an seiner Thüre erschienen und die Hände nach einem Almosen ausstreckten. Und als ob die Hofhunde sich der Sinnesweise ihres Herrn fügen wollten, so begleiteten sie mit ihrem Gebelle die rauhen Worte ihres Gebieters, bis sich so ein armer Bettler von der ungastigen Behausung entfernt hatte. „Von mir bekommen die Faullenzer nichts," so pflegte der Pächter zu sagen. Es ist freilich richtig, die Faulheit ist verbrecherisch; denn es ist unrecht, das erbettelte Brod demjenigen vorzuziehen, das man durch Arbeit sich hätte verdienen können. War jedoch der Pächter Beaumenil so ganz sicher davon überzeugt, daß von allen Jenen, die bei ihm vergebens um eine milde Gabe flehten, keine Ausnahme stattfinden möchte? Gibt es denn nicht

Tage, an welchen die Arbeit sich viel langsamer einstellt, als der Hunger? Oh! der Hunger! Ein böser Rathgeber, der so manches Unrecht entschuldigen, aber demungeachtet nicht verzeihen läßt. Wahrlich jener Mensch muß sehr taub gegen die Stimme seines Gewissens sein, der fähig ist, seinem Nebenmenschen einen Bissen Brod zu verweigern. Und dennoch ist es der Fall. Beaumenil war Einer von jenen Menschen, welche meinen, sie bewiesen durch dies Verfahren eine große Charakterstärke. Sie rühmen sich, das Laster nicht zu ermuthigen, weil sie den Armen nicht unterstützen. „Mache es wie ich, Taugenichts, arbeite" war des Pächters Redensart. Und indem er dem Bettler den Rücken kehrte, setzte er sich an das Kaminfeuer und rauchte ruhig seine Tabakspfeife. Aber zum Glück für die Armen war es nicht immer der Pächter, der sie empfing; denn wenn gerade Rose-Marie, seine Tochter, allein im Hause anwesend war und sich ein Hülfebedürftiger einfand, so schnitt sie jedesmal einige Stücke vom Hausbrod herunter und reichte das Größte davon dem Bettler. Auch theilte sie von dem übriggebliebenen Essen mit, oder reichte ein Glas Wein; denn Rose-Marie war ein herzensgutes Mädchen. Sie war zuvorkommend und dienstfertig und auf ihrem schönen Gesicht lag ein Ausdruck von Wohlwollen, indessen ihre Lippen stets ein freundliches Lächeln umspielte. Beaumenil dagegen mit seiner rauhen Stimme und den düstern Augen, schien stets im Begriff zu sein, demjenigen der ihn um Etwas bat, eine harte oder eine grobe Antwort zu geben. Einige Tage vor der Erntezeit hatten sich bei dem Pächter so viele Arbeitsleute zum Kornschneiden angemel-

det, daß es ihm nicht möglich war, da er ohnehin schon mehr als nöthig mit Leuten versehen war, ihre Dienste in Anspruch zu nehmen. Zwei bis drei Schnitter, die gekommen waren, um für einige Tage um Arbeit nachzusuchen, waren abgewiesen worden und als sie nicht aufhörten zu bitten, erlangten sie nichts Weiteres, als den Pächter in die übelste Laune zu versetzen. „Geh' zum Teufel!" hatte er den zuletzt Gekommenen angefahren; „ich brauche Niemand mehr." Der arme Mensch hatte genug und schlich sich von dannen. Kaum war er aus dem Hause, so trat eine Bäuerin von etlichen zwanzig Jahren in die untere Stube, woselbst sich der Pächter aufhielt. Es war ein großes, mageres Mädchen mit von der Luft und der Sonne stark gebräuntem Gesicht und in zerrissenen, schmutzigen Kleidungsstücken. Ihre ziemlich regelmäßigen Züge ermangelten keineswegs einer gewissen Schönheit. Sie hatte große, schwarze Augen, ihre Haare waren in Unordnung, doch ließ sich deren Fülle errathen. Der Ausdruck ihrer Gesichtszüge war ein eigenthümlicher. Ihre hagern Wangen, ihre zerfetzte Kleidung, ihre Unreinlichkeit gaben ihr das Aussehen jener Zigeunerinnen, welche vormals der Schrecken der Landbewohner waren. Beim Anblick dieser Person, die, ohne ein Wort zu verlieren sich zu ihm hinschleppte, überkam Beaumenil die Ungeduld. „Bist Du es? Was willst Du hier, freche Person?" fuhr er sie barsch an. „Ich komme, Herr Beaumenil," erwiederte sie ohne im Geringsten wegen dieses üblen Empfangs aus der Fassung zu gerathen, „Sie um Arbeit zu bitten." „Um Arbeit? Für Dich?" fragte er. „Nun, weil die Ernte noch nicht fertig ist," antwortete sie. „Ich habe schon meine Leute,"

sagte der Pächter, „und ich kann Dich hier nicht brauchen. Packe Dich. Du weißt übrigens, daß ich Dich nicht gerne im Pachthofe sehe." „Da geht man," sagte sie, jedes Wort langsam betonend. „Da Sie mir keine Arbeit geben wollen, so schenken Sie mir doch wenigstens ein Stück Brod, denn mich hungert." „Du hast Hunger?" sprach er. „Wenn es Dich hungert, so ist hier nicht der Ort wo Du satt werden kannst. Jetzt mache, daß Du hinaus kömmst." „So behandeln Sie die armen Leute?" entgegnete die Bettlerin, indem sie langsam rückwärts schreitend, sich der Thüre näherte. „Schon gut." „Was brummst Du noch?" sagte der Pächter und schritt auf sie zu. „Nichts, Herr Beaumenil," erwiederte sie, „ich gehe schon." Und sie ging wirklich, als sie aber aus dem Hause getreten war, wandte sie sich um und rief mit drohender Gebärde: „Ja, ich gehe, böser Geizhals; allein das Stück Brod, das Du mir versagt hast, soll Dir theuer zu stehen kommen."

Rose=Marie zählte achtzehn Jahre. Haben wir es schon berichtet, daß sie schön war? Das versteht sich von selbst. Welches junge Mädchen in diesem Alter ist es nicht. Hat denn Gott nicht jeden Liebreiz und jegliche Anmuth der Jugend verliehen, dieser holden Blume des Lebens, gefüllt mit Duft und in Frische strahlend? Ja, Rose=Marie war schön, nicht in der Art einer Heldin,

wie sie in Romanen beschrieben werden, nein, sondern wie es ein Mädchen zu sein pflegt, welches in Mitte der Felder und Wiesen aufgewachsen war und welches die Liebkosungen der Lüfte und die glühenden Küsse der Sonne großgezogen hatten. Jedes Mädchen aber von achtzehn Jahren, es mag vom Lande oder aus der Stadt sein, pflegt einen jungen frischen Mann zu lieben, der ihr seine Neigung offen gesteht, fern von jeder süßlichen Affektation. Rose-Marie liebte also und zwar den Sohn eines Pächters, dessen Hof nicht weit von Maison-Rouge entfernt lag, auf der alten Straße nach Troyes. Er hieß Augustin Fontaine und mochte drei- bis vierundzwanzig Jahre zählen. Er war Einer von den geachtetsten jungen Leuten der Umgegend. Sein Vater war ehedem ein guter Freund des Beaumenil gewesen; allein in dem Maße, als sich des letzteren Vermögensverhältnisse immer vermehrt hatten, waren jene des Vaters Fontaine stets mehr und mehr herabgekommen, so daß während Beaumenil sich allmälig ein hübsches Vermögen erworben hatte, Fontaine nach und nach so weit herunter gekommen war, daß er sich genöthigt sah, einen Theil seines Eigenthums zu veräußern, bis ihm zuletzt fast nichts mehr übrig geblieben war. Von dieser Zeit an, als Beaumenil sich von seines Freundes üblen Verhältnissen überzeugt hatte, begann er, es ihm als ein durch ihn selbst verschuldetes Unglück auszulegen, ja er ging zuletzt so weit, ihn insgeheim als einen leichtfertigen Mann zu betrachten, der es nicht verstanden habe, sein Glück gehörig zu benützen und dessen näheren Umgang man daher meiden müsse. Einst, als man noch eine Flasche Wein mit einander trank, war oftmals die Sprache von einer künftigen Hei-

rath ihrer beiden Kinder, von welchen damals das Eine zehn bis zwölf, das Andere sechs bis sieben Jahre alt war. Aber seit langer Zeit schon hatten die beiden Männer nicht mehr an diese Unterredungen gedacht. Sie grüßten sich wohl noch, wenn sie einander begegneten, aber auf eine so eigenthümliche Weise, daß man bemerken konnte, es wäre beiden willkommener gewesen, wenn es nicht zu geschehen brauchte. Hatten die beiden Väter das einstige Vorhaben einer Verbindung ihrer Kinder längst vergessen, so war dies bei Letzteren keineswegs der Fall und es war die stille Hoffnung ihres beiderseitigen Lebensglücks geworden. Augustin und Rose-Marie hatten es nicht unterlassen, sich zu sehen. Hatten sie ja doch keinen Beweggrund, ihren Freunschaftsbund zu lösen. Sie überließen sich daher auch den glücklichsten Träumen für die Zukunft, ohne der Schwierigkeiten zu gedenken, die sich ihnen noch darbieten könnten.

Augustin besuchte sehr fleißig den Pachthof Beaumenils, ohne daß es einen Anstand hatte; als aber eines Tages der Pächter heimkehrte und einige bedeutungsvolle Blicke wahrnahm, welche die beiden jungen Leute gegenseitig austauschten, so säumte er nicht, um das Uebel gleich mit der Wurzel zu beseitigen, Augustin kurzweg zu bedeuten, daß er seine Tochter, wenn sie sich allein befände, nicht mehr besuchen dürfe. Ihr aber gebot er, für die Zukunft den Jugendgespielen nie mehr zu empfangen.

Die beiden jungen Leute waren genöthigt gewesen, zu versprechen, daß sie dem Befehle des Pächters gehorchen wollten; allein nach einiger Zeit vergaßen sie ihres Versprechens und als Beaumenil einstmals etwas früher wie

gewöhnlich nach Hause kam, überraschte er sie, wie sie gerade beisammen am Kamine saßen und leise mit einander plauderten. Er gebot nun dem jungen Manne neuerdings, seine ferneren Besuche abzustellen, indem er noch beisetzte, er werde widrigenfalls ihn mit seinem Stocke bekannt machen, den er gewöhnlich zu führen pflegte. „Ich weiß," setzte er bei, „daß Du um Rose=Marie herumstreichst, in der Hoffnung, Dir ihre Liebe zu erringen. Du hast innerlich zu Dir selbst gesagt: Vater Beaumenil hat einige Thalerstücke, Rose=Marie bekömmt ein hübsches Heiraths=gut und mit dem Gelde könnte ich zufrieden sein." „Aber Herr Beaumenil!" unterbrach ihn der junge Mann. Der Pächter fuhr aber fort: „Glaubst Du, ich würde meine Tochter so einem Burschen wie Du bist geben, der gar nichts hat und der auch Niemals etwas bekommen wird? Ich weiß es, Du willst immer den feinen Mann spielen, das wird aber nicht bewirken, das Vermögen deines Vaters wieder herein zu bringen und es wäre viel gescheidter, wenn Du fleißiger arbeiten wolltest: das würde verhindern, daß Dein Vater nicht sobald auf dem Stroh schlafen wird, er und Du." „Nun ist's genug," sagte Augustin mit mühsam unterdrücktem Zorn, „wenn sie sich nicht mehr daran erinnern wollen, daß Sie auch einmal nicht reich waren, so berechtigt Sie das nicht, meinen Vater zu beschimpfen. Er ist Ihnen nichts schuldig." „Das ist wohl wahr" entgegnete der Pächter; „doch wenn ich ihm auch etwas leihen hätte wollen, so würde er wahrscheinlich zur Stunde noch mein Schuldner sein. Uebrigens geht mich seine Sache nichts an, mag er sich zu Grunde richten oder mag er ein reicher Mann werden, das ist seine Sache; die

meinige aber ist es, für Rose-Marie einen Mann nach meinem Gefallen auszuwählen und ich erkläre es Dir nochmals Ein für Allemal, damit Du es ja nicht vergessen mögest, Du wirst es nicht sein, den ich für sie suchen werde. Wenn ich Dich daher jemals wieder in meinem Hause antreffe, wo Du ihr gerade verliebtes Zeug vorschwätztest, so sieh hier diesen Stock. Ich sage Dir weiter Nichts.“ Augustin gab sich alle erdenkliche Mühe, um die Fassung nicht zu verlieren, als er sich aber neuerdings vom Pächter gescholten hörte, da stieg ihm Zornesröthe ins Gesicht und die Faust ballend, sagte er halblaut: „Herr Beaumenil, Räubern und Hunden droht man mit dem Stocke; doch es sei, Sie sind ja der Vater der Rose-Marie und ich muß sie daher schonen. So will ich denn auch gehen; doch möchten Sie es eines Tages nicht bereuen, das Unglück ihrer Tochter herbeigeführt zu haben. Heben Sie sie auf für einen herzlosen oder einfältigen Geldsack, den sie verabscheuen wird, und wenn Sie sie alsdann bitter weinen sehen werden, wie jetzt in diesem Augenblicke, erinnern Sie sich alsdann, daß Sie es sind, der es so gewollt hat; Rose-Marie, von ihrem Herzenskummer überwältigt, vergoß bittere Thränen. „Packe Dich,“ sagte der Pächter zu Augustin. „Ich gehe schon,“ erwiederte dieser; aber es wird Sie noch gereuen, was Sie mir Alles gesagt haben.“ Der junge Mann verließ mit gebrochenem Herzen den Pachthof; denn er ließ Alles darin zurück, was ihm lieb und theuer war.

Er vergoß keine Thräne, aber unsäglicher Schmerz durchwühlte seine Brust.

Was Beaumenil auch gesagt haben mochte, Augustin

war kein leichtfertiger Junge, der mit seiner Liebe ein Spiel zu treiben gedachte, und welcher blos durch sein Aeußeres zu gefallen suchte. Die Nettigkeit seiner Kleidung, die ihm der Pächter vorgeworfen hatte, bestand in dem angebornen Hang für Reinlichkeit, welche nur zu häufig von den Leuten verabsäumt wird, die es vergessen zu haben scheinen, daß ein Strich durch die Haare, wenn sie vom Nachtlager aufstehen, noch niemals der Arbeit eine Stunde geraubt hat und daß die Hände, die man aus dem Wasser herauszieht, die nöthige Kraft für die Handhabung des Pflugs oder der Hacke darin zurückgelassen hätten. Deßhalb hatte Augustin nach den Reden des Pächters, wie er in seiner Blouse und dem reinlichen weißen Hemdkragen einherging, das Aussehen eines feinen Mannes, indessen man Beaumenil weit eher für einen Bettler als für einen reichen Landmann gehalten hätte. War es doch ganz natürlich, wenn er auf sich etwas hielt, schon deßwegen, weil Rose-Marie stets ihr schönstes Halstuch umthat und ihre glänzenden blonden Haare zierlich ordnete, wenn sie den Besuch Augustins vermuthete. Mit diesen Besuchen hatte es nun ein Ende, mit jenen glücklichen Stunden, wo sie des Abends nebeneinander saßen, am trauten Kaminfeuer, wenn es draußen stürmte und schneite und im Sommer, wenn sie vor dem Hause auf der steinernen Bank weilten. Vorüber war es mit den zärtlichen Blicken. Der Pächter wollte von allem Dem nichts wissen. „Die Liebe ist ein Hirngespinnst, das Gold nur ist Wirklichkeit,“ war des Pächters Lebensansicht.

Beaumenil sah ein, daß seine Tochter nunmehr in den Jahren war, wo er sich für sie um einen Mann umsehen müsse. Er hatte daher sein Augenmerk auf einen Mann von einigen dreißig Jahren gerichtet, einen Pächter aus der Nachbarschaft, der ein hübsches Vermögen, aber einen noch viel größeren Geiz besaß. Johann Cousin war sein Name. Ihn konnte der Vorwurf zu großer Feinheit den Beaumenil Augustin gemacht hatte, sicher nicht treffen. Er gab sich keine Mühe, sich durch Eleganz hervorzuthun. Seine schmutzigen Kleider ließen nicht auf Armuth, sondern auf Nachlässigkeit und Unreinlichkeit schließen. Winter und Sommer pflegte er eine schmierige Kappe zu tragen, unter welcher schlecht gekämmte Haare herabhingen. Ein schwarzer Fetzen vertrat die Stelle eines Halstuches und seine Füße bedeckten mit eisernen Nägeln beschlagene Schuhe, welche zu beiden Seiten durchlöchert waren. Man war versucht ihn für einen zweiten Diogenes zu halten, der wie die Nachfolger seiner Schule einen Stolz darein setzte, in zerlumptem Zustande einher zu schreiten, um sagen zu können: „Ich weiß, daß ich wie Einer der elendesten Bettler aussehe; aber in dem Sack eben dieses Bettlers wäre genug, um damit ein Schloß kaufen zu können, das geräumig genug wäre, eine beträchtliche Anzahl derer zu fassen, welche Nichts als ihr Kleid besitzen.“

Johann Cousin war reich, das war aber auch sein einziger Verdienst, obwohl er im Uebrigen kein bösartiger Mensch war. Man konnte nicht von ihm sagen, daß seiner Fehler weit mehr gewesen wären als seiner guten Eigenschaften. Er besaß um es richtig zu bezeichnen, weder gute noch schlechte. Er war eine menschliche Maschine,

die nur eine einzige Verrichtung zu besorgen hatte, nämlich die Erde aufzuwühlen und ihr Geld zu entlocken. Alle anderen Gefühle, die der übrigen Menschen Brust bewegen, waren ihm fremd. Er war weder einer guten noch einer schlechten Handlung fähig; auch wäre er nicht im Stande gewesen, sich davon Rechenschaft zu geben. Er betrank sich Niemals, weil ihm Niemand das nöthige Geld für den Wein anbot. Auch war er kein Zänker, weil er schon mit Tagesanbruch auf dem Felde arbeitete und wenn es Feierabend geworden, sich alsbald niederlegte, um andern Tags wieder an die gewohnte Arbeit zu gehen. Besaß er ein Herz? Es ist möglich. Er hatte sich in seinem ganzen Leben nicht darum bekümmert. War er schön oder häßlich? Kein Mensch vermochte darüber Auskunft zu geben, ebensowenig wie über sein Alter. Die Art von Leuten, wie er, haben ein Gesicht ohne eigentlich ausgesprochene Züge, Augen ohne Blick, Lippen ohne ein Lächeln. Sie ähneln Jedermann und besitzen dennoch nicht die Physiognomie der Andern. Sie besitzen aber auch den Vortheil, sich niemals zu verändern. Wie man sie das Erstemal gesehen hat, so findet man sie fünfzehn Jahre später wieder. Sie sind nie jung, scheinen aber auch nicht zu altern.

Aus diesem Bild Johann Cousin's wird man es begreiflich finden, wenn er gerade nicht das Ideal war, von welchem ein junges Mädchen zu träumen pflegt. Auch war Rose-Marie schmerzlich überrascht, als eines Tags ihr Vater mit der Nachricht herausrückte, daß Johann Cousin die Absicht hege, um ihre Hand zu freien und daß er sie ihm schon im Voraus zugesagt habe. Arme Rose-

Marie! die sich bis jetzt geschmeichelt hatte, eines Tags die Frau Augustins zu werden. Was war dagegen zu machen? Einen Kampf beginnen? Das war unmöglich. Beaumenil war keiner von jenen Menschen, mit welchen sich unterhandeln ließ, keiner von jenen Vätern, von denen man hoffen konnte, ihren Willen durch Bitten zu erweichen. Er besaß einen zu hohen Grad von Eigensinn, welchen er sich als Festigkeit des Charakters auslegte, sowie er die Härte seines Herzens als Ausdruck der Willenskraft deutete. Rose=Marie, die frühzeitig ihre Mutter verloren hatte, war in der Furcht vor ihrem Vater aufgewachsen, der sie auch jetzt noch, obwohl sie nun erwachsen war, eben so heftig behandelte als früher, wo sie noch ein Kind war. Es blieb ihr nichts anderes übrig, als zu weinen. Als Beaumenil bemerkte, daß seine Tochter geweint hatte, fing er zu lachen an. „Bah!" sagte er, „das wird vorübergehen. Alle jungen Mädchen weinen, wenn man mit ihnen vom Heirathen spricht und am andern Tage merkt man nichts mehr davon." Verletzt in ihren innersten Gefühlen, versuchte es Rose=Marie, ihren Abscheu auszudrücken, den sie gegen Johann Cousin hegte, da lachte aber Beaumenil nicht mehr. Seine Augenbrauen zogen sich finster zusammen und indem er mit der Faust einen kräftigen Schlag auf den Tisch that, an dem er saß, rief er in einem Tone, der keine Widerrede duldete: „Und ich sage Dir, daß Du ihn heirathen wirst. Bist Du nicht recht zu bedauern? Einer der reichsten Pächter von Maison=Rouge, ein Mann, der nur an seine Arbeit denkt. Was verlangst Du noch mehr, um zufrieden zu sein?" Wenn Rose=Marie sich getraut

hätte, es wäre ihr ein Leichtes gewesen, die Frage des Vaters mit einem Namen zu beantworten, allein sie fürchtete neuerdings seinen Zorn hervor zu rufen; sie begnügte sich daher, den Kopf sinken zu lassen und neue Thränen aus den hübschen Augen zu wischen. Vater Beaumenil war aber ein scharfsichtiger Mann. Er wußte recht gut, was im Herzen seiner Tochter vorging und da er entschlossen war, Ein für Allemal ihr seine Willensmeinung kund zu geben, so rückte er gerade auf sein Ziel los, indem er sprach: „Diesen Mann hast Du Dir nicht gewünscht? Du möchtest lieber so einen feinen jungen Herrn wie Herr Augustin Einer ist, so einen Gecken, der Nichts besitzt, der sich mit den harten Thalern des Heirathguts lustige Tage bereiten und der das Vermögen zu Grunde richten würde, das ich während dreißig Jahren mühsam mir erworben habe.“ „Aber Vater,“ entgegnete das Mädchen, „wenn Augustin auch gerade nicht reich ist, so verdient er sich doch genug, um leben zu können und“ setzte sie mit leiser Stimme bei, „er liebt mich und...“ „Und Du ihn auch, nicht wahr?“ rief Beaumenil, zornig aufspringend. „Genug. Daß es das Letztemal gewesen sei, daß ich diese Rede hören muß. Du wirst die Frau des Johann werden, oder Du bekömmst es mit mir zu thun.“ Das war deutlich genug gesprochen. Rose-Marie blieb nichts anderes mehr übrig, als sich in ihr Schicksal zu ergeben. Keine Hoffnung blieb ihr mehr, dem anzugehören, den sie so innig liebte. Sie benachrichtigte Augustin von dem Entschluß des Vaters, mit der Bitte, er möge sich in das Unvermeidliche fügen, da es kein Mittel gebe, den väterlichen Willen zu beugen; doch

Augustin liebte das Mädchen allzusehr, als daß er sich hätte entschließen können, es auf diese Weise zu verlieren. Was hoffte er noch? Vielleicht ein Wunder der Vorsehung zu seinen Gunsten? Das war eine höchst unsichere Hoffnung.

Die Bäuerin, welche der Pächter so unfreundlich aus dem Hause fortgejagt, als sie ihn um Arbeit ersucht hatte, war ein armes Mädchen, das in der ganzen Umgegend ungern gesehen wurde. Man wußte nicht zu sagen, auf welche Weise sie ihren Lebensunterhalt fand. Die Einen glaubten vom Almosen guter Leute, wieder Andere meinten, sie bringe sich durch Liederlichkeit fort oder mittelst Diebstahls, den sie auf den Feldern und in den Pachthöfen begehe, in die sie sich einzuschleichen wisse. Es war mit einem Worte ein unglückliches Geschöpf, welches dem Müßiggange und dem Vagabundenleben sich hingab. Von frühester Jugend an sich selbst überlassen, gab sie sich ihren lasterhaften Neigungen hin, daher sie auch von Jedermann mit Verachtung behandelt wurde. Sie haßte deßhalb auch die Bewohner von Maison-Rouge, namentlich die Reichen, denen sie ihre Unbarmherzigkeit gegen ihre Person vorwarf. Nur bei Einem machte sie eine Ausnahme, dem sie wahrhaft zugethan war. Es war Augustin. Diese Zuneigung hatte ihren Grund in einem Gefühle der Dankbarkeit.

Einige junge Leute aus der Umgegend, erhitzt vom übermäßigen Genuß des Weins, haben Georgette, so hieß das Mädchen, umrungen und wollten sie gewaltsam nö-

thigen, soviel Wein zu trinken, daß sie betrunken werden sollte. Mochte nun Georgette übel gelaunt gewesen sein, oder war es aus irgend einem anderen Beweggrunde, sie widersetzte sich hartnäckig dieser Zumuthung. Da näherte sich ihr Einer von den jungen Leuten und war im Begriffe, sie zu mißhandeln. Im selben Augenblick bemerkte sie Augustin, der gerade an dem Wirthshause vorüberging, in welches sie von den jungen Leuten gebracht worden war. Sie rief ihn verzweiflungsvoll um Hülfe an, so daß er ihrer Bitte ungesäumt willfahrte. Nachdem er den jungen Leuten seine Mißbilligung wegen ihres ungeeigneten Benehmens ausgesprochen hatte, befreite er das Mädchen aus den Händen seiner Peiniger, welche es auch nicht wagten, ihm Widerstand zu leisten. Von diesem Tage an empfand Georgette für Augustin ein Gefühl des wärmsten Dankes und bemühte sich bei jeder Gelegenheit, es ihm bemerklich zu machen. War es ja doch das Erstemal gewesen, daß man ihr Schutz hatte angedeihen lassen. Hätte sie sich da nicht erkenntlich zeigen sollen? Wie tief auch ein menschliches Wesen gesunken sein mag, so ist es dennoch selten, daß in der Tiefe seines Herzens nicht eine Saite noch übrig bleibt, der man einen Klang zu entlocken vermag.

Georgette, wie wir schon erwähnten, zeichnete Augustin auf eine eigenthümliche Weise aus und wenn er ihr auf dem Wege begegnete, so fühlte sie jedesmal ein innerliches Behagen. Sie heftete ihre großen schwarzen Augen auf ihn und sah ihn mit einer Art von Ehrfurcht an. Augustin, der ein sanftes und gutes Herz besaß, glaubte nicht immer an das Schlimmste und obgleich er Geor-

gette ihres üblen Lebenswandels wegen bedauerte, so hielt er sie doch nicht aller der Vergehen für schuldig, die ihr nachgesagt wurden. Daher geschah es auch, daß er gelegentlich einige Worte an sie richtete. Er behandelte sie zwar nicht besonders freundlich, doch auch nicht mit Geringschätzung. Wir wagen es kaum zu sagen, daß dieses Mädchen Augustin liebte; denn das Gefühl der Liebe ist eine viel zu edle Leidenschaft, um in einem durch Laster entweihten Herzen Platz greifen zu können. Und dennoch fühlte sich Georgette unbewußterweise zu Augustin hingezogen, und sie gefiel sich in ihrer stummen Bewunderung seiner Person.

Da sie oft nicht recht wußte, wie sie den Tag zubringen sollte, so machte es ihr einen Zeitvertreib, die Leute und ihr Treiben zu beobachten, weßhalb ihr auch Augustins Besuche bei Rose-Marie nicht entgangen waren. Sie war ihnen bisweilen gefolgt und sie hatte gesehen, wie sich Beide die Hände zu drücken pflegten. Es erregte demungeachtet nicht ihre Eifersucht. Sie begriff es, sozusagen, instinktmäßig, daß Augustin sie nicht lieben könne und daß es ihrerseits eine Narrheit gewesen wäre, sich um die Zuneigung eines braven und ehrbaren Menschen zu bewerben. Sie wollte sich jedoch überzeugen, in welch hohem Grade das Liebesverhältniß, das sie geahnt hatte, in Wirklichkeit beschaffen war und als sie erkannt hatte, das Lebensglück Augustins hänge von seiner Verbindung mit Rose-Marie ab, die er von ganzem Herzen liebte, so sagte sie zu sich selbst, daß diese Heirath vollzogen werden müßte. Sie erfuhr aber bald, daß der Pächter nicht nur der Verbindung sich widersetzte, sondern daß er ihre Hand dem

Johann Cousin zugesagt habe. Da kannte ihr Unmuth keine Grenzen mehr. „O!“ rief sie, „so ein Geizhals wie er, der keinem Armen etwas gibt! Und so einen Menschen untersteht man sich Augustin vorzuziehen?“ Es war leider so der Fall und es war kein Leichtes, dagegen Widerstand zu leisten.

Es war einige Tage nachher, als Georgette die Kunde von der bevorstehenden Heirath Johann Cousin's mit Rose-Marie erhalten, sich sodann im Pachthofe Beaumenils eingefunden hatte, um Arbeit zu erbitten, wo sie jedoch so schnöde abgewiesen worden war. Es war zwar nicht das Erstemal gewesen, daß ihr solche Behandlung zu Theil geworden. Sie hatte sich aber gewöhnlich damit getröstet, daß sie bei den Thüren der Nachbarsleute ihr Glück versuchte, ohne einen besonders heftigen Groll gegen diejenigen zu empfinden, welche sie so hartherzig abgewiesen hatten. Allein gegen die Person Beaumenils war sie von einem eigenthümlichen Gefühl des Hasses erfüllt und man wird sich erinnern, daß sie beim Hinausgehen aus dessen Pachthof die Drohung ausgestoßen hatte: „Das Stück Brod, welches Du mir versagt hast, soll Dir noch theuer zu stehen kommen.“ Und als wenn an diesem Tage Alles zusammentreffen sollte, um sie noch mehr gegen den Pächter aufzureizen, so mußte es geschehen, daß, als sie nach ihrer Hütte heimkehren wollte, sie Augustin begegnete, welcher am Rande eines Grabens sitzend, den Kopf auf beide Hände gestützt, sich seinem Seelenschmerz hinzugeben schien. In seine Gedanken verloren, hatte er Georgette nicht kommen hören, welche sich ihm genähert hatte, jedoch stehen geblieben war und ihn stumm beobachtete. Als er endlich

auffah und sie gewahrte, schauderte er zusammen und sprach: „Du bist es, Georgette? Was willst Du von mir?“ „Ich? Nichts,“ antwortete die Bettlerin mit langsam gedehnter Rede. „Warum streichst Du immer umher?“ fragte sie Augustin. „Was soll ich denn Anderes thun?“ entgegnete sie. „Du solltest arbeiten.“ „Arbeiten!“ versetzte sie in bitterm Tone und fuhr fort: „Gerade komme ich vom Pachthofe des Beaumenil, dem hartherzigen Geldsack, der mir keine Arbeit während der Ernte zukommen läßt. Der ist freilich glücklich, daß er Niemand braucht.“ Augustin schwieg. „Nicht wahr? Herr Augustin,“ fuhr sie fort, „wenn Sie ein Pächter geworden wären, Sie würden die armen Leute nicht so grausam behandeln?“ „Bei Gott! arme Georgette,“ sagte er, „wenn ich reich wäre, so würde ich Alles aufbieten, allen denen, die Mangel leiden, zu helfen.“ „Sie sind es aber nicht und heute sind Sie es, der leidet,“ meinte Georgette. „Was sagst Du da?“ fragte er. „Warum soll ich es verschweigen?“ sprach sie. „Die arme Georgette liebt Sie, aber vielleicht nicht in ebenderselben Weise, wie Jungfer Rose-Marie.“ „Ach schweige,“ rief ihr Augustin zu. „Ja, auch Sie lieben sie,“ fuhr sie fort, „und der Pächter will sie Ihnen nicht geben, weil er weiß, daß Sie nicht so reich sind wie Johann Cousin.“ „Schweige sage ich dir,“ sprach Augustin, „und sprich mir nicht von diesem Menschen. Ich sehe es wohl ein, daß es von meiner Seite eine Thorheit ist, an sie zu denken. Wenn sie wenigstens einen anderen, der hübsch und jung wäre, heirathen würde, den sie lieb haben könnte, vielleicht würde, ich mich alsdann trösten können, indem ich wüßte, daß sie

mit ihm glücklich werden könnte; aber sie verabscheut diesen Johann Cousin. Sie wird sich schon vor der Heirath halbtodt weinen und sie wird ihr ganzes Leben hindurch unglücklich sein. Ach! arme Georgette, ich vergehe vor Schmerz.“ Zufrieden, seinen Kummer einem theilnehmenden Wesen anvertraut zu haben, ließ er seinen Thränen freien Lauf. „Ach!“ sagte er nach einem Augenblick des Stillschweigens, „warum ist Rose-Marie nicht auch so arm wie ich? Alsdann würde sie mir ihr Vater gewiß nicht versagen.“

Die Ernte hatte begonnen. Den ganzen Tag über schnitten Männer und Frauen, mühsam zur fruchttragenden Erde gebeugt, das goldfarbene Getreide. Eine brennende Julisonne sandte ihr glühenden Strahlen herab und erschwerte dadurch noch die Mühen dieser Arbeit, die eine kräftige Körperbeschaffenheit erfordert und der Ermüdung spottet. Das geschnittene Korn war theilweise schon aufgerichtet und ein großer Theil davon lag hoch und dicht nahe um den Pachthof herum.

Als es Feierabend geworden, ging es im untern Raume des Pachthofs lärmend zu, woselbst die Schnitterleute um einen langen Tisch herumsaßen und es sich beim Weine wohl sein ließen, den sie sich durch ihre schwere Arbeit wohl verdient hatten. Rose-Marie vertrat das Amt der Wirthin, indessen Beaumenil sich gleichfalls den Wein schmecken ließ, ohne die Anzahl der schon geleerten Gläser zu zählen. Alle waren munter und zufrieden und nachdem das Abend-

brod verzehrt war und der Schlaf sich einzustellen anfing, erhoben sie sich vom Tische und begaben sich zur Ruhe. Ein Jeder wünschte Beaumenil eine gute Nacht, dem es nicht unlieb war, daß die Leute ihrer Wege gingen, und nach wenigen Augenblicken befand sich nur noch der Pächter, seine Tochter und der Knecht in der Behausung.

Noch war kaum eine halbe Stunde verstrichen, als im ganzen Pachthofe schon die tiefste Ruhe herrschte, da schlich im nächtlichen Dunkel, das über der Landschaft ausgebreitet lag, ein Schatten langsam daher und näherte sich leise einem der hohen Getreidehaufen, die zunächst des Pachthofs aufgehäuft waren. Zwanzig Minuten währte es noch, als die Schattengestalt eine Bewegung machte, als wenn sie Etwas in den Getreidehaufen hineinschiebe. Nachdem die Gestalt sich überzeugt hatte, daß sie von Niemand beobachtet werde, schlich sie sich zu einen zweiten Haufen, wo sie das Nämliche zu thun begann. Alsdann verschwand die Gestalt hinter den Mauern des Pachthofs. Es verflossen einige Augenblicke; dann flog plötzlich eine brennende Garbe vom ersten Getreidehaufen empor. Ein rother Schein erleuchtete das Gemäuer des Pachthofs und dichter Rauch wälzte sich um die Haufen. Bald darauf ertönte ein Schrei, einer von Jenen, die Entsetzen erregen und welche die Brust selbst beherzter Leute mit Angst und Schrecken erfüllen. „Feuer!“ rief es.

Ein Brand, der in einer großen Stadt ausbricht, ist ein gefahrvolles Ereigniß; doch ist es nichts gegen eine nächtliche Feuersbrunst auf dem Lande, wo die Bewohner eines brennenden Hauses noch im ersten Schlummer begriffen sind. Beim ersten Zeichen springt Alles empor und ruft

um Hülfe; der dumpfe Ton der Feuerglocke gesellt sich zum Angstgeschrei der Menschen und von den benachbarten Ortschaften eilen die Leute zur Hülfe herbei und wagen selbst ihr Leben bei dem Kampfe mit dem zerstörenden Elemente.

Beaumenil war einer der Ersten, welche, aufgeschreckt durch den Feuerruf, nach dem brennenden Getreidehaufen gestürzt waren und der im Vereine der gewandtesten Männer dem Feuer Einhalt zu thun suchte, indem er Wasser darüber schütten half und sich bemühte, die Garben, welche das Feuer noch nicht erreicht hatte, auf die Seite zu räumen. Nun galt es, wer am muthigsten und am thätigsten Hand an das Werk legte. Die älteren Männer leiteten die jüngeren Leute, welche ihre Aufgabe mit Entschlossenheit ausführten. Der Eine der beiden Haufen war von dem Andern so weit entfernt, daß keine Gefahr zu befürchten war; allein der zweite berechtigte zur größten Vorsicht und auf dessen Zerstörung vereinigten sich nun alle Anstrengungen der Arbeiter. An ihrer Spitze befand sich Augustin. Er war nach dem Pachthofe geeilt und mit unerhörter Kühnheit suchte er dem Feuer Herr zu werden, so daß ihn Alle bewunderten. Selbst Beaumenil konnte nicht umhin, ihn mehrmals zu warnen, daß er sich nicht allzusehr der Gefahr aussetzen möge. Es schien, als ob die Flammen keine Gewalt über ihn hätten. Der Wind trieb dieselben in die Richtung, wo sich ein dritter Haufen befand und nur noch wenige Minuten, so ergriff auch ihn das Feuer. Beaumenil erkannte die Gefahr. Augenblicklich vereinigten sich alle Kräfte und zerstörten ihn, indem sie das Getreide auseinander streuten. Allein während sie

mit dieser Arbeit beschäftigt waren, bemerkten sie es nicht, daß die Funken, welche vom ersten brennenden Haufen aufflogen, auf das Strohdach einer Scheune fielen, die unmittelbar an das Hauptgebäude stieß. Plötzlich erscholl ein Angstgeschrei. Das Dach stand in lichten Flammen. Nun verbreitete sich das Feuer nach allen Richtungen, die Dächer zerstörend, die Scheunen versengend und die Glasscheiben der Fenster zersprengend. Das Sturmläuten verdoppelte sich. Von den nächsten Ortschaften eilten immer mehr Leute herbei und endlich trafen auch die Feuerspritzen ein. Doch was konnte es nützen gegen die furchtbare Gewalt eines Feuers, das von allen Seiten Nahrung fand? Als der Morgen kam und als die Sonne die Ebene mit ihren ersten Strahlen beleuchtete, gewahrte man von dem Anwesen des Pächters Beaumenil nichts mehr als rauchende Schutthaufen.

Die Leute sagten, die Baulichkeiten und die Vorräthe Beaumenils seien bei einer der pariser Gesellschaften assecurirt und sie meinten, der Pächter würde gut entschädigt werden. Allein es schien, als wenn es nicht richtig wäre; denn als Augustin drei Tage darauf an dem Platz vorüberging, wo kurz vorher noch der Pachthof gestanden hatte, traf er Beaumenil, der mit düsterem Blick die Ueberreste seines ehemaligen Besitzthums betrachtete. Ihm zur Seite stand Rose-Marie, vergebens bemüht, ihn zu trösten. Augustin näherte sich ihnen und sah sie stillschweigend an. Der Pächter sah auf. „Ah! Du bist's, mein Junge,“ sagte er, „ich muß mich bei Dir bedanken; denn Du hast dich beim Brande wacker benommen.“ „Ich habe nicht mehr gethan, als wie jeder Andere,“ versetzte Augustin.

„Nein, Du hast mehr gethan“ entgegnete der Pächter. „Deine Schuld ist es nicht, daß mir von meinem schönen Pachthofe nicht mehr übrig geblieben ist.“ Dies sagend, wies der Alte mit einem wehmüthigen Blick auf den Trümmerhaufen der Brandstätte. Dann fuhr er fort: „Alles muß wieder angefangen werden mit den hundert Sous, die mir das Feuer nicht verschlingen hat können. Ich werde trachten, mir eine Hütte zu bauen, mir einige Geräthschaften zu kaufen und dann will ich wieder selbst das Feld bebauen.“ „Aber,“ fragte Augustin, „war denn der Pachthof und die Ernte nicht versichert?“ „Ich habe es wenigstens geglaubt,“ entgegnete Beaumenil; „allein es scheint, daß meine polizeiliche Assecuranz nicht zu rechter Zeit erneuert wurde und ich daher auch nichts zu fordern habe. Die Gesellschaft selbst, hat es erklärt. Du siehst also, daß ich Alles verloren habe.“ Augustin entfernte sich stillschweigend. Der Gedanke, daß dies traurige Ereigniß den Schmerz seiner Rose-Marie noch vermehren werde, erfüllte ihn mit Wehmuth. Er hätte wohl ein Mittel gewußt, des Pächters Unglück zu mildern, indem er ihm seine Dienste angeboten hätte; allein er sagte sich, es sei jetzt nicht der geeignete Zeitpunkt, um von einer Heirath zu sprechen; auch wäre es von der andern Seite betrachtet, für ihn mehr als jemals eine Pflicht, da der Pächter nunmehr völlig zu Grunde gerichtet sei, einem reichen Bewerber den Platz zu überlassen, durch dessen Vermögen der Schaden wenigstens einigermaßen wieder ersetzt würde.

Augustin, indem er so urtheilte, handelte als ein Mann von Ehre! Allein es gab noch einen Anderen, der nicht so dachte. Es war Johann Cousin. Als dieser erfahren

hatte, daß Beaumenil sein ganzes Vermögen eingebüßt habe, beeilte er sich seinem zukünftigen Schwiegervater sagen zu lassen, daß er über die Hindernisse einer Heirath mit seiner Tochter nachgedacht habe und daß er entschlossen sei, Junggeselle zu bleiben.

Ein Monat war verstrichen. Unterdessen war die gerichtliche Behörde unermüdlich gewesen, den Anstifter des Brandes zu entdecken. Der erste Verdacht war auf Georgette gefallen. Man erinnerte sich der Drohung, die sie gegen Beaumenil ausgestoßen, als er sich geweigert hatte, ihr zur Erntezeit Arbeit zukommen zu lassen. Das war aber auch Alles, was sich gegen sie vorbringen ließ. Es hatte sie in jener verhängnißvollen Nacht Niemand in der Nähe des Pachthofes bemerkt; man konnte daher keine förmliche Anklage gegen sie stellen. Die gegen sie eingeleitete Untersuchung hatte zu keinem Resultat geführt.

Beaumenil war über Johann Cousin's geändertes Benehmen auf das Empfindlichste verletzt; doch ließ er sich nicht das Geringste anmerken. Nachdem er sich allmählig vom ersten Schrecken über den Verlust des Pachthofs und seiner Vorräthe ein wenig erholt hatte, so fing er an, über das Verhalten der Assekuranzgesellschaft nachzusinnen und er zog in dieser Angelegenheit einen der ersten Advokaten von Paris zu Rath. Nach reiflicher Ueberlegung entschloß er sich, die Gesellschaft zu verklagen. Niemand in der ganzen Umgegend wußte etwas davon, so geheim hatte er die Sache betrieben, selbst Rose-Marie hatte keine Ahnung davon. Sein Vorhaben wurde glänzend durchgeführt; denn kaum

war der Prozeß eingeleitet worden, als die Gesellschaft das Recht des Pächters anerkennend, den Vergleichsweg einschlug und ihm zuletzt Alles vergütete, was er durch den Brand verloren hatte.

Während sich dieses zutrug, verlebten Augustin und Rose-Marie traurige Tage. Der junge Mann durfte zwar, in Folge seiner ersprießlichen Hülfeleistung bei Gelegenheit der Feuersbrunst, Rose-Marie wieder besuchen. Sie wußten Beide nichts von dem Benehmen Johann Cousins gegen den Pächter, doch wunderten sie sich, ihn nicht mehr bei Beaumenil zu sehen.

Indessen ein kleines Haus an der Stelle, wo der Pachthof gestanden, gebaut wurde, hatte Beaumenil ein Häuschen gemiethet, wo er sich mit Rose-Marie vorläufig niedergelassen hatte. Johann Cousin hatte sich kein Einzigesmal sehen lassen. Obgleich es Rose-Marie befremdete, so war sie doch weit entfernt, sich darüber zu beklagen. Sie empfand einen derartigen Widerwillen gegen ihn, daß sie nur wünschte, er möge sie auf ewig vergessen. Augustin dagegen grübelte darüber nach und suchte vergebens nach der Ursache dieses räthselhaften Benehmens. Bald sollte er es erfahren. An dem Tage, an welchem Beaumenil seine Verhandlungen mit der Assekuranzgesellschaft beendet hatte, kehrte er fröhlich heim, wo er Augustin traf, der bei seinem Erscheinen über und über erröthete, wie ein Kind, das Ungehorsams halber ertappt wird. Der Pächter lächelte, indem er sagte: „Mir scheint, Du setzest das Geschäft des Johann Cousin hier fort.“ „Herr Beaumenil,“ entgegnete der junge Mann ziemlich verlegen, „wir sprachen nur mit einander, ohne etwas Böses dabei zu denken, übrigens,“

setzte er bei, „möchte man fast denken, daß es Johann Cousin ganz in der Ordnung findet, weil er sich nicht sehen läßt.“ „Das ist wahr,“ bemerkte Rose-Marie zaghaft und wurde dabei purpurroth; „er schenkt mir wenig Aufmerksamkeit.“ „Kinder,“ erwiederte Beaumenil, „alle Brautwerber machen es so. Sie denken nur an das Heirathsgut. Das Deinige ist in Rauch aufgegangen, der Hochzeiter hat sich aus dem Staube gemacht.“ „Was?“ riefen die beiden jungen Leute zu gleicher Zeit. „Das wundert Euch?“ fragte der Pächter. „Es ist ja ganz natürlich,“ und zu Augustin sich wendend, fuhr er fort: „Wenn ich Dir jetzt, wo Rose-Marie nichts mehr besitzt, ihre Hand antragen würde, könntest Du Dich entschließen, sie anzunehmen?“ „Ich?“ rief Augustin. „Können Sie so zu mir sprechen, Herr Beaumenil? Sie wissen es eben nicht, wie sehr ich sie liebe, wie ich Tag und Nacht arbeiten würde, um sie mein nennen zu können. Was kümmert es mich, ob sie reich oder arm ist. Ist sie deßhalb weniger schön?“ „Wenn dem so ist, so heirathe sie,“ sagte der Pächter; „denn ich sehe es ein, daß Du der einzige Mann bist, der für sie taugt.“ Die beiden jungen Leute standen vor Freude da, wie betäubt, nicht wissend, ob sie recht gehört hatten. Beaumenil weidete sich einen Augenblick im Anblicke ihres Erstaunens; dann zog er einen Pack Banknoten aus seiner Rocktasche hervor und sagte: „Hier habe ich Etwas, womit ich den Pachthof wieder aufbauen kann. Gott sei Dank, der Vater Beaumenil besitzt soviel, um seiner Tochter einen Mann zu geben, der ihr gefällt. Wir wollen Alle beisammen leben und ich werde von nun an zwei Kinder statt Einem ha-

ben, das ist der einzige Unterschied, und wenn ich gestorben sein werde, so braucht man keinen Notar, um das Vermögen zu theilen."

Die gerichtliche Nachforschung wegen der Ursache des Brandes wurde noch immer fortgesetzt, ohne daß man es wußte. Wie es aber stets bei derlei Verbrechen zu geschehen pflegt, so war es eine Unvorsichtigkeit, welche den Thäter entdecken ließ.

Georgette war mit der Magd eines Pachthofs in Streit gerathen. Diese hatte ihr ihren gehässigen Charakter vorgeworfen und wie sie gegen alle Leute feindselig gesinnt sei. Georgette bestritt es und behauptete, blos gegen diejenigen Menschen einen Groll zu hegen, über welche sie sich zu beklagen hätte und daß sie eine erhaltene Wohlthat sehr dankbar zu schätzen wisse. Ein Beweis dafür sei ihr Verhalten gegen Augustin. Bei verschiedenen Gelegenheiten wiederholte sie es, was für eine große That sie zu Gunsten Augustins vollführt habe; als sie jedoch darüber befragt wurde, so weigerte sie sich, eine Antwort zu ertheilen, indem sie sagte, daß Niemand, selbst er nicht, es jemals erfahren würde. Diese Aeußerungen wurden dem Gerichtshofe hinterbracht, der nicht säumte, zu erforschen, worin denn eigentlich diese Dienstleistung bestand, obwohl es nicht schwierig war, sie zu errathen.

Augustin hatte ihr verrathen, daß es ihm leid sei, daß Rose-Marie reich wäre, was seiner Heirath mit ihr im Wege stehe. Sie hatte nichts Passenderes gefunden, als das Hinderniß auf diese Art zu beseitigen. Es war ihr gelungen, sie arm zu machen, indem sie ihrem Vater sein Anwesen abbrannte und dadurch auch zugleich ihre Rache

gegen Beaumenil befriedigte. Georgette wurde festgenommen. Als sie sich entdeckt fühlte, gerieth sie in Angst und widersprach sich in ihren Angaben. Dies genügte, um sie als überwiesen zu erklären. Die Gerechtigkeit hatte die Schuldige erreicht.

Am Tage, als Augustin mit Rose-Marie getraut wurde, war die kleine Kirche der Gemeinde dicht mit Menschen angefüllt. Als die kirchliche Handlung vollzogen war, und Augustin, die Stufen herabsteigend, Almosen unter einige Arme austheilte, näherte sich ihm eine fremde alte Bettlerin, die von Niemand aus der ganzen Umgegend gekannt war und fand Gelegenheit, ihm ins Ohr zu flüstern: „Erinnert Euch, daß wenn Ihr heute reich geworden seid, Ihr es nur der armen Georgette zu verdanken habt. Habt daher Mitleid mit den Armen, versagt niemals Leuten die Arbeit, die hungrig sind und betet zu Gott für die arme Gefangene.“

Augustin wandte sich um. Das alte Weib war unter der Menge verschwunden.

Die Adoptivtochter.

„Ich bin verloren, für immer verloren!"

„Mein lieber Ciprian, man muß doch nicht gleich verzweifeln. Sei doch ein Mann." „Ich bin in einer Lage, die selbst den muthigsten Mann in Verzweiflung versetzen würde. Ich finde keinen Ausweg mehr, um mich aus dieser Verlegenheit zu retten. Ich sehe meinen Untergang voraus. Stünde ich allein, dann würde ich viel weniger besorgt sein, alsdann wäre ich bald entschlossen. Ich würde mir mein Brod zu verdienen wissen und ich würde damit auskommen; allein der Gedanke, Dich, meine liebe Pauline, darben zu sehen und betrübt zu wissen und unsere theuren Kinder verarmt zu sehen, dieser schreckliche Gedanke zerreißt mir das Herz." „Beruhige Dich, mein lieber Freund und sprich nicht so laut. Ernestine und Aurelie schlafen nebenan. Du möchtest sie aufwecken und ihnen großen Schmerz bereiten." „Du hast Recht, ich will unsere vielgeliebte Aurelie nicht betrüben. Es wird noch früh genug sein, wenn wir ihr unser Unglück entdecken müssen. Wer hätte es uns vor neunzehn Jahren gesagt, daß es heute so mit uns stehen würde? Damals kannte ich nur allein die Glückseligkeit. Alles, was ich unternahm, gelang mir auch. Das Glück überhäufte mich mit seinen Gunstbezeug-

ungen. Ich war der erste Negoziant in der ganzen Stadt, nun hat Herr Düvrard, der Sohn, meinen Platz eingenommen. Der hat freilich sein Glück gemacht. Er ist jung und ledig, er hat keine Kinder. Er hat nur auf die Welt zu kommen gebraucht, hat seinen Lebensweg schon geebnet gefunden und ist der Nachfolger seines Vaters geworden, eines gewandten Mannes. Er ist stolz auf sein Glück und sieht die anderen Leute, denen das Glück weniger huldigte, hochmüthig über die Achsel an. Elender Hochmuthsnarr! vielleicht wird noch der Tag kommen, wo Du das Nämliche erdulden wirst, was Du den Andern thust. Das wird für mich ein Freudentag werden." „Rege Dich nicht bis zur Ungerechtigkeit auf, mein Freund. Dieser junge Mann, den Du verabscheuest, was hat er gegen Dich verbrochen, daß Du ihn so hassest? Kömmt er Dir nicht stets mit größter Artigkeit entgegen?" „Ja, nachdem er in Gemeinschaft seines würdigen Vaters mein Handelsgeschäft zu Grunde gerichtet hat. Selbst seine Artigkeit hat einen Anstrich von Ironie, wie ich es öfters schon bemerken konnte und was mich jedesmal tief verletzte. So oft ich ihm begegne, steigt mir die Röthe ins Gesicht. Ich sehe in ihm den unbarmherzigen Konkurrenten, den Urheber meines Unglücks. Er vermag nicht allen Bestellungen nachzukommen, während ich keine mehr erhalte. Ich habe Schulden zu bezahlen und weiß nicht, wie ich dazu gelangen kann, sie zu tilgen. Mein Gott! was soll ich anfangen."

Diese Unterredung fand statt zwischen einem Manne von fünfzig Jahren und einer Frau, die sich den Vierzigern näherte. Sie befanden sich in einem nicht mit übermäßigem Luxus ausgestatteten Zimmer, jedoch geschmack-

voll eingerichtet. Auf der kleinen zierlichen Stockuhr, die über dem Kamine stand, schlug es soeben Mitternacht. Ein Licht, dem Erlöschen nahe, verbreitete einen flackernden matten Schein. Nachdem er die letzten Worte, die wir hier vernommen, gesprochen hatte, warf sich Herr Ciprian Gerbaud erschöpft in einen Stuhl und stützte seinen Kopf auf die Hand. Er war keineswegs ein charakterschwacher Mann, denn schon seit geraumer Zeit hatte er muthig mit sich selbst gekämpft und es war das Erstemal gewesen, daß er in Gegenwart seiner Frau dem Uebermaaß der Verzweiflung unterlegen war. Madame Gerbaud war ebenfalls sehr ergriffen und erschrocken; sie suchte jedoch ihre Bestürzung vor ihm zu verbergen, um seinen Kummer nicht zu vermehren.

Madame Gerbaud war eine Frau von mittlerer Größe. Sie war in ihrer Jugendblüthe sehr schön gewesen, was man ihr in ihrem neununddreißigsten Jahre noch immer ansehen konnte, denn ihre Züge waren regelmäßig und angenehm. Sie hatte Ciprian aus Liebe geheirathet und in Folge dessen bestand auch jetzt noch ein inniges Freundschaftsverhältniß zwischen den beiden Eheleuten. Es kostete sie viele Selbstbeherrschung, um ihren Kummer zu verbergen, indem sie ihres Gatten Verzweiflung wahrnahm.

Als das Geschäft ihres Mannes noch glänzend war, nagte blos ein einziger Kummer an ihrem Herzen, nämlich kein Kind zu besitzen. In ihrem siebzehnten Lebensjahre verheirathet, flehte sie während vier Jahren zum Himmel, daß er ihr so einen kleinen Engel bescheeren möchte, um ihn mit Liebkosungen überhäufen zu können. Nachdem sie alle Hoffnung aufgegeben, entschloß sie sich endlich, ein ar-

mes Kind zu adoptiren, womit ihr Mann einverstanden war. Sie hatte in ihrer Nachbarschaft ein allerliebstes Kind entdeckt, dessen arme Mutter es nur kümmerlich zu ernähren vermochte. Das kleine, zarte Geschöpf war kaum ein Jahr alt. Es hieß Ernestine. Das Kind hatte große schwarze Augen, die einen angenehmen Eindruck verursachten, zarte kleine Lippen, welche häufig durch ein liebliches Lächeln bewegt wurden. Die Mutter trennte sich leicht von ihrem Kinde, da sie es wohl einsah, es werde dadurch dem Kinde eine glücklichere Zukunft bereitet. Es war, als hätte die arme Mutter eine Ahnung davon gehabt; denn kurze Zeit darauf verfiel sie in eine Krankheit, der sie auch bald erlag. Madame Pauline gelobte es sich, Mutterstelle bei dem Kinde zu vertreten. Herr Gerbaud selbst schien sich des kleinen Geschöpfs erbarmen zu wollen, welches der Hilfe so bedürftig war. Sie liebten es beide von ganzem Herzen. Ernestine schien Glück in das Haus gebracht zu haben. Neun Monate später, als sie in das Haus gebracht worden, hatte sich der Himmel der inbrünstigen Gebete der Madame Gerbaud erinnert und ihr das lang ersehnte Kind gnädigst bescheert.

Seitdem hatte sich die Familie noch um fünf Sprossen vermehrt. Die beiden Eheleute betrachteten diese Fruchtbarkeit als einen besondern Segen Gottes und sagten, Ernestine habe ihnen Glück gebracht. Herr Gerbaud machte doch einen großen Unterschied zwischen ihr und seinen wirklichen Kindern. Wider seinen Willen erblickte er in seiner Adoptivtochter eine Fremde. Nur Madame Gerbaud hing mit gleicher mütterlicher Liebe an dem kleinen Wesen, die sie mit Sanftmuth, Geduld und Hingebung erzog. Jemehr

Ernestine heranwuchs, um desto schöner wurde sie. Sie schloß das innigste Freundschaftsbündniß mit Aurelie, der einzigen Tochter ihrer Wohlthäter. Die Eine war ein wenig ernst, die Andere ausgelassen munter. Sie konnten einander nicht entbehren. Die fünf kleinen Knaben liebten sie ihrer Art gemäß. Sie neckten Aurelie, während sie vor Ernestinen beinahe Ehrfurcht hegten.

Der Wohlstand des Hauses hatte nicht gleichen Schritt mit der Vermehrung der Familie gehalten. Die Geschäfte Herrn Gerbaud's verschlimmerten sich auf eine empfindliche Weise. Zu ängstlich, um durch eine kühne Unternehmung es zu versuchen, seinem gesunkenen Vermögen wieder abzuhelfen bemühte er sich, seine Einkäufe zu vermindern, um dadurch seine Schulden zu vermindern. Er näherte sich dadurch allmälig sichern Schrittes seinem Ruin. Ohne daß er etwas gethan hatte, seinen Credit zu kompromittiren, sah er ihn demungeachtet täglich abnehmen und das Zutrauen, welches er vormals besessen, war auf ein rivalisirendes anderes Haus übergegangen. Er empfand daher auch einen glühenden Haß gegen seinen glücklichen Concurrenten, den Herrn Düvrard Vater. So oft sich dieser in ein gewagtes Unternehmen einließ, so unterließ es Herr Gerbaud niemals, dessen Ruin zu prophezeien und er fühlte sich jedesmal unglücklich, wenn er Unrecht gehabt hatte.

Als Madame Pauline Gerbaud ihren Mann in Verzweiflung auf den Sessel sinken sah, vermochte sie es kaum mehr, die Thränen zurückzuhalten; sie hatte jedoch so viel Kraft, daß sie sich beherrschen konnte. „Lieber Freund," sagte sie liebevoll, „sollte Deine Frau das Unglück muthiger ertragen können als Du? Vertrauen wir auf Gott.

Er wird uns helfen." „Ach! möchte er Dich erhören!" seufzte Herr Gerbaud, „denn wir gehen einer schrecklichen Zukunft entgegen." „Blicken wir ihr muthig entgegen," erwiederte sie. „Welches sind Deine dringendsten Schulden?" „Ich habe deren mehrere. Glücklicherweise kann ich mit einigen meiner Gläubiger mich abfinden; allein mit Zweien von ihnen bin ich gezwungen, sie zu Ende des Monats bezahlen zu müssen." „Wir haben heute den Ersten," entgegnete Madame Gerbaud; „vielleicht bleibt uns noch so viel Zeit übrig, irgend ein Auskunftmittel zu entdecken. Nenne mir die beiden Gläubiger. Sage mir, wieviel Du ihnen schuldest?" „Ich schulde zehntausend Franken dem Herrn Audoin, einem unerbittlichen Manne, der nur immer von Ziffern spricht. Wenn er bis zum siebenundzwanzigsten nicht bezahlt ist, dann hat es mit dem wenigen Credit, den ich noch besitze, ein Ende." „Du hast Recht," meinte seine Frau. „Es ist unumgänglich nothwendig, daß Du ihn bezahlst. Und es ist auch möglich, wenn ich meinen Schmuck und unser Silbergeräthe verkaufe."

„Deinen Schmuck, Pauline! Könntest Du Dich dessen berauben," rief Herr Gerbaud. „Das ist für mich kein Opfer," sagte sie. „Ich bin nicht mehr in den Jahren, wo man auf derlei eitle Dinge einen besondern Werth legt; doch in diesem Falle werden sie von Nutzen sein. Sie sollen dazu dienen, Dir aus der Verlegenheit zu helfen." „Bei Herrn Audoin, ja, mit ihm werde ich quitt; allein drei Tage später muß ich trachten, dreitausend Franken aufzutreiben, um den Sohn Düvrard zu bezahlen."

„Herr Düvrard, der Sohn, ist also der zweite von

jenen Gläubigern, welche Dir so große Verlegenheit verursachen," bemerkte seine Frau. „Derselbe," erwiederte er. „Er hat das Billet in Händen, das ich für Bernard unterzeichnet habe. Ich vermuthe, er hat es sich in böser Absicht zu verschaffen gewußt. Ich habe bei ihm weder Nachsicht noch Erbarmen zu hoffen und ich möchte schließlich auch nicht von ihm bemitleidet sein. Wie kann ich mir aber die dreitausend Franken verschaffen?" „Hast Du mir denn nicht gesagt, daß Herr Verbreuil Dir eine gleiche Summe schuldet?" fragte sie. „Ganz richtig; allein Verbreuil hat fallirt," versetzte Gerbaud. „Er befindet sich mit unserm Gelde und dem noch vieler Andern in Belgien." „Das Unglück verfolgt uns," klagte die arme Frau. „Ja, wir sind verflucht," sagte Gerbaud. „Wir sind vom Mißgeschick verfolgt. Weißt Du aber auch, wer uns Unglück gebracht hat?" „Nun, wer denn?" fragte sie. „Es ist Ernestine," sagte Gerbaud. „Ernestine? Was sagst Du, mein Freund?" rief Madame Gerbaud höchlich erstaunt. „Die Wahrheit," erwiederte er. „Sie kam um dieselbe Zeit in unser Haus, als der Vater Düvrard sich in der Stadt niederließ. Bald darauf errichtete er ein Handlungsgeschäft, was mich in kurzer Zeit zu beeinträchtigen anfing. Was ich seitdem unternommen habe, war eine fortlaufende Kette von Mißerfolgen. Von dem Tage an, wo wir das junge Mädchen adoptirten, hat unser Wohlstand abgenommen. Zudem scheinst Du sie unsern leiblichen Kindern vorzuziehen." „Ich liebe sie, weil sie sanft, gehorsam und liebenswürdig ist," entgegnete Madame Gerbaud. „Ja, sie besitzt die Gabe, Dir zu gefallen; allein ich meinerseits bin für unsere Kin=

der bedacht. Ernestine ist nunmehr ein erwachsenes Frauenzimmer geworden. Sie zählt neunzehn Jahre. Wir haben weder Mühe noch Unkosten gescheut, um ihr eine sorgfältige Erziehung angedeihen zu lassen. Sie ist für das Lehrfach ausgebildet worden, sie spielt sehr gut Klavier. Sie könnte sich sehr leicht ihren Lebensunterhalt verschaffen." „Ich kann Dich nicht verstehen," sagte sie. „Sollte sie Dir lästig fallen?" „In unserer Lage müssen wir auf Ersparung bedacht sein. Wäre Ernestine nicht mehr im Hause, so würden wir wenigstens einige Unkosten weniger haben." „Ciprian," rief Madame Gerbaud, „kannst Du so sprechen?" „Ich rede als guter Familienvater," erwiederte er. „Und Du siehst in ihr blos eine Fremde?" „Ist sie es denn nicht?" entgegnete Gerbaud. „Nein, sie ist es nicht. Unsere Mühen, meine mütterliche Zärtlichkeit, ihr kindlicher Gehorsam und ihre Liebe zu uns haben sie zu meiner Tochter gemacht." „Ich besitze nur sechs Kinder, keines mehr," sagte er. „Entschlossen, wie ich es bin, ernstlich für ihre Zukunft zu arbeiten, so bin ich daher auch entschlossen, die Auslagen meines Hauses zu beschränken." „Mit andern Worten, Du willst Ernestine verstoßen," sagte Madame Gerbaud. „Ja, ich will mein Haus von dem unglücklichen Drucke befreien, der auf ihm lastet," sagte Gerbaud und indem er die Unterredung abbrach, begab er sich in sein Schlafgemach, um Ruhe zu suchen, deren er im hohen Grade bedürftig war. Kaum befand sich Madame Gerbaud allein, so warf sie sich auf einen Sessel und brach in Thänen aus, welche sie nur zu lange zurückhalten hatte müssen.

Am frühesten Morgen des andern Tages weilten Ciprian und Madame Pauline in einem einfach ausgestatteten Kabinet, dessen mit Sammt überzogene Meubels die Spuren des vieljährigen Gebrauchs an sich trugen. Sie hatten das peinliche Gespräch des vorigen Abends wieder aufgenommen. Madame Pauline suchte vergebens, den grausamen Entschluß ihres Mannes in Betreff Ernestinens zu bekämpfen. Sie empfand in eben dem Grade eine so innige Zuneigung für ihre Adoptivtochter, als ihr Mann diese auf eine ungerechte Weise haßte. Sie stimmten in allen übrigen Ansichten überein, nur nicht in Hinsicht des unschuldigen Mädchens, welcher Ciprian alle Schuld an seinem Unglück beimaß.

Aurelie schlummerte noch, als Ernestine, die schon vor Tagesanbruch aufgestanden war, plötzlich in das Kabinet des Herrn Gerbaud herein trat und dadurch die Unterredung ihrer Adoptiveltern unterbrach. Ernestine war von mittlerem Wuchse, einfach aber geschmackvoll gekleidet, was ihren persönlichen Liebreiz noch mehr erhöhte. Blässe lag auf ihren feinen Gesichtszügen ausgebreitet. Die Röthe ihrer Augen verrieth die Schlaflosigkeit der vergangenen Nacht und der kaum getrockneten Thränen, die sie vergossen haben mußte. Sie schritt auf Madame Gerbaud zu, die sie umarmte; alsdann grüßte sie Herrn Gerbaud, der sie mit Mißmuth betrachtete. „Mein Vater und meine liebe Mutter," begann sie mit sanfter Stimme, „verzeihen Sie es mir, daß ich Ihr Gespräch unterbrochen habe. Ich habe eine Bitte an Sie zu stellen " Der Augenblick ist sehr gut gewählt," bemerkte Herr Gerbaud mit Bitterkeit. „Hören wir sie an," sagte Madame Gerbaud

mit einem flehenden Blick zu ihrem Manne und dem Mädchen freundlich zulächelnd, ermuthigte sie selbe, zu sprechen. „Meine Bitte besteht in Folgendem,“ sagte Ernestine. „Mehrere von meinen Freundinnen, die mit mir in der Pension gewesen, haben es mir wiederholt angerathen, ich sollte mich dem Unterricht in der französischen Sprache und des Pianos widmen und ich ersuche Sie inständigst, mir Ihre Bewilligung hiefür zu ertheilen.“ Diese Mittheilung überraschte die beiden Eltern in hohem Grade. „Wirst Du aber auch Schüler finden, mein armes Kind?“ meinte Madame Gerbaud. „Ich meine es schon, liebe Mutter. Meine Freundinnen haben mir schon Mehrere genannt,“ entgegnete Ernestine. „Desto besser,“ sagte Herr Gerbaud. „Was mich betrifft, so hast Du meine Einwilligung.“ „Ich danke Ihnen, mein Vater,“ sagte Ernestine. „Aber warum willst Du Lehrstunden ertheilen?“ „Ich habe mich leider überzeugt, daß die Geschäfte im Hause nicht mehr so günstig stehen, wie vormals; ich möchte mich daher nützlich erweisen. Sie haben mir Kenntnisse ertheilen lassen und es würde mich glücklich machen, wenn ich Ihnen, liebe Eltern, dadurch nützen könnte.“ „Inniggeliebtes Kind!“ rief vom Sessel aufspringend und sich in Ernestinens Arme werfend, Madame Gerbaud, „Du willst für uns arbeiten? Das ist ein edler Gedanke, nicht wahr, das ist er?“ setzte sie bei, sich gegen ihren Mann wendend. „Ich kann ein solches Vorhaben nur billigen, Ernestine,“ sagte dieser mit einiger Verlegenheit. „Wir sind nicht mehr reich und es ist gut, wenn ein junges Mädchen, das kein Vermögen besitzt, nicht müßig ihr Leben zubringt.“

Ernestine konnte sich des Gedankens nicht erwehren, ob ihr Adoptivvater diesen Grundsatz auch auf seine Lieblingstochter Aurelie ausdehnen würde. „Sie willigen also ein?“ fragte sie. „Von heute an kannst Du Dich um Schüler umsehen,“ versicherte er. Ernestine lächelte. Sie hatte es ja schon vorher gewußt, daß ihr ihre Bitte gewährt werden würde. Sie hatte das gestrige Gespräch vernommen. Aus diesem Grunde hatte sie die ganze Nacht nicht schlafen können und deßhalb hatte sie bittere Thränen vergossen. Ein jedes der grausamen Worte des Kaufmanns war ihr wie ein Dolchstich in das Herz gefahren. Zartfühlend und stolz wie sie es war, beklagte sie den allzufrühzeitigen Tod ihrer Eltern. Die Wohlthaten, die sie genossen, erschienen ihr nunmehr als lästig. Sie wäre lieber hülflos geblieben, als das drückende Bewußtsein zu empfinden, demjenigen, den sie als ihren Vater geliebt hatte, zur Last zu fallen. Doch zu Dank verpflichtet fühlte sie sich gegen Madame Gerbaud, welche sie vertheidigt und die ihr ihre mütterliche Liebe treu bewahrt hatte; denn wäre ihr die Zuneigung dieser vortrefflichen Frau entzogen worden, dann wäre ihr nichts anderes übrig geblieben, als sich den Tod zu wünschen. Es war zum Erstenmale in ihrem Leben, daß sie das Gefühl des Schmerzes hatte kennen lernen und noch dazu den eines tiefen, der von Erniedrigung und Beschämung herrührt. Während Aurelie, ihre Gefährtin, sanft und ruhig schlummerte, schwamm Ernestine in Thränen, sich vergebens abmühend, ihr Schluchzen zu ersticken. Da sie nicht schlafen konnte, so war sie bei der ersten Dämmerung aufgestanden. Ihr Entschluß war bald gefaßt. Wir haben ihn kennen gelernt. Von der ihr ertheilten

Erlaubniß Gebrauch machend, setzte Ernestine ihren Hut auf und ging fort. Sie schwankte, als sie sich auf der Straße befand; die Augen versagten ihr den Dienst und die Thränen machten sie fast erblinden. Zum erstenmale ging sie allein aus und sie fühlte sich deßhalb eingeschüchtert und befangen. Madame Gerbaud hatte sich angeboten, sie begleiten zu wollen; doch sie hatte ihr Anerbieten dringend abgelehnt, weil es ihrem Vorhaben hinderlich gewesen wäre. Sie hatte vorgegeben, mehrere ihrer Freundinnen hätten ihr angerathen, Stunden zu ertheilen. Es war dies nur eine zu entschuldigende Nothlüge gewesen, die in ihrem Innern aufgetaucht war, um auf eine zarte Weise einem Wunsche zu willfahren, dessen Vorhandensein sie zufällig entdeckt hatte.

Von allen ihren früheren Freundinnen in der Pension war Gabriele Düvrard, die Schwester des verhaßten Konkurrenten Gerbauds, diejenige, welche sie am meisten geiebt hatte. Sie war stets genöthigt gewesen, vor sich selbst dieses Gefühl als wie ein Vergehen zu verhüllen. Beide liebten sich von ganzem Herzen. Sie hatten zu gleicher Zeit die Pension verlassen. Sie hatten sich seitdem nur bisweilen in den Kirchen begegnet.

Während der schlaflosen Nacht, die Ernestine unter heftigen Schmerzen zugebracht, gedachte sie Gabrielens, der Gattin des jungen Advokaten Landreville und sie beschloß, sich an sie zu wenden. Sie verirrte sich mehreremale unterwegs, so daß sie genöthigt war, sich nach dem rechten Wege zu erkundigen. Endlich, aber nicht ohne Mühe, erreichte sie die Wohnung der Madame Landreville. Sie verfügte sich in den ersten Stock und läutete, in ihrem

Innern heftig aufgeregt. Das Kammermädchen führte sie in einen reichmeublirten Salon. Sie verglich nicht ohne Wehmuth ihr trauriges Geschick mit dem glücklicheren ihrer Freundin.

Als diese den Namen Ernestine Varel hörte, eilte sie der Freundin entgegen. „Welche freudige Ueberraschung, liebe Ernestine," rief sie und warf sich ihr, sie küssend, in die Arme. „Das ist ja ein außergewöhnliches Ereigniß, Dich bei mir zu sehen. Solch ein Glück hätte ich mir nicht träumen lassen." „Wie gut bist Du, liebe Gabriele," sagte Ernestine. „Ich wußte es wohl, daß ich in Dir meine Jugendfreundin wieder finden würde. In diesem Augenblicke ist mir Deine Freundschaft unentbehrlicher als je." „In welchem Ton Du mir das sagst. Du hast ja Thränen in den Augen und siehst ganz verstört aus. Was fehlt Dir, arme Ernestine?" Diese vermochte nicht länger ihrem Schmerze zu gebieten. „Ach, theure Freundin! Ich bin sehr unglücklich!" rief sie aus. Gabriele umschlang sie neuerdings und bedeckte ihre Wangen mit Küssen, indem sie fragte: „Was betrübt Dich so sehr? Weßhalb fühlst Du Dich so unglücklich? Vertraue mir Deinen Kummer an." Ernestine bereute es, daß sie sich von ihrem Schmerze hatte hinreißen lassen. Ihr edelmüthiger Charakter untersagte es ihr, das herzlose Benehmen des Herrn Gerbaud zu verrathen. Sie nahm sich vor, nur theilweise die Wahrheit zu bekennen. „Setzen wir uns und rede," sagte Gabriele, die Freundin zu sich auf die Causeuse ziehend. Ernestine begann: „Es ist Dir ohne Zweifel bekannt, daß die Geschäfte meines Adoptivvaters sehr schlecht gehen. Es ist schon eine geraume Zeit her, daß dies der Fall ist. Seit einigen Ta-

gen bemerkte ich eine große Niedergeschlagenheit an ihm. In der verflossenen Nacht vernahm ich zufällig und wider meinen Willen, indem ich nicht schlafen konnte, ein Gespräch zwischen ihm und meiner Mutter, dessen Inhalt mir das Herz gebrochen hat. „Und deßwegen bist Du so verzweifelt?“ fragte Gabriele. „Du hast nicht wie ich den Ausbruch der Verzweiflung dieses Mannes vernommen, der sich sein ganzes Leben hindurch abgemühet hat und der nur für die Zukunft seiner Frau und seiner Kinder besorgt ist. Du vermagst Dir keine Vorstellung von dem unendlichen Schmerze dieser vortrefflichen Frau zu machen, die sich alle erdenkliche Mühe gab, den so tief gesunkenen Muth ihres Mannes wieder aufzurichten. Ich kann Dir sagen, dieser Auftritt war für mich ein schrecklicher, für mich umsomehr als diejenige, welche ihnen alles Gute verdankt und die ihnen ihre häuslichen Lasten nur noch vermehrt hat.“ „Ich begreife, wie sehr Dich dieser Vorfall betrüben mußte,“ entgegnete Gabriele; „Du kannst Dir aber auch zum Trost sagen, daß, wenn Du auch wirklich ihre Unkosten vermehrt hast, Du demungeachtet die Freude des Hauses verursachst.“ Diese Worte riefen ein bitteres Lächeln auf den Lippen Ernestinens hervor, dann sagte sie: „Ich kann sie nicht länger unglücklich sehen, ohne es versuchen zu wollen, Ihnen Hülfe zu leisten. Ich müßte mich als eine unwürdige Tochter betrachten, würde ich mein ferneres Dasein in Unthätigkeit zubringen, indessen sie mit der Armuth kämpfen.“ Das ist ein Gedanke, ganz Deiner würdig,“ sagte Gabriele. „Ich bin gekommen, um Deine Unterstützung in Anspruch zu nehmen,“ sagte Ernestine. „Ich danke Dir für diesen

Beweis Deines Vertrauens und Deiner Freundschaft," erwiederte die Freundin. „Du hast Dich sogleich meiner erinnert und das war recht von Dir. Verfüge über mich nach Gutdünken. Ich bin für Dich zu jeglichem Dienst bereit. Lasse hören, was Du von mir begehrst? Was hast Du beschlossen?" „Ich will Unterricht im Klavier und im Französischen ertheilen und da ich voraussetze, daß Du viele Bekanntschaften hast, so wirst Du im Stande sein, mir einige Schüler zu verschaffen." „Gewiß, und das von heute an," sagte Gabriele. „Ich kenne mehrere Familienmütter, wo ich so glücklich bin, Dich empfehlen zu können. Kann ich Dir sonst mit nichts Anderem dienen? Ich glaubte Du würdest von mir eine viel wichtigere Dienstleistung fordern." „Ich habe in der That Eine von Dir zu erbitten," entgegnete Ernestine. „Das habe ich gewünscht. Worin besteht sie?" fragte die Freundin. „Mein Vater besitzt ein Billet von dreitausend Franken, das er zu bezahlen hat und dies beunruhigt ihn." „Willst Du diese Summe heute noch?" fragte Gabriele. „Nein, erst in einigen Tagen," sagte Ernestine; „ich werde Dich mit dem Erwerb meiner Unterrichtsstunden heimzahlen. Wird Dich aber dieser Vorschuß nicht belästigen?" meinte sie. „Was sagst Du? Ist nicht Alles, was ich besitze, Dein?" entgegnete Gabriele. „Du vergißt, daß Du verheirathet bist," bemerkte Ernestine, „und daß Du Deinem Manne Rechenschaft zu geben schuldig bist." „Er verlangt sie nicht von mir; auch ist er nicht streng und er liebt meine Freundinnen. Du mußt ihn kennen lernen und Du wirst daher mit mir frühstücken." „Ich kann Deinem Wunsche nicht willfahren; denn es erwar=

tet mich meine Mutter," entschuldigte sich Ernestine. „Ich werde ihr sagen lassen, daß ich Dich bei mir zurückgehalten hätte." „Nein, es wäre umsonst," sagte Ernestine; „ich habe ihr nicht gesagt, daß ich zu Dir ginge." „Ich verspreche Dir im Voraus gleich für den Anfang fünf Unterrichtsstunden. Für jede eine Stunde täglich fünf Franken. Dies trägt Dir monatlich sechshundert Franken, die Sonntage nicht mitgerechnet." „Das ist eine ganz hübsche Summe," bemerkte Ernestine. „Damit kann ich doch meiner Familie nützlich werden. Ich werde Dir eine große Freude verdanken." Der Gedanke, ihren Eltern behülflich zu werden, tröstete sie in Etwas über die verletzende Behandlung, die ihr widerfahren war. Sie athmete wieder freier. Doch versank sie alsbald wieder in düsteres Sinnen. „An was denkst Du?" fragte Gabriele. „Ich überlege, wie man es anfangen muß, meinem Adoptivvater die dreitausend Franken annehmen zu machen," sagte Ernestine. „Nun, indem man sie ihm anbietet," meinte Gabriele. „Er wird sie zurückweisen," versicherte Ernestine. „Ich muß trachten, sein Zartgefühl zu schonen, sowie sein Mißtrauen nicht zu erwecken." „Dann weiß ich kein anderes Mittel, als sie ihm so zu übersenden, als wenn sie von einem seiner Schuldner herrührten," sagte Gabriele. „Du hast recht, ich habe auch daran gedacht," erwiederte Ernestine. „Es befindet sich in Brüssel ein gewisser Herr Verbreuil, der ihm zufällig gerade dreitausend Franken schuldet Die Schwierigkeit besteht nur darin, den Brief von Brüssel abgehen zu lassen, der diese Summe enthalten wird." „Nichts ist leichter als das," entgegnete Gabriele. „Wir senden ihn unter Einlage an den Kor-

respondenten meines Bruders, der ihn blos in den Briefkasten der Post zu werfen braucht." „Das ist herrlich," versetzte Ernestine. „Mein Vater kennt die Handschrift des Herrn Verbreuil. Er wird die Deinige für jene seines Schuloners halten." „Weißt Du aber auch, daß wir einen Betrug begehen?" meinte Gabriele. „Allein unser Gewissen spricht uns frei, nicht wahr? Ueberdies ist es ein Verbrechen so neuer Art, daß es mir schon deßhalb gefällt."

Herr Landreville, der Gemahl Gabrielens, kehrte bald nach Hause zurück und kam Ernestinen mit der ausgesuchtesten Höflichkeit entgegen. Es wurde das Frühstück aufgetragen und man begab sich zu Tische. Das liebenswürdige Ehepaar war von so einnehmender Heiterkeit, daß Ernestinens trübe Gedanken bald verscheucht wurden. Nach dem fröhlichen Mahle führte Gabriele ihre Freundin in ihr Zimmer, wo sie sich eilig anzog und sodann mit ihr das Haus verließ, um sie zu ihren künftigen Schülerinnen zu geleiten.

Ernestine fühlte sich bei den ersten Unterrichtsstunden, die sie ertheilte, ein wenig befangen; doch nach einigen Tagen hegten die Lehrerin und die Schülerinnen Zutrauen zu einander. Diese neue thätige Lebensweise hatte für die junge Lehrerin etwas Anziehendes. Ernestine fühlte sich überglücklich, sich sagen zu können, daß sie nunmehr ihrem Adoptivvater nicht mehr zur Last falle. Jeden Abend

überbrachte sie Madame Gerbaud die Einnahme des Tags, wovon sie nur einen kleinen Theil heimlich abzog, um mit der Zeit ihre Freundin davon bezahlen zu können.

Das gute Mädchen hatte es zu veranstalten gewußt, daß Herr Gerbaud am Fünfundzwanzigsten des Monats die dreitausend Franken überschickt erhielt, die ihn so beunruhigt hatten. Er war nicht wenig über die vermeintlichen Gewissensskrupel seines Schuldners erstaunt und man kann es sich vorstellen, mit welch' großer Freude er das Geld empfing.

Ernestine kannte schon seit geraumer Zeit Armand Düvrard. Sie hatte ihn früher öfters in der Pension gesehen, wenn er zu Gabrielen kam. Seitdem sie täglich zu ihrer Freundin kam, verdoppelte er seine Liebe zu der Schwester. Er hätte es für einen Mangel brüderlicher Liebe gehalten, wenn er nicht täglich einige Augenblicke bei ihr verweilt hätte, nämlich wenn Ernestine anwesend war. Ungeachtet aller Mühe, die er sich gab, verrieth sich demungeachtet seine lebhafte Zuneigung und Bewunderung, die er für die junge Lehrerin empfand. Sie besaß einen feinen und durchdringenden Verstand, daher er auch, sobald sie sprach, sich von ihr entzückt fühlte. Wenn er nach Hause kam, so versuchte er es, seinen Rechnungen obzuliegen; allein ihr reizendes Bild erschien vor seinen Augen und verhinderte ihn, seine Rechnungsbücher durchzugehen. Tag und Nacht beschäft'gte ihn der Gedanke an sie. Sie war der Traum seines Daseins.

Am Dreißigsten in der Frühe nahm er den abgelaufenen Wechsel des Herrn Gerbaud, in der Absicht, ihn sei=

nem ersten Commis zu übergeben; allein aus Zerstreuung steckte er ihn in die Tasche, ging fort und schlug fast mechanisch den Weg nach der Wohnung seiner Schwester ein. Eine leise Hoffnung erfüllte sein Inneres und er hatte sich nicht getäuscht. Er traf Ernestinen daselbst.

Da Landreville eine wichtige Geschäftsangelegenheit beim Gerichtshofe zurückhielt, so hatte Gabriele ihre Freundin gebeten, sie nicht allein frühstücken zu lassen. Armand fand sich gerade ein, als sie sich zu Tische setzen wollten. Er lud sich sogleich selbst ein und ertheilte den Befehl, man sollte zu Hause nicht auf ihn warten. Das Frühstück war von der heitersten Stimmung; doch aß Armand nur sehr wenig, da er in den Anblick Ernestinens versunken war. Er wollte sich von der liebenswürdigsten Seite zeigen und sprach daher sehr viel. Ernestine befand sich in heiterer Stimmung und ließ ihrem Geiste freien Lauf. Ihr verdankte es der Adoptivvater, daß er eine Schuld abzubezahlen im Stande war, die ihn schon lange beunruhigt hatte. Sie lachte über Alles und ließ dabei eine Perlenreihe weißer Zähne erblicken, was Armand in Entzücken versetzte. Während diesem fröhlichen Beisammensein öffnete sich jedoch plötzlich die Thüre und es erschien Herr Gerbaud. Er war dem Diener zuvorgekommen, der ihn hätte anmelden sollen. Als er seine Adoptivtochter am Tische sitzend erblickte, an der Seite dessen, den er verabscheute, stieß er einen leisen Schrei der Verwunderung aus und zog die Stirne finster zusammen. Die arme Ernestine erbleichte, stand auf und stammelte einige unzusammenhängende Worte. „Entschuldigen Sie, wenn ich ein so heiteres Fest durch meine Gegenwart störe,“ sagte er mit Ironie und mit

dem Ausdruck des Mißfallens, das er keineswegs zu verbergen suchte. „Sie stören ganz und gar nicht," entgegnete ihm Gabriele. „Es ist nur ein ganz kleines Frühstück. Wollten Sie vielleicht so freundlich sein, sich daran zu betheiligen?" „Ich danke Ihnen Madame," erwiederte der Negoziant; dann sich gegen Armand wendend, setzte er bei: „Ich komme von Ihrer Wohnung, mein Herr, wo man mir sagte, daß sie hier seien. Ich beeilte mich, Sie aufzusuchen, da ich Sie zu bezahlen wünsche." „Oh! das hat keine Eile, Herr Gerbaud," meinte Armand. „Entschuldigen Sie, mein Herr!" sagte Gerbaud, „ich beeile mich, nicht mehr ihr Schuldner zu sein." „Diese Eile ist für mich nicht sehr schmeichelhaft," versetzte der junge Mann. „Ich will es zugeben, mein Herr," erwiederte sein unerschütterlicher Feind. Armand, von dieser Brutalität überrascht, erröthete vor Unmuth. Er war gesonnen, in ebendemselben Tone zu antworten, als eine abwehrende Bewegung, verbunden mit einem flehenden Blick Ernestinens ihn zurückhielt. Er begnügte sich, zu sagen: „Ich will Ihrem Wunsche Folge leisten, mein Herr. Ich habe das Billet bei mir, das ich Ihnen zu übersenden beabsichtigte. Hier ist es." „Und hier sind Ihre dreitausend Franken. Mein Herr, mein Fräulein und Madame, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen." Dabei verbeugte sich Herr Gerbaud gravitätisch, steckte das Billet sorgfältig in seine Brieftasche und entfernte sich, indem er Ernestinen einen zornfunkelnden Blick zuschleuderte.

Sie setzten sich wieder zu Tische, allein die frühere Heiterkeit war entwichen. Vergebens bemühten sich Ar-

mand und Gabriele, dem schönen Munde Ernestinens ein Lächeln zu entlocken, welche nunmehr nachdenkend und traurig vor sich hinblickte. Sie stand alsbald auf, um sich dahin zu begeben, wohin sie ihre Berufspflicht rief. Die junge Lehrerin ertheilte heute fast mechanisch ihren Unterricht. Ihre Gedanken schweiften nach Anderem umher. Sie kämpfte mit sich selbst, um ihre Thränen zurückzuhalten. Der Gedanke, in das elterliche Haus zurückkehren zu müssen, erfüllte sie mit Schrecken. Sie war sich zwar keiner Schuld bewußt, sie kannte jedoch ihren Adoptivvater nur zu gut, als daß sie es nicht errathen hätte, was in seinem Innern vorging. Als es aber Abend geworden, mußte sie sich dennoch entschließen, heimzukehren. Sie fand Herrn und Madame Gerbaud nebst Aurelien im Speisezimmer versammelt. Der Klang der Stimme des Herrn Gerbaud machte sie erzittern. Als sie eingetreten war, wurde Aurelien bedeutet, sich zu entfernen. Bevor diese gehorchte, warf sie sich, in Thränen ausbrechend, der Freundin in die Arme. „Du bist also sehr befreundet mit meinen Feinden?' begann Herr Gerbaud zornig, nachdem Aurelie sich entfernt hatte. „Mit ihren Feinden?" fragte Ernestine. „Ich kann es Ihnen beschwören, daß weder Gabriele noch ihr Bruder gegen Sie feindselig gesinnt sind." „Oh! ich weiß recht gut, wie ich daran bin. Ich hätte es Niemals gedacht, daß ein junges Mädchen, welches von uns seit seiner Kindheit mit Wohlthaten überschüttet worden, sich eines Tags mit meinen Feinden gegen mich verbünden würde." „Sich gegen Sie verbünden, mein Vater? Was sagen Sie?" rief Ernestine. „Mein Freund, ich bitte Dich!" flehte Madame Gerbaud,

die sich peinlich ergriffen fühlte. „Ich sage blos, was ich mit eigenen Augen gesehen habe,“ entgegnete Herr Gerbaud. „Du saßest bei Tische zwischen dem Bruder und der Schwester in munterem Gespräche und lautem Gelächter. Ein einziger Blick hat genügt, um mich zu überzeugen, daß Dir der junge Mann den Hof macht. Seit langer Zeit schon war er bemüht, sich Deine Zuneigung zu erwerben und heute ist es ihm vollständig gelungen. Er kann unmöglich gesonnen sein, Dich heirathen zu wollen. Das weißt Du wohl selbst.“ „Und warum denn nicht?“ fragte Madame Gerbaud. „Weil er reich ist und weil sie kein Vermögen besitzt. Du gehst daher dem Abgrunde der Schande entgegen; vielleicht bist Du ihn schon hinabgestürzt.“ „Gerbaud, Du gehst zu weit,“ rief die Adoptivmutter. „Vergiß es nicht, daß auch sie unser Kind ist.“ „Sie unser Kind? Sie hat aufgehört, es zu sein. Ich besitze jetzt nur noch eine Tochter und ich werde darauf sehen, daß sie niemals die Grundsätze der Jugend vergessen werde, die ihr eingeprägt wurden. Ich will mit einem Worte nicht, daß sie ein übles Beispiel vor Augen habe.“ „Schweige!“ bat Madame Gerbaud Ernestine hörte gelassen zu und duldete, ohne bis jetzt noch die Beleidigung begriffen zu haben, die ihr widerfahren war; doch plötzlich ward es ihr klar. Sie erröthete und brach in Thränen aus, indem sie sich in die Arme der Madame Gerbaud stürzte. „Ach! meine Mutter, meine theure Mutter! Man klagt mich einer Schuld an und ich kann mich nicht vertheidigen,“ seufzte sie. „Bist Du nun zufrieden, sie bis zu Thränen gebracht zu haben?“ sagte Madame Gerbaud zu ihrem Manne. „Du beschuldigst

sie, ich sage Dir jedoch, daß ihr Betragen, das bis zur Stunde untadelhaft gewesen, Deinen beleidigenden Verdacht Lügen straft." „Glaube, was Du willst," entgegnete Gerbaud, „ich werde es aber in Zukunft nicht mehr gestatten, daß meine Tochter mit ihr Umgang pflege." „Sie stoßen mich also aus Ihrem Hause?" erwiederte Ernestine. „Diesen Abend noch werde ich Sie durch meine Gegenwart nicht mehr belästigen." „Du wirst uns nicht verlassen, Ernestine. Ich verbiete es Dir," sagte in festem Tone Madame Gerbaud. „Was berechtigt Sie, Madame, sie zurückhalten zu wollen, wenn ich es befohlen habe?" fragte Herr Gerbaud zornig. „Ich habe es ihrer sterbenden Mutter gelobt, mich ihrer anzunehmen und ich werde sie nicht verlassen," sagte Madame Gerbaud. „Um Gottes Willen, meine theure Mutter, ich will nicht die Veranlassung eines Streites zwischen Ihnen und Herrn Gerbaud sein," flehte Ernestine. „Begib Dich in Dein Zimmer, versuche es zu schlafen, meine Tochter; vergesse die harten Worte, die man Dir gesagt hat und den grausamen Auftritt, den Du soeben erleben mußtest. Du hast eine Mutter, welche Dich innig liebt und welche es Dir beweisen wird." Madame Gerbaud brach in Thränen aus, als sie diese zärtlichen Worte gesprochen hatte. Sie umarmte Ernestinen mit Heftigkeit, welche ihre Zärtlichkeit tiefgerührt erwiederte, worauf sie dem mütterlichen Befehl Folge leistete.

Als sie in das Zimmer trat, welches sie gemeinschaftlich mit Aurelien bewohnte, fiel ihr Blick auf selbe, die

sie mit Bangigkeit erwartete. „Liebe Schwester," sagte Aurelie, „der Vater hat mir eröffnet, daß Du uns verlassen müßtest, die Mutter jedoch sagte zu mir, daß es nicht der Fall sein werde. Wem soll ich nun glauben?" „Ich weiß nicht, was ich Dir darauf antworten soll, liebe Aurelie," entgegnete Ernestine. „Du wirst nicht fortgehen, theure Ernestine," sagte Aurelie. „Ich weiß es wohl, mein Vater ist mit Dir unzufrieden; allein uns zu Liebe wirst Du seine üble Laune zu ertragen wissen, die nicht ewig dauern wird. Bedenke, welchen Schmerz uns Dein Scheiden verursachen würde. Die Mutter läßt Dir Gerechtigkeit widerfahren. Sie liebt Dich, wie Du es verdienst. Was mich betrifft, so besitze ich nur eine Schwester, eine Schwester, die ich anbete. Du wirst nicht grausam sein wollen, sie mir zu rauben." Und Aurelie begann neuerdings zu schluchzen. Ernestine trocknete die Thränen des lieben Mädchens mit ihren Küssen und bat sie, unbesorgt zu schlummern, indem ihre Schwester ihr für immer bleiben würde. Sie war trotz des Widerstandes von Seite der Madame Gerbaud fest entschlossen gewesen, das Haus zu verlassen, allein dieser muthige Widerstand hatte endlich den Sieg davongetragen; denn nachdem Ernestine sich entfernt hatte, war es ihr endlich gelungen, die feindliche Gesinnung Herrn Gerbaud's gegen die Adoptivtochter zu besiegen.

Ernestine, der es durch ihr sanftes Zureden gelungen war, Aurelien in Schlummer zu wiegen, begann nun über ihr trauriges Schicksal nachzudenken. Was war ihre Schuld? Sie hatte die Einladung ihrer Freundin zu einem Frühstück angenommen, darin bestand ihr ganzes Verbrechen.

Dies so einfache Ereigniß war ihr so übel gedeutet worden. Man hatte ihr feindselige Absichten zugemuthet, ihr, dem Mädchen mit dem reinsten Herzen. Sie hatte sich um das Wohlergehen ihres Adoptivvaters bemüht. Indem sie sich vorgenommen, unermüdlich arbeiten zu wollen, hatte sie gehofft, seine Zuneigung wieder zu gewinnen, die er ihr auf eine so ungerechte Weise entzogen hatte. Und dennoch konnte er sie als Theilnehmerin an der Verschwörung seiner eingebildeten Feinde betrachten. Verblendet in Folge eines unseligen Wahns, hatte sich seiner ein unüberwindlicher Haß gegen sie bemächtigt.

Leute von der Art Herrn Gerbaud's finden sich leider nicht selten. Sie handeln von einem beschränkten Gesichtspunkt aus, was sie verhindert, dasjenige, was sie beginnen auch mit gesundem Verstande zu beurtheilen. Besitzt man keine eigenen Kinder, so adoptirt man ein kleines Mädchen, um sich zu zerstreuen und um zugleich seiner Frau zu gefallen. Nachher glaubt man mit dem armen Geschöpf quitt zu sein, weil man es ernährt, aufgezogen und unterrichten hat lassen. Später sind Kinder auf die Welt gekommen, man findet das Adoptivkind weniger liebenswürdig als die eigenen. Alsdann fängt man an, es nach und nach weniger zu lieben, bis man es zuletzt nicht mehr ausstehen kann. Man möchte sich von ihm losreißen. Man sagt sich: ich habe ihm so viel erlernen lassen, daß es sich fortbringen kann, daher soll es arbeiten und seiner Wege gehen und eines Tags schickt man es fort und kümmert sich nicht mehr weiter um die Zukunft des sich nunmehr selbst überlassenen Wesens, weder um sein Wohlergehen, noch um seine Ehre. Man sollte jedoch wissen,

daß man vor Gott für die unrechten Handlungen verantwortlich ist, die es begehen könnte, wenn es schutzlos in die Welt geschleudert wird, wenn es allen Versuchungen derselben rathlos preisgegeben ist. Man sollte sich niemals eines Kindes annehmen, wenn man sich nicht zuvor selbst gelobt hat, seine übernommene Pflicht auch redlich und gewissenhaft durchzuführen.

„Ach! mein Vater! Ach! meine Mutter!" dachte die arme Ernestine, „warum seid ihr nicht bei mir! Euere natürliche Liebe zu mir hätte man nicht mit dem Namen Wohlthätigkeit bezeichnen müssen und welche Schmerzen wären mir dadurch erspart worden. Dieser Mann, den ich nimmermehr meinen Vater nennen kann, denn er ist es nicht, hat es blos darum zugegeben, daß mich seine Frau aufnahm, daß sie mich pflegte, um das Recht zu haben, mir heute so herben Kummer zu bereiten. Ich möchte entfliehen, doch ich bin es nicht im Stande. Ich befinde mich in einer seltsamen Lage. Man befiehlt mir das Haus zu verlassen und ich bin demungeachtet genöthigt, zu bleiben, um gegen meine Adoptivmutter nicht undankbar zu sein, die sich die Mühe gegeben hat, mich zu vertheidigen und welche mir stets mit wahrhaft mütterlicher Liebe entgegengekommen ist. Ihr und Aurelien zu Liebe will ich bleiben, will ich dulden. Ich will alle Demüthigungen und verletzenden Aeußerungen ruhig ertragen, um ihnen Beiden meine Anhänglichkeit zu beweisen.

Lange noch verfolgten sie diese Gedanken und bestärkten sie noch mehr in ihrem Vorsatz. Die Kränkungen von Seite Herrn Gerbaud's hatten ihr ein schreckliches Geheimniß enthüllt, nämlich ihre Liebe zu Armand. Sie erröthete

über sich selbst, sie machte sich einen Vorwurf wegen ihrer doch so reinen Empfindung und glaubte ein Verbrechen begangen zu haben. Sie gelobte es sich, dagegen zu kämpfen und über dieses Gefühl den Sieg davonzutragen.

Die darauffolgenden Tage sprach Herr Gerbaud sehr wenig mit ihr. Sie benahm sich ehrfurchtsvoll gegen ihn, jedoch zurückhaltend. Madame Gerbaud und Aurelie dagegen verdoppelten ihre Zärtlichkeit für sie. Am Abend, nachdem die junge Lehrerin die Mühen des Tags überstanden, suchte sie Ruhe und Zerstreuung im Umgang mit ihnen Beiden. Allein ein neuer Kummer quälte sie. Ungeachtet sie alle ihre Willenskraft dagegen aufbot, so mußte sie dennoch stets an den Sohn des Herrn Düvrard denken. Dieser unaustilgbare Gedanke verfolgte sie Tag und Nacht. Um jedoch das Versprechen, welches sie sich selbst geleistet hatte, zu erfüllen, bemühte sie sich ängstlich, seine Nähe zu fliehen. Da aber die Dankbarkeit es ihr zur Pflicht machte, sich täglich nach dem Befinden Gabrielens zu erkundigen, so verweilte sie nur einen kurzen Augenblick bei ihr, ungeachtet der Mühe, die sich dieselbe gab, um sie zurückzuhalten. So geschah es, daß Ernestine am Morgen ausging in der Angst, Armand zu begegnen, während sie am Abend mit dem wehmüthigen Gefühle heimkehrte, ihn nicht gesehen zu haben.

Auf diese Weise verstrich ein langer Monat.

Eines Tags stand Armand sehr frühzeitig auf und begab sich zu seiner Schwester mit dem festen Vorsatz,

Ernestinen daselbst zu erwarten. Sein Aussehen verrieth den inneren Kummer. Er hatte während diesem Monate außerordentlich gelitten. Jeden Tag war er bei Gabriele gewesen in der Hoffnung, daselbst die schöne Lehrerin zu treffen; allein jedesmal umsonst. Diese immerwährende Täuschung verletzte ihn tief und er war entschlossen, dieser für ihn unerträglichen Lage ein Ende zu machen. Er theilte sein Vorhaben seiner Schwester mit, die mit größter Freude beistimmte. Der Name einer Schwester, den sie schon seit langer Zeit ihrer Freundin ertheilte, konnte nun eine höhere Berechtigung erhalten.

Nach zwei Stunden fieberhaften Wartens sah er endlich seine heißgeliebte Ernestine in das Zimmer eintreten. Gabriele verweilte noch an seiner Seite. Die beiden Freundinnen umarmten sich herzlich. Ernestine war bei dem Anblicke Armand's blaß geworden und wollte sich unter dem Vorwande ihrer vielen Unterrichtsstunden sogleich wieder entfernen. Armand hielt sie zurück. „Haben Sie die Güte, Fräulein Ernestine," sprach er, „mich einen Augenblick anhören zu wollen. Sie scheinen mich zu fliehen. Ich sehe Sie nicht mehr. Die gräßlichen Tage, die ich seither verlebt habe, lehrten mich den mächtigen Einfluß erkennen, den Sie auf mich ausüben." „Herr Armand . . ." stotterte Ernestine, indem sie erröthete und nahe daran war, umzusinken. Armand fuhr fort: „Die Gegenwart meiner Schwester darf Ihnen eine Bürgschaft für die Lauterkeit meiner Vorsätze sein. Vor ihr wollte ich mit Ihnen sprechen. Ernestine, ich vermag ohne Sie nicht zu leben. Haben Sie Mitleid mit mir. Ich beschwöre Sie, reichen Sie mir Ihre Hand." „Wie, Herr Armand, Sie verlangen . . "

„Ich vereinige mich mit ihm, daß Du seine Bitte uns nicht abschlagen möchtest," unterbrach sie Gabriele. „Er liebt Dich, theure Schwester, was nur ein Beweis seines guten Geschmacks ist und Du wirst ihn wohl nicht unglücklich machen wollen. Also sage ein freundliches: Ja." „Aber, liebe Gabriele," entgegnete Ernestine, „nicht an mich darf sich Dein Bruder wenden, um meine Hand zu erhalten. An meinen Vater muß er dies Verlangen stellen." „An Ihren Adoptivvater?" fragte Armand. „Gut, sagen Sie blos ein Wort, ermächtigen Sie mich, mit ihm von Ihnen zu sprechen und ich werde mich heute noch bei ihm einfinden." „Er wird sich nicht für berechtigt halten, Ihr Ansuchen zurückzuweisen," sagte Ernestine; „doch weiß ich es im Voraus, daß ihm diese Verbindung mißfallen und daß er es mir verübeln würde, wenn ich darauf einginge" „Und warum denn?" fragte Madame Landreville. „Es ist Ihnen bekannt, Herr Armand," sagte Ernestine, „daß er gegen Ihre Person einen großen Widerwillen hegt, wozu er, wie ich nur zu gut weiß, gar keinen Grund hat. Er wird dadurch verblendet und in Folge dessen ungerecht." „Was ist da zu thun?" fragte Armand. „Rathen Sie mir, theure Ernestine." „Man müßte ein Mittel finden, wodurch ihm bewiesen würde, wie unbegründet sein Vorurtheil sei," entgegnete Ernestine. „Worin besteht aber dieses Mittel? Ist Ihnen Eins bekannt?" fragte Armand. Ernestine zögerte. Sie getraute sich nicht darauf zu antworten. Die Uneigennützigkeit des jungen Mannes, der um ihre Hand gefreit hatte und der es wohl wußte, daß sie kein Vermögen besäße, hatte sie tiefgerührt. Der Gedanke, er möchte sie für unbescheiden halten, beun=

ruhigte sie. Endlich faßte sie Muth. Zudem fühlte sie ein so lebhaftes Verlangen in sich, Rache an dem Manne zu nehmen, der sie auf eine so erniedrigende Weise gekränkt hatte, so daß sie jedes Bedenken überwand. „Ich weiß nur ein einziges Mittel," sagte sie; „aber es würde Ihnen vielleicht als ein zu schweres Opfer erscheinen." „Sprechen Sie," rief Armand. „Mag es sein, welches es wolle, ich unterziehe mich schon im Voraus demselben." „Nun denn! Es gilt meinen Vater zu bewegen, Ihr Associé zu werden," sagte sie. „Sie haben Recht," erwiederte Armand lebhaft. „Ich wundere mich, nicht daran gedacht zu haben. Er verabscheut mich, weil er in mir einen Concurrenten sieht. Wohlan! ich will ihm beweisen, daß ich vielmehr sein Freund bin." Ernestine, gerührt von Armand's Edelmuth, reichte ihm ihre Hand und sagte mit einem Engelsblick zu ihm: „Ich danke Ihnen, Herr Armand, ich danke für meinen Vater und für mich." „Sie lieben mich!" rief er, ihre Hand ergreifend und seine Lippen freudetrunken auf sie pressend. „Alles hätte ich daran gesetzt, um Sie zu besitzen. Was ich jetzt thun werde, ist ja so geringfügig. Ich muß Ihnen verbindlich sein. Ich werde mich sogleich zu Herrn Gerbaud begeben. Ich bin so glücklich! Er wird es mir nicht abschlagen. Ich überlasse Dir, liebe Schwester, einstweilen meine Braut. Umarme sie und sage ihr, wie sehr ich sie liebe, was Niemand besser weiß als Du selbst. Armand drückte einen Kuß auf Gabrielens Stirne und eilte überglücklich von dannen.

Er brauchte nicht lange, um Herrn Gerbaud's Wohnung zu erreichen, der mit seiner Arbeit beschäftigt, zufällig zu Hause war. Dieser, als man ihm meldete, der junge

Düvrard befände sich im Vorzimmer, war nicht wenig erstaunt und ließ sich die boshafte Schadenfreude nicht entgehen, ihn warten zu lassen. Der junge Mann bestand diese Qual mit großer Ungeduld. Allein er liebte ja Ernestinen so innig und dies gab ihm Muth. Als er endlich vorgelassen wurde und er seinem Feinde gegenüberstand, da befiel ihn in Folge der inneren Erregung ein heftiges Zittern. Nach einigen wenigen einleitenden Worten begann er sein Anliegen vorzubringen „Mein Herr," sagte er in feierlichem Ton, „ich habe die Ehre, Sie um die Hand Ihrer Tochter zu bitten." „Meiner Tochter?" entgegnete Herr Gerbaud erstaunt. „Wie? Sie verlangen die Hand meiner Tochter Aurelie?" „Nein, mein Herr," sagte Armand, „ich werbe um die Hand Ernestinens." Herr Gerbaud fiel vom Himmel auf die Erde. „Ich besitze nur eine Tochter," erwiederte er mißstimmt. „Da es die Hand Ernestinens ist, um welche Sie nachsuchen, so wenden Sie sich nur an sie selbst." „Das ist schon geschehen. Sie hat zugesagt; doch nur unter einer Bedingung," versetzte Armand. „Sie fordert eine Bedingung? Sie ist sehr anspruchsvoll. Das geht mich nichts an," sagte Herr Gerbaud. „Diese Bedingung besteht darin, daß Sie mein Associé werden möchten," sagte Armand. „Was sagen Sie?" rief Herr Gerbaud. Ich habe Sie nicht recht verstanden," setzte er neuerdings erstaunt bei. „Sie haben mich vollkommen verstanden," erwiederte Armand. „Ich bitte Sie, mir diesen Wunsch nicht zu versagen. Nehmen Sie mein Anerbieten an." „Sie bieten mir da ein großes Glück an," sagte Herr Gerbaud, „und es ist Ernestine, welche ...." „Die will, welche es sogar zur Bedingung

macht, daß Sie mein Associé werden," sagte Armand. „Sie will es also? Dann habe ich sie ganz falsch beurtheilt." „Ich befürchte es selbst," entgegnete Armand. „Sie hätten sie wie einen Engel betrachten sollen." „Pauline hatte doch recht," sagte Herr Gerbaud. „Ich werde es ihr sogleich mittheilen." Herr Gerbaud, vor Freude strahlend, stand auf und rief nach seiner Frau, die sogleich herbeieilte. Mit wenigen Worten hatte er es ihr alsbald mitgetheilt, was ihn so freudig bewegte. „So rächt sich das liebe Kind," rief Madame Gerbaud voll Bewunderung. „Hätte sie denn gegründete Ursache, sich zu rächen?" fragte Armand. „Ja, denn ich war ungerecht, ich war hart und lieblos gegen das vortreffliche Geschöpf," sagte Herr Gerbaud. „Wie konnte ich sie dergestalt verkennen!"

„Also, Herr Gerbaud, darf ich der Ueberbringer Ihrer Zustimmung sein?" fragte Armand. „Ich bin ergriffen. Ich bewundere .... doch ich weiß nicht, ob ..." stotterte dieser. „Es wäre eine Grausamkeit, mir eine abschlägige Antwort zu ertheilen," sagte Armand. „Es hieße mein Lebensglück vernichten. Sie sind ein begabter, einsichtsvoller Mann, der in Geschäftssachen bewandert ist. Sie werden unserem Hause von größtem Nutzen sein. Willigen Sie daher ein!" Herr Gerbaud widerstand noch einige Augenblicke, dann gab er den dringenden Zureden des liebenden jungen Mannes endlich nach, zudem seine Frau die Bitten Armand's kräftig unterstützte, die ihre geliebte Adoptivtochter glücklich wissen wollte. Herr Gerbaud war im Innersten seines Herzens entzückt. Er, Associé des Sohnes Düvrard's! Das Glück leuchtete ihm wieder freundlich entgegen und diesmal war es Ernestine, welche es ihm

wieder zurückgeführt, sie, die er angeschuldigt und verflucht hatte.

Armand eilte zu seiner Schwester, die schöne Lehrerin war aber schon fort, um ihren Unterrichtsstunden nachzugehen. Er verfügte sich sodann zu seinem Vater und setzte ihn von Allem in Kenntniß, der freudig seine Zustimmung ertheilte.

Als Ernestine heimkehrte, umarmten sie ihre Mutter und ihre Schwester, sie als den rettenden Engel des Hauses bezeichnend.

Herr Gerbaud war ausgegangen, kehrte jedoch bald darauf wieder zurück. Er hatte etwas Neues erfahren. Er war sehr aufgeregt. „Nicht wahr, Ernestine,“ begann er, „die dreitausend Franken, welche ich von Brüssel aus erhalten habe und die ich von Verbreuil bezogen zu haben glaubte, sind von Dir?“ „Woher wissen Sie es?“ fragte das junge Mädchen. „Soeben begegnete ich dem Peter Larbrin, dem Neffen Verbreuils. Er sagte mir, daß sein Oheim gestorben sei und daß er in seinem Testament ihm den Auftrag hinterlassen hätte, mir dreitausend Franken auszubezahlen, die er mir schuldete. Du kannst Dir meine Ueberraschung vorstellen. Ich sagte ihm, ich sei schon bezahlt. Sie irren sich, gab er mir zur Antwort; denn mein Oheim war nicht der Mann, der in derlei Sachen eines Uebersehens sich schuldig machte; auch wurde das Testament am Tage seines Todes aufgenommen. Dies machte mich nachdenken. Ohne Zweifel wollte mir Jemand einen guten Dienst erweisen, sagte ich zu mir selbst

und that es auf diese zarte Weise. Wer mochte es wohl sein? Gewiß war es Ernestine. Ich hatte mich nicht getäuscht.“ „Wieder ein neuer Beweis Deiner Herzensgüte,“ rief Madame Gerbaud. „Ich bin stolz darauf, Dich von jeher verstanden und geliebt zu haben.“ „Und ich,“ sagte Aurelie, „ich bin überglücklich, eine solche Schwester zu besitzen.“ „Ja, schließt sie an Euer Herz,“ sagte Herr Gerbaud; „denn sie liebt uns wahrhaft und nur ihr Beide seid ihrer würdig. Ich war im Besitze eines Schatzes, den ich nicht zu würdigen verstand. Ich werde es mir niemals verzeihen können. Wirst Du mir aber jene schrecklichen Worte vergeben, die ausgesprochen zu haben, mich ewig reuen werden?“ „Umarmen Sie mich, mein Vater,“ sagte Ernestine. „Ich habe sie schon vergessen.“ „Du bist ein Engel!“ rief Herr Gerbaud. „Auf welche Art hast Du Dir aber die dreitausend Franken verschafft?“ fragte Madame Gerbaud. „Meine Freundin Gabriele hat sie mir vorgestreckt und ich wollte sie ihr durch durch meine Arbeit wieder ersetzen.“

Die Hochzeit Armands und Ernestinens wurde im Verlauf einiger Wochen vollzogen. Ihr gegenseitiges Glück wurde vielseitig beneidet. Herr Gerbaud blickte nicht mehr ängstlich in die Zukunft; denn er war jetzt der Associé eines sehr reichen Hauses geworden.

Ernestinen gelang es, Aurelie an einen intimen Freund Armands zu verheirathen, an einen jungen Mann von Herz und Talent. Aurelie bewahrt noch immer ein inniges Dankgefühl für Ernestine in ihrem Herzen, was beweist, daß sie ihren Mann liebt.

Die ganze Familie, nunmehr glücklich und zufrieden, erblickt in Ernestinen den Engel ihres Glücks und läßt keinen Tag vorübergehen, ohne sie gesegnet zu haben, sie, welche der verblendete Negoziant als eine Plage seines Hauses betrachtet hatte.

Die barmherzige Schwester.

Am Vorabend der Schlacht von Solferino gingen etwa zehn barmherzige Schwestern durch das Lager. Ihre bestaubte Kleidung, ihre unwillkürlich langsamen Schritte ließen auf die Mühseligkeiten einer weiten Reise schließen. Sie kamen aus Frankreich.

Einige Schritte voraus ging eine dieser heiligen Jungfrauen, die ihre Führerin zu sein schien und welche sich durch ihre hohe Gestalt vor den Uebrigen bemerkbar machte. Auch schritt sie fester und ruhiger einher. Sie mußte die Oberin sein. Sie schien noch jung zu sein und ungeachtet der auffallenden eigenthümlichen Blässe des Gesichts war sie immer noch sehr schön. „Das ist die Schwester Therese," flüsterten diejenigen mit einer gewissen Ehrerbietung, welche den Feldzug in der Krimm mitgemacht hatten. Sie stieg einen kleinen Hügel hinan, auf welchem sich einige Offiziere von den Jägern zu Fuße befanden, die mit einander ein Gespräch unterhielten. Bei ihrem Erscheinen erhoben sich Alle und grüßten sie. Schwester Therese ging an ihnen vorüber, gefolgt von ihren Mitschwestern. Die Offiziere ließen sich wieder nieder, mit Ausnahme von zwei jungen Kapitäns, welche etwas seitwärts stehen blieben. Der erstere, ein Bretagner, Namens Kerkadec, schien von einer seltsamen inneren

Gemüthsbewegung ergriffen zu sein und die Augen nach der Richtung, in der die Schwester Therese verschwunden war, starr gerichtet, war er fast eben so blaß geworden als sie. Er stand unbeweglich und wie versteinert da, während ihm ein paar Thränen über die Wangen rollten. „Kerkadec," sagte endlich sein Kamerad, der ihn mit steigender Ueberraschung beobachtet hatte, „aber, mein braver Kerkadec, was hast Du denn?" „Ich? nichts.... nichts," gab er zur Antwort, wie wenn er plötzlich aus dem Schlafe gerüttelt worden wäre, allein in einem Ton, wie Einer, der sein Geheimniß für sich behalten will. Doch sich ermannend, sagte er: „Beaudoin, nicht wahr, Du bist mein Freund?" Statt einer Antwort reichte ihm Beaudoin treuherzig die Hand entgegen. „Komme", sagte Kerkadec, „suchen wir einen Ort auf, wo uns Niemand hören kann. Du sollst Alles erfahren, aber nur Du allein. Es muß so sein." Der Bretagner, noch immer heftig bewegt, stieg mit seinem Freunde den Hügel hinab und geleitete ihn an eine einsame Stelle unterhalb desselben.

Die Nacht begann hereinzubrechen und schon zeigten sich einzelne Sterne. Noch war eine drückende Schwüle. Kein kühlendes Lüftchen wollte sich erheben. Aus der Ferne tönte ein unbestimmtes Gemurmel herüber, dem Tosen des Meeres ähnlich. Es war der letzte Lärm im Lager, bevor es dem Schlummer verfiel.

Die weißen Zelte breiteten sich nach allen Richtungen weit aus. Auf allen Anhöhen erblickte man die Gestalten der Schildwachen. Da und dort loderte ein Bivouakfeuer empor, ließ sich das Wirbeln einer Trommel vernehmen, oder der Tritt einer Patrouille, oder ein fröhliches Lied.

Doch über diesem kriegerischen Gemälde schwebte eine drückende, gewitterschwangere Atmosphäre. Es war der Vorabend einer Schlacht.

Kerkadec setzte sich auf einen abgehauenen Baumstamm, schien sich einen Augenblick sammeln zu wollen und begann sodann folgende Erzählung.

„Du hast oft über meinen Hang zur Schwermuth und über mein trauriges Wesen gespottet. Du wirst Dich nicht mehr darüber verwundern, wenn ich Dir meine Lebensgeschichte mittheilen werde.

Ich habe meine Mutter nicht gekannt. Sie starb bald nach meiner Geburt. Ich war zehn Jahre alt, als mein Vater ihr in das Grab nachfolgte. Das sind Ereignisse, die Einen nicht fröhlich stimmen. Einer von meinen Onkeln wurde mir zum Vormund ernannt. Er war ein alter Hagestolz, ein Egoist und ein Mann, dem Kinder zuwider waren. Zum Glück hatten wir in Sankt-Malo einen wackern Piloten zum Nachbar, dessen Familie zahlreich und sehr gastfreundlich war. Vater Penhoel, dies war sein Name, hatte vier Söhne und eine einzige Tochter. Der älteste der Knaben zählte kaum fünfzehn Jahre. Die beiden Folgenden waren fast in meinem Alter. Das Mädchen war um ein Jahr jünger als ich und nur um ein Jahr älter, als der letzte ihrer Brüder, welcher sowohl dem Namen nach als auch in Wahrheit der Benjamin der Familie war. Schon am frühen Morgen ging ich

zu den Penhoels und kehrte selten vor Abend zurück. Ich war so zu sagen das sechste Kind im Hause; auch ich nannte Yvonne Schwester. Welch' fröhliche Stunden verlebten wir in Penhoels altem hölzernen Hause oder am Strande des Meeres! Diese Erinnerungen sind für mich wie ein verlorenes Paradies. Bald jedoch sollte ich daraus verbannt werden, indem ich in die Schule zu Rennes eintreten mußte. Mein Vormund hatte für mich, als dem Sohne eines alten Militärs, ein Stipendium erwirkt, welches meine ganze väterliche Erbschaft ausmachte. Der Tag des Abschieds war für mich ein verzweiflungsvoller. Als aber nach Verlauf eines Jahres die Ferien eintraten, wie groß war die Freude, als wir uns wiedersahen und einen Monat beisammen zubringen konnten, gerade so wie früher.

Der älteste Sohn, Corentin, half schon seinem Vater auf der See. Er sollte gleich ihm Pilot werden. Der Zweitgeborne, Namens Gabriel, war im Begriffe, in das Seminar zu treten, da er für den geistlichen Stand bestimmt war. Auch Benjamin sollte dem gleichen Berufe sich widmen. Der dritte, Brinuc, war bestimmt, Corentins Geschäft zu ergreifen; denn es war in dieser Familie ein uralter Gebrauch, daß der Erstgeborne Pilot, der Zweitgeborne Priester werden müßten und in dieser Weise die übrigen Brüder, damit sie sich Alle einer christlichen Lebensweise widmen sollten, ein Theil dem Dienste Gottes, der andere dem Heile der Matrosen. Was die Töchter betraf, so wurde wenigstens Eine von beiden für das Kloster bestimmt. Es war eine wahrhaft fromme Familie, wie sie oftmals in der Bretagne getroffen werden.

Am nämlichen Tage, als Gabriel abreiste, um sich in das Seminar zu begeben, segelte Corentin in das Meer hinaus, den ersten Sturm bestehend. Obgleich Beide sehr weichen Herzens waren, so empfand Corentin doch keine Furcht und Gabriel vergoß keine Thräne. „Jeder von uns erfülle seine Pflichten," sagten sie sich, indem sie sich die Hände drückten.

Am Schlusse der nächstfolgenden Ferien ereignete sich beinahe der nämliche Auftritt zwischen Brinuc und Benjamin. Der Erstere folgte dem Seminaristen Gabriel, der zweite nahm als Schiffsjunge den Platz Corentins ein, der Matrose seines Vaters Penhoel geworden war.

Es konnte nicht Rührenderes geben, ich muß es wiederholen, als diese Familie, wo einem Jeden schon im Voraus seine Rolle zugetheilt war und sie von ihnen auch mit einer wahrhaft heroischen Einfachheit übernommen wurde.

Mutter Penhoel war schon lange todt und lange Zeit schon ersetzte sie ihre Tochter, obgleich noch ein Kind, im Hauswesen. Dies war die Ursache, weßhalb sich schon frühzeitig ein ernstes und gemessens Wesen bei ihr einstellte. Am Tage nach ihrer ersten Communion hatte Yvonne schon das Aussehen einer jungen Frau.

Ich sehe sie noch in ihrer bretagnischen Tracht, meist von dunkler Farbe und mit der großen Haube, weiß wie der Schnee. Sie mochte sich in anständigem Anzuge in die Kirche begeben oder mit flüchtigem Schritte nach dem Markte eilen, um Lebensmittel einzukaufen, stets blickte ihr Jedermann mit Bewunderung nach oder lächelte ihr wohlgefällig zu. Im Hause wußte sie eine musterhafte Ord=

nung zu erhalten. Alle ihre Brüder gehorchten ihr pünktlichst, selbst der Vater, dem sie an Sonntagen bisweilen eine kleine Predigt in Betreff der Mäßigkeit zu halten sich erdreistete. Sie hatte das Geld in Gewahrsam. Glaube deßhalb ja nicht, daß diese strenge Reinheit der Sitten eine düstere Stimmung im Hause verursacht hätte. Es war im Gegentheil eines der heitersten Häuser in der Stadt und wenn die Ferien uns Alle vereinigten, so herrschte ein patriarchalisches Leben, eine gemüthliche und wahrhafte Fröhlichkeit. Selbst Gabriel und Benjamin vergaßen ihren schwarzen Talar und wenn wir zuweilen Alle zusammen einen Ausflug in die Umgegend unternahmen, so trieben wir uns scherzend auf den Wiesen umher. An solchen Tagen dachte Yvonne nicht daran, uns zurückzuhalten. Auch sie überließ sich dem Einfluß der freien Luft, der wärmenden Sonne und der jugendlichen Beweglichkeit ihrer fünfzehn Jahre. Denn so alt war sie schon, unsere liebe Schwester Yvonne. Sie war ein schönes und großes Mädchen, von zierlichem, schlankem Wuchse, regelmäßigen Gesichtszügen, gleich denen einer Madonna, mit schwarzen träumenden Augen und einem himmlischen Lächeln. Was kann ich Dir noch mehr sagen, mein Freund? Ich liebte sie. Unsere nächste Umgebung glaubte uns für einander bestimmt.

Ich beendete endlich meine Studien. Mein Vormund, ohne mich vorher davon in Kenntniß gesetzt zu haben, übergab mich einem Waffenschmied als Kommis. „Führe Dich gut auf," sagte er zu mir. „Dank sei es meiner Erbschaft, wenn Du sein Nachfolger werden wirst."

Ich hatte befürchtet, er möchte mich von Sankt-Malo

entfernen. Ich beeilte mich daher, meinen Freunden die frohe Botschaft mitzutheilen. „Bravo!“ riefen zu gleicher Zeit die vier Brüder, „von nun an trennen wir uns nicht mehr.“ Der alte Pilot drückte mir treuherzig die Hand, indem er mich seinen Sohn nannte.

„Ich bin recht glücklich,“ sagte Yvonne zu mir, mit einer Freudenthräne im Auge.

Alles schien mir an jenem Abend zuzulächeln. Ich wähnte einer schönen Zukunft versichert zu sein. Doch wie täuscht man sich!“

Nach einer kurzen Pause fuhr Kapitän Kerkadec zu erzählen fort: „Es verstrich noch ein Jahr, ohne daß unser gemüthliches Familienleben durch irgend ein widriges Ereigniß gestört worden wäre, bis endlich eine Reihenfolge von Unglücksfällen über diese Familie hereinbrach, die ich schon als die Meinige betrachtete. Vorerst war es die Abreise Gabriels. Er hatte soeben die letzte Priesterweihe empfangen und wollte nun als Missionär seine Geburtsstätte verlassen. „Warum willst Du nicht lieber bei uns bleiben?“ fragte ihn sein Vater. „Man hat Dir ein Vikariat in der Nähe versprochen. Das Amt eines Landgeistlichen ist ebenfalls eine heilige und erhabene Mission.“ „Gewiß,“ erwiederte der junge Priester, „und ich hoffe, daß mein Bruder Benjamin diesen Pfad betreten möchte. Es wird dem Allmächtigen nicht weniger angenehm sein. Ich für meine Person fühle mich unwider=

stehlich hinausgezogen, wo mir die Gelegenheit geboten ist, Seelen zu erobern.“ „Wenn Du aber nicht mehr zurückkehren würdest, mein armes Kind?“ meinte der Vater. „Wenn Jene, welche Du bekehren willst, Dich zu Tode martern?“ „Nein, mein Vater, es ist umsonst. Du wirst ja für Deinen Sohn beten,“ entgegnete dieser. „Versuche es nicht, mich zurückhalten zu wollen. Es ist die Stimme Gottes, die mich ruft.“ Der Greis fügte sich und Gabriel begab sich auf die Reise nach China.

Wir hatten ihn Alle bis zum Einschiffungsplatz begleitet. Ich hatte damals die Gelegenheit, zu beobachten, wie mächtig die Gewalt und die Gluth des religiösen Gefühls und die beinahe fieberhafte Selbstaufopferung mancher Gemüther sich bewährt, was man die apostolische Vorherbestimmung nennen könnte.

Als das Schiff sich schon entfernt hatte, welches den jungen Missionär entführte, beneideten ihn seine drei zurückgebliebenen Brüder und seine Schwester konnte nicht umhin, zu sagen: „Wie herrlich ist es, auf solche Abenteuer auszuziehen, aus Liebe zu Gott.“ Diese Aeußerung verfehlte nicht ihre Wirkung auf den alten Penhoel. „Mein Gott!“ sagte er, den Blick gegen den Himmel gerichtet, „ich übergab Dir soeben Eins meiner Kinder. Ist Dir dies Opfer noch nicht genug, so sprich; denn ich besitze noch Mehrere.“ Allein eine Stunde später, nachdem er in seine Behausung zurückgekehrt war, erhielt der väterliche Schmerz doch wieder die Oberhand. Der Greis sank in den alten Lehnstuhl und fing an bitterlich zu weinen. Dann, als seine Söhne und die Tochter sich um ihn vereinigt hatten, um ihn zu trösten, um-

schlang er sie wie zu einem einzigen Kuß und sprach leise: „Jetzt sind wir nur noch fünf.“ „Du vergißt mich,“ rief ich, „Du vergißt mich, mein Vater! Ich bin ja schon von Herzen Dein Sohn. Willst Du, daß ich in vollster Wahrheit Dein Sohn werde, indem ich Yvonne heirathe?“ Die drei Penhoel sahen empor und blickten mich lächelnd an. Yvonne, überrascht und verlegen, barg ihr Antlitz in die Falten des Mantels ihres Vaters.

Der Pilot erhob sich, schritt langsam auf mich zu, legte seine beiden kräftigen Hände auf meine Schultern, blickte mir ins Auge und sprach: „Du bist noch nicht zwanzig Jahre alt, Kerkadec, Du bist ihrer jedoch würdig und ich liebe Dich.“ Dies sagend, ergriff er meinen Kopf, zog mich an sich und drückte einen Kuß auf meine Stirne. Dies galt so viel, mich als sein Kind zu adoptiren und mich für den Gatten seiner Tochter zu erklären. Ein kräftiges Hurrah der drei Brüder erscholl als Zeichen ihrer freudigen Zustimmung. Ich, tief bewegt, wie ich es war, vermochte nur mühsam zu stammeln: „Vater Penhoel! Du erlaubst mir also, um die Genehmigung meines Onkels nachzusuchen?“ „Wann Du willst, mein Junge,“ versetzte der Alte, „die Meinige hast Du.“

Ich lief zu meinem Vormund. Obschon er sich wenig um mich kümmerte, so beschloß er dennoch, sich die Entscheidung über meine Zukunft vorzubehalten. „Diese Heirath ist mir unlieb,“ unterbrach er mich gleich nach meinen ersten Worten. „Das thut mir sehr leid,“ war meine Antwort, „allein erlauben Sie mir, mein lieber Onkel, sie daran zu erinnern, daß ich mich Kerkadec nenne und daß ich ein Bretone bin. Damit ist Alles gesagt.“

„Nach Belieben, mein lieber Neffe,“ entgegnete Jener. „Ich bin auch nicht weniger Bretone und ein Kerkadec wie Du. Du wirst also so gut sein, bis zu Deinem fünfundzwanzigsten Jahre zu warten. Erlaube mir auch, Dir in das Gedächtniß zurückzurufen, daß es eine Konscription gibt.“ „Sind Sie denn nicht mehr gesonnen, mir einen Einsteher zu kaufen?“ fragte ich ihn. „Womit?“ fragte er mich. „Ich weiß wohl,“ bemerkte ich, „daß mir mein Vater nichts hinterlassen hat, ich dachte jedoch....“ „daß ich Dich mit meinem Geld loskaufen würde,“ fiel er mir in die Rede. „Ja, mein Onkel,“ sagte ich. „Es war dies wirklich meine Absicht,“ fuhr er fort, „und wenn Du mir bei Deinem Ehrenwort versprichst, mit der Familie Penhoel abzubrechen und Yvonne zu vergessen....“ „Niemals! Um keinen Preis!“ unterbrach ich ihn. „Herrlich, mein Freund,“ sagte er. „Ich liebe Deine Offenheit. Du wirst Soldat werden.“ Ich bestand nicht länger darauf, wohl wissend, daß längeres Bitten umsonst sein würde und ich kehrte betrübt zum alten Piloten zurück. „Er ist hart,“ äußerte dieser, „aber Ursache genug, um zu gehorchen. Ein Vormund ist der Stellvertreter des Vaters und dieser ist derjenige Gottes.“ „Wie, Du verlangst von mir, ich sollte aufhören, Deine Tochter zu lieben?“ fragte ich den Alten. Dieser sagte: „Nein, ich verlange bloß, daß Du Geduld und Ergebenheit haben möchtest, daß Du uns Allen beweisen sollst, daß Deine Liebe eine so wahrhafte ist, die der Länge der Zeit und einer längeren Trennung zu widerstehen vermag. Yvonne wird Dich erwarten, mache Dir darüber keine Sorge und Dein Onkel wird vielleicht eines Tags, gerührt von Deiner Ausdauer,

nachgiebig gestimmt werden. „Wenn ich ihm jedoch den Schwur verweigere, und das werde ich,“ entgegnete ich,“ „dann wird er mich gehen lassen. „Nun gut, dann gehst Du,“ sagte der Alte; „dann dienst Du Deinem Vaterlande und machst Deinen Weg in der Armee, nach dem Beispiele Deines Vaters.“ Ich wollte aber durchaus nicht Soldat werden. „Gott läßt Dich vielleicht eine glückliche Nummer ziehen,“ meinte der Alte. „Wenn mir aber das Schicksal feindlich gesinnt ist?“ bemerkte ich, worauf er erwiederte: „Dann ist es im Rathschluß Gottes so beschieden. Du wirst ihn muthig und ergeben anerkennen als eine Prüfung, die er Dir auferlegt und als eine Pflicht, welche Du erfüllen mußt.“ Diese männlichen Worte und ein Blick Yvonnes flößten mir wieder Muth und Hoffnung ein.

Der Tag, an welchem geloost werden sollte, war erschienen. Ich zog eine ungünstige Nummer. „Habe keine Angst,“ sagte Corentin, der in der Nähe sich befand. „Mein Bruder Brinuc und ich haben schon im Voraus so manövrirt, damit wir Dich mit einem tüchtigen Schiffstau aus der ganzen Geschichte herausziehen können.“ Ich fragte ihn, was er damit sagen wolle. „Geben wir dem Feinde eine volle Ladung bis zum Sloop und Du wirst die Sache erfahren.“ Die Barke des Piloten befand sich gerade im Hafen. Wir hatten sie bald erreicht. Brinuc hielt mir eine Geldbüchse entgegen, indem er sie schüttelte, so daß man ihren Inhalt klappern hörte. „Das Ganze verhält sich folgendermaßen,“ sagte er. „Der Vater überläßt uns jetzt einen Theil seines Gewinns und die Schwester steuert insgeheim auch einige Geldstücke von dem ihrigen bei.

Sobald Corentin uud ich Kunde von Deiner Angelegenheit bekamen, so sagten wir uns: keinen Tabak, keine überflüssigen Ausgaben mehr. Wir müssen nunmehr sparen und Alles für unsern Bruder Kerkadec aufbewahren.“ „So ist’s,“ schloß der ältere der Penhoel. „Begreifst Du es jetzt?“ „Ihr konntet aber auf diese Weise doch nicht zweitausend Franken aufhäufen,“ rief ich aus. „Das wohl nicht,“ sagte Brinuc, „Du gehst aber erst in einigen Monaten fort, und bis dahin wird unser Erspartes noch zuwachsen, zumal wenn Du von dem Deinigen auch ein Weniges zulegen kannst. Nehmen wir an, wir drei brächten es dahin, fünf- oder gar sechshundert Franken zusammenzubringen?“ Ich bemerkte entgegen, dies würde nur den vierten Theil der Summe ausmachen. „Ja, aber Corentin kennt einen solchen Menschenhändler, der sich damit begnügen würde und der uns für den Rest Kredit gäbe.“ „Bedenke doch, fünfzehnhundert Franken!“ rief ich aus. „Wir würden fortfahren, uns einzuschränken,“ fuhr Brinuc fort, „und das zwei bis drei Jahre hindurch, wenn es nöthig wäre, selbst zehn Jahre lang.“ „Wie?“ bemerkte ich, „alle euere kleinen Vergnügungen wolltet ihr für mich aufopfern?“ „Bah! Was liegt daran,“ entgegnete er, „rechnest Du es uns denn nicht für ein Glück an, unserer Schwester den Mann zu erhalten und uns allen einen guten Bruder?“ „Brave, ehrenwerthe Jungen!“ Ich warf mich ihnen um den Hals, ich umarmte sie, mit Freudenthränen im Auge. Ich war gerettet. „Sage kein Wort davon, weder dem Vater noch Yvonne,“ bat Brinuc. „Die Geldbüchse ist dort in Corentins Koffer versteckt. Niemand darf etwas davon wissen.“

Zwei Monate darauf, während eines fürchterlichen Seesturms, ging der Sloop mit Menschen und Habseligkeiten zu Grunde.

Am selben Tage war der alte Pilot am Lande zurückgeblieben. Corentin und Brinuc hatte der Ocean verschlungen. In Sankt-Malo herrschte allgemeine Trauer; denn die Penhoel waren von Jedermann geliebt.

Nach bretonischer Sitte blieb ihr Haus bis zu dem Tage verschlossen, an welchem das Meer seine Beute an das Gestade ausgeworfen haben würde.

Niemals werde ich den Leichenzug durch die Straßen der Stadt und die Ankunft desselben auf dem Friedhof vergessen. Alle Fischer, alle Seeleute hatten sich eingefunden und trugen abwechselnd die beiden Särge, denen der alte Vater folgte. Die Haare Vater Penhoels waren völlig weiß geworden. Sein Antlitz war in Thränen gebadet, doch entschlüpfte ihm kein einziger Schmerzensruf noch ein Laut der Klage; auch wankte er nicht auf dem kummervollen Wege und schritt an der Spitze des Zuges gefaßt einher. Zu seiner Rechten befand sich Benjamin, der aus dem Seminar gekommen war. Er zählte damals achtzehn Jahre. Er sah bleich und sanft aus, wie ein weinender Engel. Yvonne, welche zur Linken des Vaters ging, hatte jenen Ausdruck und jene Gesichtszüge, welche die Maler der Mater dolorosa zu geben pflegen. Sie war himmlisch schön.

Nachdem die beiden jungen Piloten in das gemeinschaftliche Grab hinabgelassen worden, kniete der Greis nieder, noch immer zwischen Benjamin und Yvonne. „Allmächtiger," sprach er, „ich hatte Dir alle meine Kinder zur Verfügung gestellt. Du hast mir diese Beiden wieder genommen. Dein Wille geschehe." „Amen!" antwortete hinter ihnen eine Stimme. Alle blickten zurück. Es war Gabriel. Er kam von China. Er war eben noch zur rechten Stunde angelangt, um seinen beiden Brüdern die letzte Ehre zu erweisen.

Kerkadec, von Rührung übermannt, unterbrach abermals seine Erzählung. Inzwischen war es völlig Nacht geworden. Miriaden von Sternen zeigten sich am dunkeln Himmelszelt; sie waren jedoch mit einem leichten Schleier überzogen und leuchteten nur matt und traurig.

Tiefe Ruhe lag über dem in tiefen Schlummer versunkenen Lager. Die Wachtfeuer verbreiteten nur noch einen matten Schein. Die Zelte und die Wachtposten glichen weißen und schwarzen Gespenstern. In dieser Ruhe der Atmosphäre, da sich nicht das leiseste Lüftchen regte, lag ein fremdartig melancholisches Wesen und ein beengendes Gefühl, was vollkommen mit der schmerzlichen Erzählung des bretagnischen Offiziers übereinstimmte; dieser fuhr fort: „Der arme Gabriel hatte schon viel zu erdulden gehabt. Seine Stirne, seine Hände und Füße waren mit Narben bedeckt. Nach dem Vorbild und als

Nachfolger des göttlichen Meisters, dessen heilige Lehre und dessen Leidensgeschichte er gepredigt und die zu verbreiten er bemüht gewesen, war auch er mit Dornen gekrönt und gemartert worden. Ich werde mich stets der Theilnahme und der Bewunderung erinnern, mit welcher Yvonne und Benjamin, als sie nach Hause zurückgekehrt waren, ihren Bruder betrachteten. Er mußte sich zwischen sie niederlassen. Alsdann untersuchten sie seine Wunden und bedeckten sie mit zärtlichen Küssen. Der Vater war ebenfalls zugegen. Er fühlte sich glücklich und war stolz darauf, seinen Sohn als Märtyrer wiederzusehen. Er mußte ihnen von seiner weiten Reise erzählen und von seinen schmerzlichen und gefahrvollen Erlebnissen, von der Beschaffenheit und von den Gebräuchen dieses seltsamen Landes und von den Bekehrungen die er vollbracht hatte. Benjamin namentlich hörte ihm mit lebhafter Aufmerksamkeit zu, mit einer Begeisterung, welche mit jedem Tage sich zu steigern schien. Als Gabriel die Absicht äußerte, demnächst wieder dahin abzureisen, sagte Benjamin entschlossen: „Ich werde Dich begleiten, Bruder. Ich hege das Verlangen, mich Deinem apostolischen Wirken anzuschließen. Ich bitte Dich darum und ich will es.“ Dieser Beweis der Aufopferung für eine so heilige Sache erfüllte uns Alle mit Ehrfurcht und Bewunderung. Selbst der alte Penhoel, hingerissen vom ersten Eindruck, belobte den muthigen Entschluß seines jüngsten Sohnes. Allein sich sammelnd, sagte er mit thränenfeuchten Augen: „Ich habe nur noch euch Beide. Wenn auch ihr sterben würdet!“ Yvonne entgegnete: „Wenn man stirbt wie Brinuc und wie Corentin und

wie es vielleicht auch mit Benjamin und mit Gabriel der Fall sein wird, indem die Einen Menschen und die Anderen Seelen zu retten beflissen waren, was im Dienste Gottes geschah, dann ist der Tod eine Belohnung und eine Wohlthat." Indem sie dies sprach, glich Yvonne jenen christlichen Jungfrauen, welche einst mit verklärtem Angesicht, ein himmlisches Lächeln auf den Lippen und ihr letztes Gebet auf dieser Erde verrichtend, in Mitte des Circus der Märtyrerkrone harrten und welche als Heilige im Himmel thronen.

„Reiset alle Beide," sagte der alte Penhoel, „und wenn der Herr gebietet, daß ich allein auf dieser Welt zurückbleiben soll, so geschehe sein Wille." Einige Tage darauf schifften sich Gabriel und Benjamin nach China ein. Von Weitem noch winkten der Vater und die junge Schwester den beiden Missionären zum Abschied nach. Alsdann knieten wir uns alle drei am Fuße des großen Kreuzes nieder, welches sich auf einer Anhöhe am Ufer des Meeres erhebt.

Bis jetzt hatte der Greis noch keine Thräne vergossen. Als er aber in das verlassene Haus trat, sank er wieder auf den alten Lehnsessel, um welchen ehemals seine vier Söhne versammelt waren und nun erst begann er zu weinen. „Ich bleibe Dir noch übrig, mein Vater," sagte Yvonne, ihn umschlingend und sein Silberhaar küssend. Ich meinerseits hatte die beiden Hände des Alten ergriffen und rief ihm aus vollem Herzen zu: „Bin ich nicht auch Dein Sohn?" Ach! ich hatte in diesem Augenblicke die Schuld vergessen, die ich dem Vaterlande noch abzutragen verpflichtet war.

Der Tag der Abreise nahte heran. Mein Onkel blieb unerbittlich. Ich mußte abreisen. Der alte Penhoel umarmte und segnete mich, indem er mir sein Versprechen erneuerte, daß ich der Gatte seiner Tochter werden würde. „Muth, mein Bräutigam,“ sagte Yvonne zu mir, „seine Schuldigkeit thun, seinem Lande dienen, heißt auch dem Herrn dienen.“

„Bald verbreitete sich der Ruf der beiden Missionäre weit und breit und verschaffte ihnen neue Proselyten. Nur noch einige Zeit und die ganze Provinz würde sich wahrscheinlich zum Christenthum bekehrt haben. Allein die Eifersucht der budhaistischen Priester war damit nicht einverstanden und ihr Fanatismus rief den Zorn der Verfolger und ihrer Henker wieder wach. Die Brüder Penhoel ließen sich jedoch durch diesen ersten Sturm nicht irre machen; es gelang ihnen sogar, ihn durch Sanftmuth und durch die Kraft ihres Glaubens für diesmal zu beschwichtigen. Doch bald verdoppelte sich die Wuth ihrer Gegner, welche alle bösartigen Leidenschaften heraufbeschworen, alle Tücken des asiatischen Menschen aufregten und gegen sie benützten.

Am selben Tage, an dem sie in der Kapelle sich versammelt hatten, um dem Allmächtigen zu danken, der sie, wie es schien, vor der Verfolgung ihrer Feinde beschützt hatte, wurde das Dorf plötzlich umzingelt und von beutegierigen Soldaten überfallen, welche einem Haufen blutdürstiger Tiger glichen. Widerstand war unmöglich.

Man drang in die Christen, ihren Glauben abzuschwören, welchem Ansinnen sie sich jedoch widersetzten. Vergebens war es, daß man das Dorf in Brand steckte, umsonst, daß man ihnen mit dem Tode drohte, daß man Einige von ihnen marterte oder kreuzigte. Keiner war schwach genug, daß er nachgegeben hätte, trotz der ausgesuchtesten Martern.

Freilich waren es die beiden Brüder Penhoel, welche am grausamsten gepeinigt wurden, welche jedoch mit dem heldenmüthigsten Beispiel vorangingen. Während sie ihren Henkern zulächelten, enthusiasmirten sie zu gleicher Zeit die übrigen Schlachtopfer und sangen das Lob des Herrn. Die Unmenschen, an der Möglichkeit verzweifelnd, solchen Glaubensmuth zu bewältigen, ersannen ein schreckliches Mittel, um mit ihnen ein Ende zu machen. Sie sandten nach einigen Fahrzeugen, welche alsbald auf dem Flusse erschienen und deren Kiele zum öffnen eingerichtet waren. Die sämmtlichen Christen wurden auf dieselben geschleppt, Männer und Frauen, Greise und Kinder, mit Ausnahme derjenigen, welche an die Kreuze genagelt, im Todeskampfe begriffen waren.

Die beiden jungen Priester waren zuletzt eingeschifft worden. Als die Fahrzeuge die Mitte des Flusses erreicht hatten, wurden am Boden die Klappen geöffnet und alle auf den Booten befindliche Christen fanden ihren Tod in den Wellen. Die Meisten dieser Unglücklichen tauchten noch einmal auf der Oberfläche des Wassers empor, sich mit den Augen suchend, sich bei Namen rufend und sich umarmend. Zu beiden Seiten des Flusses waren Soldaten aufgestellt, welche die Ertrinkenden mit ihren Pfeilen

und Kugeln durchbohrten. Dazwischen konnte man das wilde Geschrei uud das Hohngelächter der Henker vernehmen, während die Schlachtopfer theils Todesseufzer ausstießen oder fromme Gesänge anstimmten. In Mitte dieser Unglücklichen schwammen Gabriel und Benjamin, mit der Rechten den Segen ertheilend. Immer geringer wurde die Zahl derer, die sich noch in ihrer Nähe emporhielten. Eine junge Mutter hob ihr Kind über das Wasser empor; zwei Verlobte riefen sich das letzte Lebewohl zu. Noch immer schwammen die Brüder Penhoel umher und ließen nicht ab, den Segen zu spenden. Da ertönte von beiden Ufern zugleich das Knallen der Gewehre. Auf dem Wasser ließ sich ein letzter Schrei vernehmen. Von der ganzen Heerde war keine Spur mehr zu entdecken, die beiden Hirten ausgenommen. Noch immer schwammen und se neten sie. Endlich umarmten sie sich, die Augen ge Himmel gewandt. In diesem Augenblicke wurden sie von den letzten Kugeln getroffen. Man konnte im Flusse nichts mehr entdecken, als zwei lange Talare, welche die Strömung mit sich fortriß.

Bis jetzt hatten die Henker auf den beiden Seiten des Ufers ihre mörderische Arbeit unter wilden Gesängen und Tänzen verrichtet. Als jedoch keine Opfer mehr vorhanden waren und Todtenstille über den Fluß sich verbreitet hatte, hielten sie plötzlich inne und verstummten, als schämten sie sich insgesammt ihrer blutigen That. Vielleicht däuchte es ihnen, im strahlenden Schimmer der untergehenden Sonne die Gestalten der Märtyrer gen Himmei emporschweben zu sehen.

„Dies erzählte mir Yvonne! Alsdann blickte sie mich an, freundlich aber ergriffen. „Mein Freund," sprach sie, „Du begreifst jetzt, daß ich mich nicht mehr verheirathen kann." „Ja, entgegnete ich, sogleich nicht, aber in einigen Monaten, in einem Jahre." „Niemals," sagte sie. „Vergebens widersprach ich ihr im Namen unserer Liebe. Sie unterbrach mich mit einer flehenden Bewegung. Sodann fuhr sie mit halb erstickter Stimme, aber fest entschlossen, fort: „Höre mich bis zu Ende an, es muß sein. In der Familie Penhoel war es von jeher herkömmlich, daß sich ein Mitglied derselben dem Dienste Gottes widmete. Meine Brüder sind todt. An mir ist es, ihre Stelle einzunehmen. Ich habe mich entschlossen, in ein Kloster zu gehen und barmherzige Schwester zu werden." „Du liebst mich also nicht mehr," rief ich schmerzlich „und hast mich auch niemals geliebt." „Ich habe Dich geliebt, ach! ich liebe Dich noch immer," erwiederte sie, „und ich werde Dich ewig lieben. Sieh, ich weine, indem ich Dir es sage und von Dir Abschied nehme. Mein Herz ist gebrochen; allein es ist dies eines jener Opfer, welche dem Herrn wohlgefällig sind. Ich höre seine Stimme, die mich zu ihm ruft. Von nun an gehöre ich den Armen, den Kranken und allen denen, welche leiden." „Und glaubst Du denn, daß ich nicht ebenfalls leide?" fiel ich ihr im Ton der Verzweiflung in die Rede. „Du hast mir Dein Wort gegeben und ich werde Dich Jedem streitig machen, selbst unserm Herrgott." Yvonne legte ihre Hand auf meine Lippen und sagte mit wehmüthigem Lächeln: „Ich bin meines Wortes nicht uneingedenk geworden," sagte sie, „allein ich hoffe, Du wirst

mich selbst desselben entbinden. Entgegne mir nicht, daß es Dir unmöglich sei. Sage mir es, nur heute nicht. Auf Morgen, auf Morgen."

Ich entfernte mich, indem ich mir selbst den Schwur that, von Yvonne nie zu lassen. Sie wurde jedoch nach kurzer Zeit so hinfällig und so bleich, daß ich befürchtete, sie möchte krank werden. Zuletzt glaubte ich, daß sie sterben würde. Sie klagte zwar über kein Unwohlsein, auch äußerte sie sich nicht mehr über ihr Vorhaben, nur wenn wir einer barmherzigen Schwester begegneten, so belebten sich ihre großen schwarzen Augen und strahlten in himmlischem Feuer. Sobald ich abwesend war, beeilte sie sich, die Kranken, die Armen und Bedrängten zu besuchen. Sie betrachtete sich jetzt schon als deren Schwester.

Eines Tags traf ich sie in Mitte kleiner Kinder, welche Tags vorher noch in Lumpen gehüllt waren und die sie neu gekleidet hatte. Sie unterrichtete sie im Gebete. Wie schön und rührend sah sie aus, meine theure Yvonne!

Ich richtete an mich selbst die Frage, ob ich berechtigt sei, mir ein so tugendhaftes und erhabenes Geschöpf anzueignen. Mit Worten den innerlichen Kampf auszudrücken, der in mir tobte, wäre eine Unmöglichkeit. Gott selbst schien sich gegen mich verschworen zu haben. Vielleicht war er eifersüchtig.

Eines Abends lustwandelten Yvonne und ich, ohne uns über die Richtung des Wegs Rechenschaft ablegen zu können, bis wir endlich bemerkten, daß wir uns weit von der Stadt entfernt hatten. Ich sah, daß meine Begleiterin ermüdet war. Ich bat sie, sich auf dem Vorsprung eines Felsens niederzulassen. Zu unsern Füßen lag der Ocean,

über uns wölbte sich der Sternenhimmel. Zu unserer Rechten, in Mitte der Ebene und vom fahlen Schein des Mondes matt beleuchtet, liß sich ein Kirchthurm erkennen, der Thurm eines Klosters, noch dazu eines Frauenklosters. Plötzlich ließ sich der Schall einer Glocke vernehmen. Man läutete den Abendsegen. Eine unüberwindliche unsichtbare Macht nöthigte mich unwillkürlich das Haupt zu beugen. Als ich mich wieder empor richtete und mein Blick auf Yvonne fiel, bemerkte ich, daß sie schneeweiß wie ein Leichentuch aussah. Sie blickte unverwandt nach dem Thurm. Thränen rollten leise über ihre bleichen Wangen. Ich ergriff ihre Hand. Sie war glühend heiß. „Yvonne," rief ich erschrocken, „Du hast das Fieber." „Ja," gab sie zur Antwort, „es ist das fieberhafte Sehnen nach den Werken der Barmherzigkeit." Dabei lächelte sie, einem Engel gleich, der zum Himmel zurück schweben wollte. „Du willst es wirklich und unwiderruflich, Yvonne?" rief ich schluchzend. „Gibst Du meinen Bitten nach?" fragte sie sichtbar erfreut. Neuerdings ertönte die Glocke, als wollte sie Yvonne in das Kloster rufen. „So gehe, Du bist frei," sagte ich mit halb erstickter Stimme, das Gesicht mit beiden Händen bedeckend. Da fühlte ich in den Haaren meines Kopfs einen flüchtigen Kuß und vernahm eilige Tritte in der Richtung nach dem Kloster. Vergebens bemühte ich mich aufzustehen, ihr nachzueilen, ich vermochte es nicht, mich von der Stelle zu bewegen. Mir däuchte, ich sei durch eine eiserne Hand am Boden festgenagelt worden. Wie lange dieser Zustand gedauert, ich könnte es nicht mehr sagen. Nur soviel erinnere ich mich noch, daß, als ich wieder zu mir kam, als ich mich aufrichten konnte, um Yvon-

nes Spur zu verfolgen, es schon zu spät war. Schon hatte sich die Pforte des Klosters hinter ihr geschlossen. Am folgenden Tage wollte ich sie noch einmal sprechen, allein man versagte mir den Zutritt. Ich versuchte es noch Einigemale, jedoch ebenso vergeblich. Verstört, niedergedrückt und vernichtet irrte ich wie ein Verrückter umher, bis endlich meine Kräfte nachließen und ich halbtodt am Rande eines Grabens niedersank. Ein langwieriges und heftiges Fieber war die Folge der übermäßigen Aufregung. Nachdem ich gerettet worden, als das Bewußtsein und mit ihm das Erinnerungsvermögen sich wieder einstellte, da glühte noch die Liebe in meinem Herzen, doch sie war besiegt und in ihr Schicksal ergeben. Ein einziger Wunsch regte sich noch in mir, nämlich nur noch Einmal diejenige sehen zu können, welche ich verloren hatte. Ein würdiger und vortrefflicher Greis, ein Geistlicher, der mir beigestanden und mich getröstet hatte, sagte zu mir: „Am Vorabend des Tages, an welchem Sie wieder so kräftig sein werden, in Ihr Regiment einrücken zu können, werde ich Sie selbst zu ihr hinführen.“ Die Wiedergenesung schritt in Folge dieses hoffnungsvollen Trostes rasch voran. Bald darauf war ich bereit, mich auf den Weg nach dem Kloster zu machen. Man hielt mir das gegebene Versprechen. Ich sah sie wieder. „Verzeihe,“ sagte sie, errathend an der Blässe meines Gesichts, was ich seither ausgestanden, „verzeihe mein armer Kerkadec. Vertrauen wir auf Gott. Er ist gut. Er vereinigt im Jenseits diejenigen alle, die er hienieden zu trennen für gut befunden hat. Er verbindet die Seelen in der himmlischen Heimath. Lasse daher den Muth nicht sinken, mein Bruder, habe Geduld und Muth.“ Und als letzten Beweis

irdischer Anhänglichkeit überreichte sie mir diese kleine Medaille von unserer lieben Frau von Auray, mit dem Bemerken, daß sie mir Glück bringen werde. Von diesem Tage an hatten wir uns nicht wieder gesehen. Aber während der Stunden, wo ich oft für mich hinträumte, während den langen Abenden und den Nächten des Bivouaks, hatte ich zu mir gesagt, indem ich den Himmel betrachtete, den sie mir als den Ort unseres künftigen Wiederfindens bezeichnet hatte: „Wenn wir uns wieder begegnen, so wird es ein Vorzeichen sein, daß die Stunde der Vereinigung geschlagen hat. Sonderbares Vorgefühl! Es ist für mich zu einer Art von Hoffnung geworden. Denke Dir meine Gemüthsbewegung, meine Freude. Diese Frauengestalt, welche vorhin an uns vorüberging, die Schwester Therese, es war Yvonne."

Der Kapitän Kerkadec schwieg, in tiefes Träumen versunken. Der andere Offizier, die schmerzvolle Stimmung desselben ehrend, wandte das Auge langsam nach dem Horizont, an dessen östlichem Rande sich ein rosiger Schein zu entfalten begann. Da ertönten Trompetenstöße, die sich gegenseitig Antwort ertheilten. Es war das Zeichen zur Schlacht. Die beiden Kapitäne eilten zu ihren Kompagnien, nachdem sie sich vorher noch die Hand gedrückt und sich stillschweigend gegenseitig einen glücklichen Ausgang gewünscht hatten. Für den Bretonen gab es nur eine einzige Art von Glück, nämlich den Tod, womöglich mit Yvonne. Er hatte wie eine Ahnung das Gefühl in sich, daß es so ge-

schehen werde, ja er hoffte es sogar. Die Schlacht dauerte noch keine volle Stunde, so sank er tödtlich getroffen nieder. Eine Schwester, welche sich zufällig in seiner Nähe befand, hatte ihn fallen sehen und eilte auf ihn zu. Es war die Schwester Therese, es war seine geliebte Yvonne.

Kerkadec hatte schon die Sprache verloren, doch erkannte er sie und war noch im Stande, ihr eine kleine Medaille von unserer lieben Frau von Auray zu weisen, die er treulich auf der Brust getragen hatte. Mit der andern Hand deutete er gegen den Himmel. Die Schwester Therese verstand dies Zeichen des Abschieds. Sie hatte am Abend vorher gleichfalls ihren früheren Verlobten sogleich erkannt. Auch sie beseelte eine gleiche Ahnung. „Ja, bald, recht bald," flüsterte sie dem Sterbenden zu. Sie wollte weiter sprechen, als eine Kugel ihr die Brust durchbohrte und sie neben ihm hinstreckte. Sie hauchten zu gleicher Zeit ihre Seelen aus, die Augen auf einander gerichtet und bei den Händen sich haltend.

„Und gewiß," setzte der Offizier bei, von welchem ich diese Erzählung hörte, ganz gewiß sind sie an den Stufen des Thrones Gottes angelangt, der die Seelen der Liebenden vereinigt.

Inhalt.

Gg. Franz'sche Buchdruckerei (J. Bolster).